Schuldlos geopfert.

Dritter Band.

Schuldlos geopfert.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

Dritter Band.

Berlin 1896.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Es waren einige Wochen vergangen; der Sommer begann sich zu neigen, die Felder standen leer, von den Linden im Garten des Guilerinschen Hauses fielen die ersten Blätter. Paula hatte die Zeit seit dem Tode ihres Gemahls in tiefer Zurückgezogenheit verlebt und nur einmal ihr Haus verlassen, um Andrea aus dem Kloster zu sich zu holen.

„Mir sagte die Äbtissin," sprach sie zu ihr, „daß Du des schwesterlichen Beistandes in kurzem bedürfen würdest. So lasse mich denn an der Stelle sein, wo Deine Mutter und Dein Gatte stehen müßten, damit Dein Kind nicht von fremden Armen in fremder Welt empfangen werde."

Über Andreas Wangen rollten schwere Thränen. „Ein heimatloses Geschöpf, das vielleicht niemals seines Vaters Antlitz schauen wird," sagte sie vor sich hin.

Paula blickte sie mitleidig an. „Wußte Leonhard darum, als Du ihn verließest?"

„Nein, ich wußte es selbst nicht."

Die Freifrau schlang die Arme um sie. „Weine nicht," tröstete sie, „Du bist fortan immer bei mir, Dein Kind wird das meine, mein Haus Eure Heimat sein, bis Gottes Gnade Dich wieder mit Deinem Gatten vereint. Ach, es kann ja nicht anders sein. Der Himmel muß endlich unsere Gebete erhören und ihnen die Freiheit schenken, um die wir Leid tragen."

Andrea trocknete ihre Thränen. „Ich muß Dir eine Mitteilung machen," sagte sie etwas gefaßter, „die auch für Dich von Wert sein kann. Gestern sandte mich die Äbtissin mit einer Laienschwester in die Stadt, um mehreren Kranken Stärkungsmittel zu bringen. Auf dem Rückwege sprach mich ein Bettler an. Ich erkannte ihn sogleich. Es war Taquet, von dem ich Dir erzählte, der sich für des Prinzen Freiheit bei Richelieu verwenden wollte."

„Der Kardinal ist auf Portugals Seite," erwiderte Paula, „ist sein Bemühen ihm gelungen?"

„Er konnte mir nichts Näheres darüber sagen, weil die Laienschwester zugegen war. Doch weiß ich, wo er sich aufhält, und willst Du ihn sprechen, lässest Du ihm wohl eine Botschaft zukommen, damit er sich bei Dir einfinde."

„Es soll geschehen," antwortete Paula nachdenklich, „er wird den Prinzen selbst sehen wollen. Wie wäre das zu ermöglichen?"

„Daran ist leider nicht zu denken; die Gefahr für beide wäre zu groß. Taquet zählte bisher auf mich, seine Aufträge zu vermitteln, doch ist

der Weg dazu mir abgeschnitten. Siehst Du den Prinzen nicht?"

„Ich sah ihn lange nicht, weil meines Mannes Krankheit mich hinderte, Maria Stubenberg zu besuchen, und auch für die nächsten Wochen ziemt es mir, als Witwe mich in mein Haus zu verschließen."

„Die gebieterische Notwendigkeit hebt zuweilen die gewohnte Sitte auf, und sie muß es, wenn der Dienst für einen anderen uns ruft. Gedenke dessen, teure Paula, und lasse Dein Herz nicht von der Forderung der hohlen Welt unterjochen."

„Es wird dies nie geschehen, Andrea, sei dessen gewiß, denn es hängen Menschenleben an der Entscheidung, die uns jener Bote bringt, und von seinen Worten will ich auch mein Handeln abhängig machen."

Frau von Juconer wurde die Zurückgezogenheit bald lästig, in welcher ihre Tage jetzt verflossen. Ihr Schwiegersohn war von ihr nicht in dem Maße geliebt worden, um seinen Verlust als einen Schmerz zu empfinden. Er hatte ihr als Mittel gedient, ihre anspruchsvollen Wünsche zu befriedigen, und im Grunde ihres Herzens war sie zufrieden, daß ihre Tochter jetzt die unumschränkte Gebieterin über seine Reichtümer geworden.

Außer Leipheim waren Paula noch drei andere Güter und mehrere Häuser zugefallen; für diesen großen Besitz durfte sie die freudlosen Ehemonate ohne Klage in den Kauf nehmen. Das Geld war eben doch die Hauptsache in der Welt, um sich das

Dasein angenehm zu gestalten; ihre Tochter mußte sich mit Recht für die neidenswerteste Frau der Erde halten. Wenn sich ihre Gesundheit erst etwas gekräftigt hatte, die durch die Aufregungen der letzten Zeit gelitten, so würde ihr Frohsinn wiederkehren und sie lernen, ihr Leben zu genießen, wie ihre Mutter es that.

Einen neuen Eidam wünschte sich Frau von Juconer nicht so schnell. Man konnte nicht wissen, ob er sich ihr gegenüber so gefügig zeigte, wie der verstorbene Baron, dessen Schwächen sie so wohl zu schmeicheln verstanden.

Unter dem Vorgeben, ihre Tochter ein wenig zerstreuen zu wollen, begann sie ihren zahlreichen Freundeskreis wieder um sich zu versammeln, und auch Paula wurde in natürlicher Folge veranlaßt, aus ihrer Abgeschiedenheit zuweilen herauszutreten.

„Wir haben Euch mit tiefem Bedauern vermißt," sprach Frau von Stubenberg zu ihr, als sie zum ersten Male sie wieder besuchte, „und nicht wir allein, Paula. Der Prinz fragte öfters nach Euch und nahm an Eurer Sorge, Eurem Kummer teil."

„Ihr konntet begreifen, Maria," antwortete Paula, „weshalb ich nicht kam; ich hoffe, daß wir von jetzt an wieder der alten Freundschaft pflegen. Ihr sagtet mir nicht, wie es dem Prinzen in den letzten Wochen erging."

„Er trägt, wie immer, mit bewunderungswürdiger Ergebung sein Geschick und ist für jede geringe Erleichterung dankbar, die mein Mann und ich ihm

verschaffen. Wir haben unlängst von unserem Garten zu dem seinen eine Verbindung herstellen lassen, um es ihm zu ermöglichen, unseren Garten zu seinen Spaziergängen zu benutzen. Wenn es Euch gefällt, gehen wir hinab; es muß die Stunde sein, da er zu kommen pflegt, und es wird ihn sicherlich freuen, Euch zu sehen."

„Meine Mutter wollte mich von hier abholen," sagte Paula befangen, „sie müßte schon hier sein."

„Ich gebe einem meiner Diener den Auftrag, sie zu uns zu führen," erwiderte Maria Stubenberg leichthin. „Wir sind im Garten aufzufinden."

Sie schritten langsam hinab. Die Hausfrau lenkte Paulas Aufmerksamkeit auf einige seltene Blumen, die noch blühten, auf verschiedene Verschönerungen, die sie in der Zwischenzeit in ihrem Garten hatte anbringen lassen. Die Freifrau hörte halben Ohres zu. War das seine Gestalt nicht, die dort unten am Ende des Laubganges plötzlich auftauchte? Ihr Atem ging schneller. Er war es nicht; es war der Sohn des Hauses, Herr Eberhard, der, von seinen Hunden begleitet, vor ihnen erschien.

„Sahest Du Dom Duarte nicht?" redete seine Mutter ihn an.

„Er kommt soeben von seinem Hause her," antwortete der Jüngling. „Ich wollte nicht mehr mit ihm sprechen, da Götz und Taubenheim mich zum Ausritte erwarten."

Er verabschiedete sich und verließ den Garten, die Edelfrauen gingen weiter, um wenige Minuten

später dem Gefangenen gegenüberzustehen, der durch die Heckenpforte eingetreten war.

Maria Stubenberg vermochte der helle Freudenglanz nicht zu entgehen, der sich über seine Züge breitete, als er ihrer Begleiterin ansichtig wurde.

„Ich bringe Euch heute eine ungeahnte und dafür um so holdere Überraschung, Prinz," sagte sie harmlos lächelnd. „Frau von Guilerin schenkt mir nach langer Zeit einmal ihre Gegenwart. So freue ich mich, daß der Zufall Euch Gelegenheit giebt, sie gleichfalls zu begrüßen."

Duarte richtete einige förmliche Worte an Paula und wandte sich dann in seinem Gespräche fast nur an die Hausfrau, alltägliche Dinge mit ihr erörternd und dabei in der Geliebten Antlitz schauend, die gesenkten Blickes neben ihm ging.

Wie schön sie war! Das dunkle, hochreichende Gewand, die schwarze Witwenhaube schienen eigens dazu gemacht, die weichen Formen, die durchsichtige Blässe ihrer Züge zu heben, deren Anblick er so lange entbehrt hatte. Er konnte endlich der Versuchung nicht mehr widerstehen, zu ihr zu sprechen, nur um den Klang der süßen Stimme wieder zu vernehmen.

„Eure kleinen Schwestern waren seit einigen Tagen nicht bei mir, edle Frau," sagte er. „Ich hoffe, daß sie meiner nicht vergessen haben."

„Nicht das, Hoheit," antwortete Paula, „die Kinder hatten, um bei Euch zu sein, ihre Arbeiten versäumt und ich mußte darauf dringen, daß sie dies nachholten."

„So bin ich schuld an der Versäumnis?“ scherzte er. „Vergebt es mir. Die Stunden gehen langsam dahin; leicht möglich, daß ich sie länger zurückhielt, als ich sollte. Ihr werdet ihnen von nun an verbieten, bei mir zu sein.“

„Ich würde einen schweren Stand den Kleinen gegenüber haben, wenn ich so hartherzig sein wollte,“ erwiderte sie lächelnd. „Sie sprechen schon am frühen Morgen davon, wann sie Euch besuchen dürfen.“

Ein Diener kam den Gang herabgeeilt, Maria von Stubenberg zu benachrichtigen, daß Frau von Juconer ihrer warte. Die Baronin kehrte in das Haus zurück.

„Wir holen Euch, Paula, wenn Eure Mutter heimzukehren wünscht,“ sagte sie, als Paula Miene machte, sie zu begleiten. „Euch, mein Prinz, hoffen wir morgen abend bei uns zu sehen.“

Das graue Sammetgewand war zwischen den Bäumen verschwunden; Duarte ergriff der Geliebten Hände, als er sich mit ihr allein sah, und drückte sie an seine Brust.

„Endlich,“ flüsterte er, sie heißen Blickes betrachtend.

Sie versuchte ängstlich, sich zu befreien. „Lasset mich, lasset mich,“ bat sie zitternd.

„Nie mehr,“ entgegnete er, „wenn es in meiner Macht stände. Wie ich diesen Augenblick ersehnte, der Dich mir für kurze Minuten schenkt, so wird mein Herz fortan kein anderes Sehnen mehr kennen, als Dich ganz mein eigen zu heißen. Paula, stolzes

Weib, wende Dich nicht ab; in Deinen Augen steht geschrieben, was mir Deine Lippen auch noch heute grausam verschweigen wollen und was ich ja dennoch lange schon weiß: Du liebst mich."

„Unaussprechlich," hauchte sie und in Scham erglühend barg sie ihr Antlitz an seiner Schulter.

„Geliebteste!"

Seine Arme schlangen sich fester um sie; sie richtete langsam ihr Haupt empor; er sah ihr Auge in Thränen schimmernd das seine suchen; seine Lippen neigten sich auf die ihren.

Sie drängte ihn endlich sanft von sich. „Ich habe Dir eine Botschaft auszurichten," sagte sie.

„O, lasse uns von nichts jetzt sprechen, das uns in die Wirklichkeit zurückruft," wehrte er ab. „Die Welt liegt hinter uns; ich sehe und höre nur Dich."

Er zog sie zu einem der bemoosten Steinsitze, die im Schatten der Bäume standen.

„Wenn meine Mutter und die Baronin wiederkämen," erinnerte sie.

„Frau Maria wird nicht kommen," entgegnete er, „sie ahnt es längst, wie ich mich nach Dir sehnte und wird uns diese kurze Freiheit gönnen, in der ich abermals ein Gefangener — der Deine, bin."

Seine Hand streifte die Florhaube von ihrem Haare; sie suchte ihn vergebens zu hindern.

„Ich kann den Witwenschleier nicht auf Deinem Haupte sehen," sprach er, „er mahnt mich daran, daß Du einem anderen gehörtest und ich möchte Dich haben, wie Du in Leipheim mir erschienen, damals,

als ich Dich zu lieben begann und Du mich mit Deiner herben Unnahbarkeit immer wieder von Dir scheuchtest. Wie oft in jenen Tagen kämpfte ich mit dem Verlangen, Dich in dem kleinen Hause aufsuchen zu dürfen, das Deine Wohnung war. Dann aber sah ich Dein Auge fragend, staunend auf den Eindringling geheftet und ich hatte nicht den Mut, meinen Vorsatz auszuführen. Weißt Du wohl, wie grausam Du Dich zeigtest, wie Du meine Entsagung mir schwer gemacht?"

Sie lächelte zu ihm empor. „Durfte ich anders sein, geliebter, ungestümer Mann? Ich hatte jene tiefe Scheu vor Dir, die uns mit warnender Stimme zuflüstert, daß wir vor der Wendung unseres Schicksals stehen. Ich wich Dir aus, weil ich es fühlte, wie teuer mir jeder Augenblick in Deiner Nähe wurde. Was konnte ich Dir sein, der vielleicht nur, um einen müßigen Tag zu kürzen, mit dem unwissenden Landmädchen plauderte? Dein Weg schien sich in glanzvoller Höhe zu verlieren, ich würde in der Dunkelheit zurückbleiben, in der sich mein Dasein abspann. Ich gab mir Mühe, nicht an Dich zu denken, und erst als ich die Braut des anderen geworden, ward es mir klar, daß ich beständig Dein gedacht."

„Ich wurde eine geringe Zeit irre an Dir, als ich von Deinem Verlöbnis hörte," erwiderte er, „ich konnte es mit dem hehren Zauber Deines Wesens nicht vereinen, daß Du nach Rang und Reichtum verlangt habest, noch war es mir möglich, das keusche

Heiligenbild, zu dem ich aufgesehen, an der Seite jenes traurigen Greises mir vorzustellen. Da sah ich Dich an Deinem Feste, ich las in Deinen bleichen Zügen, was Dein Mund mir nie gestanden hätte, und seit jener Stunde mußte ich Dich doppelt lieben um des stillen Heldentumes willen, mit dem Du Dein Opfer auf Dich nahmest."

Sie schaute in die flammenden, blauen Augen, die verzehrend auf ihr ruhten, und lauschte wie traumverloren den Worten, die zu ihr diese fremde und doch so berauschende Sprache redeten. War dies noch Leben, war sie noch auf dieser Erde, der mühseligen, leiderfüllten, und war es möglich, daß ein sterblich Herz soviel an Glück zu fassen vermochte, ohne daran zu brechen?

„Wie oft, wie oft," fuhr er erregt fort, „klagte ich mich an, daß ich es jenem gestattet hatte, Dich mir zu rauben, daß ich zu feige war, die Bedenken zu überwinden, die mich von Dir fern hielten. Sie sind zerstoben jetzt, zerflattert vor der stärkeren Macht des Verhängnisses, das mich aus meiner Bahn zu reißen kam. Das Unglück auch hat sein geheiligt Recht, Paula. Mit diesem Rechte fordere ich Dich mir vom Schicksal, mit diesem Rechte bist Du mein."

Er hielt die zitternde, erglühende Frau an seinem Herzen und küßte ihre Augen, ihre Lippen, ihr Haar. Sie lehnte wie betäubt in seinen Armen und duldete widerstandslos seine Liebkosungen. Ihr war es, als müsse es nach dieser Stunde ein Wiedererwachen nur in ferner Ewigkeit geben.

Die Sonne warf im Scheiden ihre goldenen Lichter durch das Blätterdach und kühler Wind strich durch den Garten; eine Glocke läutete im nahen Kloster die Vesper ein.

Duarte schrak empor; es war die Zeit, da er in sein Gefängnis zurückkehren mußte; Navarro würde seine Wächter senden, ihn zu suchen.

Auch Paula war zusammengezuckt; der Traum zerriß, ein schneidend Schwert, legte die kalte Wirklichkeit sich wieder zwischen sie.

„Wir müssen scheiden," sprach Duarte dumpf.

Sie gingen langsam dem Ausgange des Gartens zu.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte er.

„Rufe mich und ich komme," antwortete Paula.

„Ich lasse Dir durch Deine Schwestern einige Zeilen übermitteln," sagte der Prinz, „wir werden, wie ich hoffe, in dem Austausche dessen, was wir schriftlich uns mitzuteilen haben, nicht mehr behindert sein."

„Ich gab mit bitterem Kummer die wenigen Blätter her, die mir Dein Gedenken brachten," sprach Paula. „Willst Du die Verse mir nicht zurücksenden, die ich kaum gelesen dem Baron ausliefern mußte?"

Er schüttelte den Kopf. „Du wirst ein anderes Gedicht erhalten, jenes nicht mehr, das seine Hand berührte."

„Bist Du des Toten noch eifersüchtig, der mein Gatte war?"

Er preßte krampfhaft ihre Hand. „Ich bin es

noch; ich werde es immer sein, denn er durfte Dich besitzen."

„Auch er litt schwer, Geliebter, denn er wußte, daß mein Herz Dir gehörte."

„Er konnte nicht mehr leiden, als ich, wenn ich mir vorstellte, daß er zu jeder Stunde über Dich gebieten konnte, daß seine knöcherne Hand sich nach Dir ausstreckte, seine Augen Deine Schönheit sahen."

Sie legte ihre schlanken Finger begütigend auf seinen Arm. „Nichts mehr davon, Teurer," sagte sie leise, „die Fessel ist gelöst und ich bin Dein."

Die Hecke, welche beide Gärten schied, zeigte sich vor ihnen; zwischen den Gemüsefeldern drüben sahen sie die Dragoner auf und nieder gehen, die den Prinzen erwarteten.

„Ich habe Dir noch die Mitteilung zu machen, die Du vorhin nicht hören wolltest," sprach Paula, „heute in der Frühe war ein fremder Mann bei mir, der sich François Taquet nannte und von Paris kam, wo er sich bei dem Kardinal für Dich verwendet hat. Er hofft, daß der Einfluß Frankreichs mächtig genug sein wird, um Deine Befreiung zu erwirken, auch rät er Dir, an den heiligen Vater Dich zu wenden, um durch ihn den Kaiser zu bestimmen."

„Ich will es thun," erwiderte Duarte, „der heilige Vater war mir stets wohlgeneigt. Vielleicht daß er sich meiner Bitte günstig zeigt."

„Taquet ist voller Eifer und voller Mut für Deine Sache," bemerkte Paula. „Er hat unzählige Pläne entworfen, die er zu verwirklichen hofft, um

Dir beizustehen, und er weiß, daß er an mir seine getreueste Bundesgenossin fand. Gieb Deine Aufträge mir für ihn, sowie die Briefe, die Du ohne Wissen Deiner Hüter befördert haben willst. Die Antwortschreiben werden auf demselben Wege zu Dir zurückgelangen."

Duarte atmete tief auf. „Möge es ihm gelingen, was er erstrebt," sagte er. „Die Freiheit dünkte mir niemals lockender als jetzt, da sie mich mit Dir vereinen soll. — Und jetzt leb wohl, Du Gnadenbild an meinem Wege; es wird an meinem öden Tage fortan nur noch eine einzige Stunde geben — die, welche Dich wieder zu mir führt."

Er ließ sie zögernd aus seinen Armen; es war keine Zeit mehr zu verlieren. Navarro erschien unter der Thür des Hauses drüben, Duarte schritt durch die Pforte des Stubenbergschen Gartens ihm entgegen, Paula wandte sich mit einem tiefen Seufzer ab, um in das Haus zu gehen.

Frau von Juconer war bereits zum Heimwege gerüstet, als ihre Tochter in das Zimmer trat, wo sie mit Maria Stubenberg ihrer wartete.

„Ich wollte Dich im Garten aufsuchen," sagte sie, prüfenden Blickes sie betrachtend, „die Baronin riet mir, es nicht zu thun, da der Prinz von Braganza mit Dir sprechen wolle."

„So war es auch, meine Mutter," erwiderte Paula so beherrscht, als es ihr möglich war. „Ich sah den Prinzen seit des Barons Tode zum ersten Male."

„Und es war begreiflich," fiel die Hausfrau ein, „daß er ihr sein Beileid aussprechen wollte. Am morgenden Abend hätte er sie im Kreise meiner Gäste getroffen. Man meidet das, wenn man sich Ernsteres zu sagen hat."

„Willst Du die Einladung für morgen annehmen?" fragte Frau Petronilha scheinbar unbefangen.

„Ich werde es mit großer Freude thun," antwortete Paula wider ihren Willen errötend, „und es entspricht ja auch Eurem Wunsche, wenn ich Euch recht verstand."

„Ihr habt keinen Grund mehr, mich durch eine Ablehnung zu kränken, Paula," sprach Frau von Stubenberg, „es ist keine geräuschvolle Lustbarkeit, die ich Euch biete und ich zähle sicher auf Euch."

„Du hast seit langer Zeit meines Rates nicht mehr begehrt, Paula," begann Frau von Juconer, als sie mit ihrer Tochter den Heimweg angetreten, „Du meinst mit Deiner Frauenwürde des Gehorsams ledig zu sein, der das Gebot der Mutter Dir zu einem unumstößlichen machen müßte, und glaubst nach eigenem Ermessen handeln zu dürfen, auch wenn Verstand und Überlegung Dich verhindern sollten, es zu thun. Aber noch bist Du zu jung und in den Irrgängen des Lebens zu unerfahren, um jeglicher Eingebung zu folgen, die Dir wie eine Stimme des Schicksals erscheint, weil sie Dein geheimes Wünschen trifft."

„Ich verstehe Euch nur halb, meine Mutter,"

entgegnete Paula gemessen. „Wollet Euch deutlicher ausdrücken und mir offen nennen, was Euer Mißfallen hervorrief.“

„Mein Mißfallen geht mit meiner Besorgnis Hand in Hand,“ fuhr Frau Petronilha fort, „wenn ich gewahren muß, daß Dich Dein Mitleid für den gefangenen Prinzen von Braganza weiter treibt, als es bisher geschehen durfte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Du meine Worte noch unklar findest.“

„Eure Worte nicht, wohl aber Eure Besorgnis, von der ich nicht zu unterscheiden vermag, welchem Umstande sie zu gelten hat.“

Frau von Juconer blieb stehen und sah ihre Tochter durchdringend an. „Du lebtest stets in Deiner Welt der schwärmerischen Träume, die für Deine Jugend ebenso gefahrvoll, als trügerisch sind; Du thust es auch jetzt. Du denkst, es sei ein großes und erhabenes Werk, eines dem Verderben Geweihten Trösterin zu sein, und siehst nicht ein, daß Du Deine ganze fernere Zukunft mit Deiner verliebten Thorheit verscherzest.“

„Ich ersuche Euch, das Wort ‚Thorheit‘ nicht auf mein Empfinden anzuwenden,“ erwiderte Paula entschieden, „es handelt sich um eine solche nicht.“

„Nenne es, wie Du willst. Mir, Deiner Mutter, wirst Du gestatten müssen, es ebenfalls nach meinem Sinne zu bezeichnen. Das Schicksal hat Dir ungewöhnlich große Gunst erwiesen. In der Blüte Deiner Jahre nimmst Du eine Stellung ein, um die Dich Tausende beneiden können, und all die Güter des

Lebens, die Dir verschwenderisch zu teil geworden, darfst Du bereits als unumschränkte Gebieterin genießen."

„Ihr vergesset den Preis, den ich dafür zu zahlen hatte," wandte die junge Witwe voll Bitterkeit ein.

„Es giebt traurigere Ehen als die Deine und sie müssen ertragen werden," war die Antwort. „Du selbst bist nicht ohne Schuld gewesen. Hättest Du Heribert Guilerin liebevoller behandelt, wäre er Dir auch ein liebender Gatte geblieben."

Paula schauderte; ihre Mutter achtete nicht darauf.

„Wir wurden alle nicht gefragt, ob wir den Mann heiraten wollten, den unsere Eltern uns ausgewählt," sagte die Edelfrau, „und wenn Dir Deine Ehe so zuwider war, hast Du nur kurze Zeit darunter zu leiden gehabt. Jetzt bist Du frei und um Deine Hand werden viele werben, die Dir das ungetrübteste Los und reichen Ersatz für Deinen ersten Kummer zu bieten haben. Wirst Du verblendet genug sein, sie für jenen von Dir zu weisen, der niemals Dein werden kann, weil sein Verhängnis ihn bestimmte, das Opfer für seines Bruders Schuld zu sein?"

„Ihr seid um meine Zukunft sehr besorgt, Mutter," entgegnete Paula, „soweit es in meine Hand gegeben, sie glänzend zu gestalten. Wie, wenn ich Euch nun sagte, daß ich Glanz und Wohlleben freudig von mir werfen würde, gelänge es mir da-

durch, die Schatten aus s e i n e m Leben zu nehmen und ihn vergessen zu machen, daß er leidet?"

Frau von Juconer zuckte die Achseln: „Du willst aus eigenem Entschlusse unglücklich werden; ich kann Dich nicht hindern, wenn Dir mein Wunsch und Wille nichtsbedeutend ist. Noch bist Du in dem Alter, da die Mutter Dir zu gebieten hat."

„Ich war Euch vor einem Jahre mit schwerem Herzen gehorsam, Mutter," sprach Paula ernst, „und Ihr erreichtet dadurch, was Ihr wolltet. Ihr konntet wieder in der Fülle leben, die Ihr so heiß begehrtet, den Kindern wurde ein gesichert Los in Aussicht gestellt, Ihr fragtet nicht, was ich empfand, als Ihr meine Hand in die des Mannes legtet, dessen Berührung allein mir Schrecken und Abscheu erregte, Ihr wußtet nichts von der verzehrenden Angst, mit welcher ich den Tag herannahen sah, da ich sein Weib werden sollte, und ich hätte sie Eurem Auge nie enthüllt, weil ich Euer Glück nicht trüben wollte. Doch ob ich damals Euch gehorchte, als mein Verstand mir sagte, daß ich für Eure Wohlfahrt handelte, es wird ein zweites Mal nicht geschehen, wenn mein Herz mir jetzt zu thun vorschreibt, was Ihr als eine Thorheit tadelt."

Ihre Worte klangen fest und bestimmt, ihr ganzes Wesen atmete Entschlossenheit. Frau von Juconer erkannte, daß sie bei ihrer Tochter an der Grenze ihrer Macht angekommen sei.

„Es wird Dir demnach gleichgültig sein, wohin Deine Vorsätze Dich führen?" fragte sie.

„Mein geringes, nichtsbedeutend Los wird stets dem seinen untergeordnet sein, und Gott wird mir eingeben, wie ich zu handeln habe.“

Frau Petronilha wandte sich verdrossen ab. „So gehe Deines Weges,“ sagte sie. „Du bist gewarnt, und wenn Du mir die Schuld an Deinem ersten Unglück beimissest, so behaupte später nicht, daß ich das zweite, größere nicht zu verhüten suchte.“

Paula antwortete nicht; sie mühte sich, nicht weiter vorauszudenken, als bis zu der Stunde, die sie wieder mit Duarte vereinigen sollte. Fort mit den düsteren Bildern, die sich in der Ferne zeigten, noch gehörte ihnen der Tag, den Himmelsgunst ihnen schenkte, noch war er ihr nahe, noch durfte ihre Hand es sein, die ihm die Wolken von der Stirn bannte und ihr Mund, der ihm Tröstung in dunklen Stunden zusprach.

Sie sahen sich häufig, teils in dem herbstlich werdenden Garten, teils in dem Hause Marias von Stubenberg. Auf Paulas Wangen erblühten die Rosen von neuem, die in dem Jahre ihrer Ehe erbleichten, Duarte gewann seinen früheren Frohsinn wieder, seine Wächter staunten, ihren Gefangenen zuweilen mit seiner Umgebung sorglos plaudern und scherzen zu hören, und Navarro berichtete voll Unruhe nach Wien, daß sich der Prinz mit neuen Plänen zu seiner Befreiung tragen müsse, weil sein Wesen ein völlig verändertes sei.

Lorenz von Stubenberg hielt es für angezeigt, seiner Gemahlin Vorstellungen zu machen, das gefahrvolle Verhältnis nicht zu sehr zu begünstigen.

„Dich treibt Dein warmes Frauenherz, Maria," sagte er, „den beiden, die Du Deine Freunde nennst, die kargen Augenblicke zu verschaffen, in welchen sie sich gestehen können, daß sie sich lieben. Aber meinst Du wirklich, daß Du damit ein verdienstlich Werk thust?"

„Ich dachte bis zur Stunde nicht darüber nach," erwiderte die Edelfrau, „ob es verdienstlich sei. Ich weiß nur, daß sie glücklich sind, wenn sie sich sehen, und das ist mir genug, dazu ihnen zu helfen."

„Es wäre besser, Du hättest Deine Hand nicht dazu geboten. Dein Mitleid ist hier ein verantwortungsvolles."

„Ein gefangener Mann, ein armer Mann," entgegnete Maria, „auch Ihr, Lorenz, nehmt an seinem Geschicke teil, Ihr äußert oft, wie hoch Ihr ihn schätzet."

„Das leugne ich nicht."

„Und hättet Ihr den Mut, zu den Entbehrungen, die er ungerechterweise erduldet, auch noch den Schmerz ihm zuzufügen, Paula nicht zu sehen?"

„Ich beobachte sie zuweilen, wenn sie unter Deinen Gästen sind, und frage mich, wohin es führen soll."

„Es ist unseres Amtes nicht, sie zu überwachen," sprach Frau Maria. „Seit ich entdeckte, wie er litt, als ihres verstorbenen Mannes Wille sie so lange unserem Hause fern hielt, war es mein Vorsatz, ihm das Geringe zu gewähren, an dem er sich genügen läßt. Gönnet ihnen den kurzen Traum, dem ein Erwachen früher oder später folgen muß."

„Ich fürchte, dieses Erwachen ist näher, als Du es meinst," antwortete der Gatte. „Schon ließ Navarro eine Äußerung fallen, die mich stutzig machte."

„Was kann es Navarro berühren, daß jene sich lieben?"

„Nicht das, Maria. Dem Prinzen droht Schlimmeres, als der Unwille eines Mannes, wie der Geheimschreiber. Der König von Spanien strebt von neuem, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Schon läßt er die Verhandlungen darüber durch den Gesandten einleiten."

„Lorenz!" rief Maria erschreckt.

„Mich dauert der Infant in tiefster Seele," sprach Herr von Stubenberg, „und ich hoffe von der Großmut des Kaisers, daß er den Vorschlägen Castel-Rodrigos kein Gehör schenkt. Läßt er sich überreden, so ist es um den Prinzen geschehen, denn König Philipp kennt kein Erbarmen, weil ihm mit der Gefangenhaltung Dom Duartes das einzige Mittel in die Hand gegeben ist, sich an seinem Bruder Joao zu rächen, dessen Reich sich zum Verdrusse Spaniens gegen alle Angriffe zu verteidigen weiß."

„Müßte man den Prinzen nicht darauf vorbereiten, damit er irgend einen Schritt dagegen unternehmen könnte?"

„Was könnte er in einem Falle beginnen, der von dem Willen anderer entschieden wird? Diese anderen jedoch werden bis auf das Äußerste ihre eigenen Interessen verfolgen und für ihn keinen ein-

zigen ihrer Vorteile aufgeben. Er ist ein trauriges Opfer staatsmännischer Vorsicht oder, mehr noch, des persönlichen Hasses, und um so mehr zu bemitleiden, weil er der besten Männer einer, die in unserer Zeit gelebt haben."

Frau von Stubenberg schaute in Gedanken verloren vor sich hin. „Darf ich Paula sagen, was Ihr fürchtet?"

„Ich bitte Dich, es nicht zu thun," erwiderte der Baron entschieden. „Sie würde nicht die Kraft besitzen, es ihm zu verschweigen, und ist die Sache unabänderlich, so ist es von keinem Nutzen, wenn er sie vor der Zeit erfährt. Auch unser Sohn darf nicht darum wissen. Er verkehrt viel mit Marcella, und es könnte sein, daß er ihr etwas davon verriete."

Die Edelfrau schwieg einige Minuten. „Ich wollte über diesen Verkehr unseres Sohnes bereits mit Euch sprechen, Lorenz," sagte sie endlich.

„Er macht Dir Unruhe, Maria, ich gewahrte es längst, doch teile ich Deine Besorgnis in diesem Punkte nicht. Sie sind beide jung, fast noch Kinder und fröhlichen Übermutes voll. Warum sollen sie nicht miteinander lachen und plaudern, so lange es harmlos wie bisher geschieht? Es wird kein ernsteres Gefühl daraus entstehen."

„Das ist die Frage," erwiderte die Hausfrau. „Eberhard ist in den Jahren, wo das Herz am lautesten spricht, und wenn ich auch Marcella wohl will, zur Tochter wünsche ich mir ein Mädchen dunkler Herkunft nicht."

„An dergleichen denkt Eberhard gewiß nicht.“

„Und wenn es so wäre?“

„Dann genügte ihm mein väterlich Wort, daß ich eine solche Heirat ihm nie gestatten würde. Bist Du beruhigt, Maria?“

Sie war es nicht; die sichtliche Vorliebe ihres Sohnes für das fremde schöne Mädchen hatte schon lange ihr Mißfallen erregt, und sie beschloß auf beide ein wachsames Auge zu haben. Schon mied sie es, Marcella aufzufordern, Paula bei ihren Besuchen zu begleiten, und kam sie mit ihr, wußte sie es einzurichten, daß sie wenigstens mit Eberhard nicht allein blieb.

Maria Stubenberg gehörte zu den Frauen, welche nachsichtige Milde und vorsorgliche Klugheit sehr wohl zu trennen wissen. Die Duldsamkeit, die sie der Herzensneigung Duartes und Paulas entgegenbrachte, war sie weit entfernt in jenem anderen Falle anzuwenden, der ihres eigenen Hauses Zukunft anbetraf.

Zweites Kapitel.

Der Winter war gekommen; Dezemberstürme heulten über die kahlen Felder, der Sonne blasses Lächeln zeigte sich vereinzelt nur aus dichten Wolkenschleiern, die des Himmels Blau verdeckten.

Duarte war, trotz des rauhen Wetters, zu der gewohnten Stunde in den Garten gegangen, wo er Paula zu treffen hoffte. Sie blieb heute, wider sein Erwarten, lange aus; schon wollte er enttäuscht und des vergeblichen Harrens müde, den Garten verlassen, als er in der Ferne zwischen den entlaubten Bäumen ihr dunkles Gewand auftauchen sah. In wenigen Minuten hatte sie ihn erreicht, um atemlos, erhitzt vom raschen Gange, sich in seine geöffneten Arme zu werfen.

„Wo weiltest Du so lange?“ fragte er mit zärtlichem Vorwurfe. „Fast fürchtete ich, Dich heute nicht mehr zu sehen.“

„Ich zählte die Minuten, Geliebter,“ antwortete sie, sich an ihn schmiegend, „und konnte dennoch nicht zu Dir. Eine ernste Liebespflicht hielt mich zurück.“

Er stutzte. „Gegen wen hat Paula Liebespflichten zu üben?“ forschte er, ihr Antlitz in seine Hände nehmend, um ihr in die Augen zu schauen. „Weißt Du auch, daß ich Deine Liebe mit niemand in der Welt teilen will? Mich nur, mich allein sollst Du lieben; ich gönne keinem sterblichen Wesen einen Anteil an Dir.“

Sie lächelte. „Eifersüchtiger Mann! Noch ist es keine lange Zeit, daß Du für immer mich verloren wähntest.“

„Die Zeit ist hinter uns versunken, als wäre sie nie gewesen. Jetzt bist Du mein. Es darf nichts trennend mehr zwischen uns treten.“

„Kannst Du glauben, daß es je geschehe? Aber auch die Freundschaft hat noch ihre Rechte und ihr mußte heute meine Sehnsucht weichen.“

„So bekenne mir endlich, wo Du warst.“

„Es müßte ein Geheimnis bleiben, denn ich gab mein Wort, es gegen jedermann zu verschweigen.“

„Hast Du Geheimnisse vor mir? Nicht doch, Süße! Wie ich Dir alles vertraue, muß es auch von Deiner Seite geschehen. Du marterst mich, wenn Du mir etwas verbirgst; ich sehe mit jedem Geheimnisse ein dunkles Etwas nahen, das einen neuen Schmerz in sich schließt.“

„Fürchte nichts,“ sagte sie sanft. „Du sollst es erfahren, um Deinen Sinn nicht mit nutzloser Sorge zu verdüstern. Die Stunde, die ich Dir raubte, war Andrea gewidmet, die heute einem Knaben das Leben gab.“

„Andrea!“ wiederholte er staunend. „Ist sie denn nicht zu ihren Eltern zurückgekehrt, wie Leonhard es voraussetzte und wie ich es fast begreiflich fand?“

„Nein, Duarte; sie ist seit meines Mannes Tode bei mir und wird mit ihrem Kinde unter meinem Schutze bleiben, bis bessere Tage für sie und Leonhard gekommen. Sie hat viel und schwer gelitten, ihm so nahe und doch fern zu sein, und trotzdem muß ich Dich inständig bitten, ihren Aufenthalt nicht zu verraten, auch ihrem Gatten nicht, dem sie mit ihrer Flucht ein größeres Opfer brachte, als er zu ahnen vermag.“

Sie teilte ihm in Kürze mit, was sie aus den Erzählungen Andreas wußte; Duarte schlug sich mit der Hand vor die Stirn, als er von Navarros Niedrigkeit hörte.

„So sind wir diesem Elenden auf Gnade und Ungnade preisgegeben,“ knirschte er. „Er darf sich jede Tücke und jede Schändlichkeit gestatten, die wir geduldig auf uns nehmen müssen, um uns Schlimmerem nicht auszusetzen. Ich argwöhnte, daß er Andrea beleidigt haben müßte und scheute mich, es Leonhard zu sagen, um ihn nicht noch tiefer niederzudrücken.“

„Wie trägt er die Trennung von ihr?“ fragte Paula teilnahmsvoll. „Wüßte ich, wie beiden zu helfen wäre!“

„Das ist nur möglich, wenn er sein Geschick von dem meinen scheidet,“ erwiderte der Prinz, „doch dazu will er sich nicht entschließen. Ich bot ihm zu wiederholten Malen an, seine Entlassung zu nehmen; er

schlug es aus, weil, wie er sagte, für ihn auf Erden keine Stätte sei, als bei mir. Er würde anders denken, wüßte er, daß Weib und Kind nur wenige Hundert Schritte von ihm seiner harrten."

„Vielleicht auch nicht, Geliebter, denn er ist Dir wahrhaft treu und würde nicht von Dir gehen, so lange er Dir nützen kann. Ach, ist er nicht dennoch zu beneiden? Er darf beständig bei Dir sein."

„O, meine Paula, schon der Gedanke bereitete mir Pein, Dich in dem düsteren, kahlen Hause zu wissen, das man für uns Gefangene genügend hält."

„Es umschließt Dich; wie sollte ich mir Besseres wünschen, als was man Dir geboten? Ich würde gern auf Pracht und Glanz verzichten, um bei Dir zu sein, als die geringste Deiner Dienerinnen."

Er küßte sie lange und heiß. „Wecke meine Selbstsucht nicht," sagte er halblaut; „erst gestern dankte ich dem Himmel, daß er mir in Dir den Engel des Trostes sandte, und ich war glücklich, wenn ich mich erinnerte, wie reich mich Deine Liebe machte. Lasse mich nicht daran denken, daß ich noch reicher werden könnte, ja, daß mein vermeintlich Glück noch Armut ist."

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. „Wir müssen uns bescheiden, mein Einziger, mit dem, was uns ein gütiges Geschick gewährte," sprach sie, „und doch kann ich es nicht ändern, daß mein Herz mehr als je um Dich leidet. Ich sehe Dich beständig von neuen Gefahren umringt und ruhelos treibt es mich durch die Räume meines Hauses, bis ich von Dir

ein Zeichen erhalten, daß alles noch um Dich geblieben wie es war."

„Mein teures Kind, Dein Geist ist erregt, Deine Sorge schafft sich die Schreckbilder, die Dich ängstigen."

„O, wären es nur solche, Duarte, doch sie gewinnen Gestalt, je mehr ich ihnen nachhänge und ich suche mich vergebens mit der Hoffnung zu beruhigen, daß sie nur in meiner Phantasie entstanden. Sage mir das eine nur: es kann nicht wahr sein, daß der Kaiser Dich nach Mailand ausliefern soll, wie ich es aus einem Gespräche erhaschte, das Maria Stubenberg mit ihrem Gatten führte, ohne meine Nähe zu vermuten. Duarte, wenn ich recht gehört, wenn es so wäre — —"

Ihre Arme umschlangen in ausbrechender Angst den geliebten fürstlichen Mann.

Auch er war leicht erblaßt. „Der Kaiser gab mir noch zu Regensburg sein Wort, mich nie den Spaniern zu überantworten," sagte er trotzdem gelassen, „er wird sich selbst genug achten, um es nicht zu brechen. Es setzt mich nicht in Erstaunen, wenn meine Feinde den Versuch in Wien machen, mich in ihre Hände zu bekommen, doch kann ich mir nicht vorstellen, daß sie damit einen Erfolg haben werden."

„O, schon zuviel hast Du dem Kaiser vertraut. Dein Herz beurteilt alle Menschen nach der Großmut seines eigenen Fühlens. Du glaubst, es könne niemand unredlich handeln, weil Du dessen nicht fähig bist. Schreibe an ihn selbst, schicke einen geheimen Boten, lasse mich nach Wien gehen, der Kaiserin

mich zu Füßen werfen, um dieses neue Unglück von Dir abzuwenden."

Er sann einige Minuten nach. „Es ist noch nicht so weit, diesen äußersten Schritt zu unternehmen, Geliebteste," sprach er zu ihr herabgebeugt, „und niemals würde ich es zugeben, daß Du bei der Schwester Philipps einer Demütigung Dich aussetzest. Wie Du zitterst, wie Dein Herz klopft! Es war unbesonnen von mir, Dich zu bewegen, bei diesem rauhen Wetter in den Garten zu kommen und die Strafe fällt auf mich zurück, wenn ich Dich krank gemacht."

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist die Kälte nicht, die mich zittern läßt," antwortete sie kummervoll.

„Navarro muß noch heute mir Rede stehen," sagte Duarte, „einer Frage, die auf Ehre und Gewissen an ihn gerichtet wird, vermag er nicht auszuweichen."

„Den Brief, welchen Du an den Bischof Lamego zu Rom schriebest, habe ich Taquet übergeben," sprach Paula, „er müßte schon dort sein. Hast Du keine Nachricht von dem heiligen Vater erhalten?"

„Nein, meine Paula, ich warte, gleich Dir, mit Spannung darauf."

Sie seufzte. „Wüßten es die Menschen, wieviel Weh sie denen ersparen könnten, welche leiden, indem sie rascher sich zu einer That entschlössen, sie würden nicht so lange Zeit verstreichen lassen, ein tröstend Wort, einen Strahl der Hoffnung zu spenden."

„Sie denken dessen nicht, denn sie geben sich

nicht Mühe, die Last zu ermessen, die den andern niederdrückt. Sie zählen die Stunden qualvollen Wartens nicht, die dem Einsamen verfließen, weil sie ihnen in des Lebens buntem Wechsel dahingehen; sie ahnen die marternden Gedanken nicht, welche unablässig all die tausend Möglichkeiten, von der Erfüllung an, bis zur Vernichtung der Hoffnung, erwägen. Sie vergegenwärtigen sich nicht, was es bedeutet, mit jedem neuen Morgen auch sein Elend wieder erwachen zu fühlen.“ —

Zu derselben Stunde, in welcher Paula mit dem Infanten der sorgenvollen Zukunft schweren Herzens gedachte, saßen Eberhard und Marcella in heiterem Geplauder nebeneinander und besichtigten eine Sammlung geschnittener Steine, welche dem Baron gehörte. Der junge Edelmann war nie in Verlegenheit, seinen anmutigen Gast zu unterhalten; heute zumal fiel ihm dies besonders leicht, da seine Mutter nicht zugegen war, deren mahnender Blick seine feurige Rede stets etwas in Schranken hielt.

Eigentlich hatte Marcella an Frau von Stubenberg nur einen Auftrag Paulas auszurichten gehabt und wollte, als sie jene nicht antraf, nach Hause gehen. Eberhard hinderte sie daran.

„Die Mutter kommt sogleich zurück,“ sagte er, dienstfertig der Jungfrau die Thür des nächsten Zimmers öffnend. „Ihr solltet einige Minuten verweilen; wir wollen gemeinsam ihrer Heimkehr warten.“

Der Schlaue wußte recht gut, daß seine Mutter wohl noch eine Stunde ausbleiben könne und ver-

barg kaum seine Freude, als es ihm gelungen, Marcella zu einer kurzen Rast zu überreden. Um sie über den Flug der Zeit zu täuschen, hatte er einige der Sammlungen seines Vaters herbeigeholt, und Marcella war zu sehr Kind, um an den seltenen Dingen, die er ihr zeigte, nicht lebhaftes Vergnügen zu haben. Die kostbaren Bücher mit bunten Schildereien fanden weniger Verständnis bei ihr; von den Edelsteinen aber war sie entzückt und konnte nicht genug den Glanz, das Feuer derselben bewundern.

„Solch einen hatte der Vater auch," rief sie plötzlich, einen Amethyst gegen das Licht haltend, „und er schnitt unser Wappen darin ein."

„Euer Vater war demnach ein Edelmann," bemerkte der Jüngling, „warum sagtet Ihr dies nie?"

Marcella schlug die Augen nieder. „Was liegt daran?" fragte sie befangen. „Er ist tot und es hat für ein armes Mädchen keine Bedeutung, ob ihre Vorfahren adliger Herkunft waren, ob nicht."

„Lebt auch Eure Mutter nicht mehr?"

„Nein," war die unsichere Antwort.

Er fühlte, daß er eine wunde Stelle ihres Inneren berührt hatte. „Verzeiht," bat er herzlich, „ich wollte Euch nicht traurig machen, indem ich Euch an die erinnerte, die Ihr verloren habt. Seht diesen Ring Euch an, den Saphir von Perlen umgeben. Mein Vater sagt, daß er ihn von der Herzogin Claudia habe, die er auf einer Reise einst begleitete, und er soll von großem Werte sein."

Das lebhafte Böhmerkind lächelte schon wieder,

als Eberhard spielend den Ring an ihren Finger steckte.

„Er paßt Euch beinahe," scherzte er, „und steht Euch gut. Wäre er doch mein; ich schenkte ihn Euch zur Stelle."

„Ei, was sollte ich mit einem so kostbaren Ringe?" entgegnete Marcella.

„Ihn tragen," erwiderte er, „jeden Tag, jede Stunde und dabei dessen gedenken, der ihn Euch gab."

„Eurer?" neckte sie. „Aber dazu braucht es keines Saphirs, Herr Eberhard, keiner Perlen."

„Wirklich nicht?" rief er erfreut. „Denkt Ihr zuweilen an mich, holdselige Marcella?"

Er hatte sich der runden, rosigen Hand bemächtigt, die den Ring trug, und war seinem Gaste bedenklich näher gerückt. Marcella wurde es etwas beklommen zu Mute.

„Wollt Ihr Euch nicht wieder auf den Sessel drüben setzen?" mahnte sie. „Wenn Eure Mutter käme! Ich meine, ihre Stimme zu hören."

„Das gebt Ihr vor, um mich von Euch zu scheuchen," lachte er, „nein, holde Jungfrau, so leichten Kaufes werdet Ihr von mir nicht frei. Zur Belohnung, daß ich Euch so viele Schätze zeigte, müsset Ihr mir einen Kuß schenken."

„Was kommt Euch in den Sinn, Eberhard?"

„O, das war längst darin," sagte er übermütig. „Nur war die Gelegenheit nie so günstig, wie eben jetzt. Was ist denn Strafbares dabei, wenn Ihr mich nur ein wenig lieb habt, wie ich Euch."

Er hielt ihre Hände mit der Linken fest und zog mit der Rechten ihr Köpfchen, trotz ihres Sträubens, an sich.

„Es hilft Euch nichts,“ rief er, „um Beistand gegen mich werdet Ihr doch nicht rufen wollen und versucht Ihr es dennoch, ist es hohe Zeit, daß ich Euch daran hindere.“

In dem Kampfe um den verweigerten Kuß hatten beide die Schritte überhört, die sich auf dem Hausgange nahten. Marcella machte einen letzten Versuch, den Ungestümen von sich abzuwehren.

„Wertlos ist eine Gunst, die nicht freiwillig gegeben wird,“ sagte sie.

„Nicht doch, die geraubten Früchte sind die süßesten,“ antwortete er. „Siehst Du, daß Dein Widerstand Dir nichts genutzt hat? Den zweiten Kuß wirst Du mir freiwillig geben, — Heiland, meine Mutter!“

Sie war es! Hochrot vor Entrüstung, mit zusammengeschlagenen Händen stand sie in der Thür, das frevelnde Paar betrachtend, das erschreckt auseinandergeflogen war.

„Was bedeutet das?“ rief die Edelfrau strenge. „Habt Ihr beide alle Scham vergessen, um in meinem Hause Euch so aufzuführen? Eberhard, rechtfertigst Du in solcher Weise das Vertrauen, das Deine Eltern in Dich setzen? Marcella, kennt Ihr keine Zucht und Sitte, um Euch von dem ersten besten küssen zu lassen?“

Das Mädchen hatte sich etwas gefaßt. „Was Ihr sahet, edle Frau,“ erwiderte sie, „geschah wider

meinen Willen. Euer Sohn wird Euch bestätigen, daß ich mich nicht küssen ließ, sondern daß er mit Gewalt mir einen Kuß abzwang."

„Sie spricht die Wahrheit, Mutter," bekräftigte der Jüngling, „mein ist die Schuld und ich habe Marcella um Verzeihung zu bitten."

„Es thut mir leid, dies von Dir hören zu müssen," sprach die Baronin. „Es macht einem Edelmanne keine Ehre, die Achtung aus den Augen zu verlieren, die Du dem Gaste und der Jungfrau schuldest."

„Ich liebe Marcella," sagte er mutig, „seht darin die Erklärung meines Vergehens. Es ist mein heißer Wunsch, sie als mein Weib zu besitzen und zur Stunde bitte ich Euch und den Vater um Eure Gewährung."

Die Baronin maß ihren Sohn mit einem langen Blicke. „Du willst dieses Mädchen zur Ehe nehmen?" entgegnete sie. „Und wie ich sehe, trägt sie den Ring der Herzogin bereits am Finger. Ich ersuche Dich, mein Sohn, Deine Worte noch einmal zu überdenken."

Marcella hatte rasch den Ring abgestreift und legte ihn auf den Tisch zu den übrigen Juwelen. „Es war ein Scherz, den sich Herr Eberhard mit dem Ringe machte," sagte sie, „sowie auch seine jetzigen Worte nicht im Ernste gesprochen sind. Ich trachte nicht danach, in Euer Haus mich zu drängen, edle Frau, und weiß sehr wohl, daß ich zur Gattin Eures Sohnes nicht tauge."

„Ihr taugt dazu, Marcella," rief Eberhard, sich an ihre Seite stellend, gleichsam sie vor den Tadelworten seiner Mutter zu schützen. „Ich nehme es mit allen auf, die gegen Euch sind; was liegt daran, daß Ihr arm und unbekannten Namens seid? Euer Vater war ein Edelmann; das ist genug."

„Für Deine verliebte Grille mag es genug sein, mein Sohn," sprach Frau von Stubenberg ernst, „nicht für Deinen Vater und mich. Die Jungfrau, die Du uns als Tochter zuführst, muß aus untadeligem Hause stammen und ihrer Blutsfreundschaft muß man mit Stolz sich rühmen können. So ist es seit Jahrhunderten Brauch im Geschlechte derer von Stubenberg gewesen und von diesem Herkommen gedenken Dein Vater und ich nicht zu weichen. Mit diesem Rechte habe ich Euch, Marcella, zu fragen, wes Landes, welcher Abstammung Eure Eltern gewesen, worüber ich von der Freifrau von Guilerin keine Auskunft zu erhalten vermochte."

Marcella war sehr bleich geworden; sie schaute hilfesuchend um sich. Sollte sie gezwungen sein, die Schmach jetzt zu bekennen, die auf ihrem Namen lastete und die Paulas hochherzige Güte sie fast vergessen gemacht? Sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder; die Worte wollten nicht über ihre Lippen.

Die Edelfrau beobachtete sie scharf. „Meine Ahnung hat mich, wie ich sehe, nicht getäuscht," sagte sie bedeutungsvoll, „und Graf Marradas wird recht berichtet haben, als er mir vertraute, daß der Name Koscielski in Wien üblen Klanges sei. Was

war Euer Vater, Jungfrau, oder ist er noch am Leben? Muß ich glauben, daß Ihr Euch hinterlistig in ein ehrbar Haus schlichet, zu welchem Ihr keinen Zutritt erhalten hättet, wenn man Näheres über Euch gewußt?"

„Mutter, ich beschwöre Euch," bat Eberhard, und zu Marcella sich wendend, fügte er in warmem Tone hinzu: „Sprecht ohne Scheu und seid außer Furcht. Was Ihr auch sagen mögt, es wird nicht imstande sein, mich von Euch zu trennen."

Des Mädchens große, traurige Augen hefteten sich auf ihn. „Ich habe Euch viel zu danken, Herr Eberhard," sprach sie mit klangloser Stimme, „nicht nur für Eure Liebe und Freundlichkeit, sondern auch daß Ihr in Ehren um mich werben wolltet, von der Ihr nichts weiter wisset, als daß eine edelherzige Frau die Waise in ihr Haus nahm. Und weil Ihr so getreu und ritterlich an mir gehandelt, schulde ich Euch auch die Wahrheit, die ich nie gestehen zu müssen dachte. Mein Vater endete vor noch nicht zwei Jahren als Münzfälscher auf dem Holzstoße, meine Mutter ist im Kerker zu Wien."

Frau von Stubenberg hatte nicht die Gewohnheit, bei unerwarteten Dingen in Ohnmacht zu fallen, diesmal aber wankten ihr die Kniee; sie sank mit einem Ruf des Entsetzens in den nächsten Sessel. Auch Eberhard war betroffen einen Schritt von Marcella zurückgewichen; die soeben vernommene Eröffnung war schlimmer, als er gefürchtet hatte.

In das drückende Schweigen, das sich gebildet, tönte Paulas erstaunte Frage: „Was ist Euch zugestoßen, Maria? Habt Ihr ein Unglück erfahren?“

Marcella war, kaum ihrer Beschützerin ansichtig, auf sie zugestürzt und verbarg, vor ihr niederknieend, ihr Antlitz in Paulas Gewande.

„Nehmt mich fort von hier,“ schluchzte sie, „nur bei Euch will ich sein; Ihr allein seid gütig und erbarmend.“

Frau von Stubenberg erhob sich von ihrem Sitze. „Ich möchte mich dem Verlangen dieses Mädchens anschließen,“ sagte sie kalt, „und Euch zugleich ersuchen, sie nie mehr in mein Haus zu führen, das ich nur Makellosen zu öffnen pflege. Euch, Paula, hätte ich einen Vorwurf zu machen, daß Ihr nicht aufrichtiger über die Familie Eures Schützlings waret.“

„Erklärt mir zunächst,“ antwortete Paula, „ob Marcella Euer Haus beleidigte, oder sich des Wohlwollens unwert erwies, das Ihr ihr angedeihen ließet. Erst dann will ich mich von dem Vorwurfe rechtfertigen, den Ihr gegen mich erhoben.“

„Sie hat meinen Sohn bethört,“ erwiderte die Baronin, „er will sie zur Frau. Wenn ich auch weit entfernt bin, eine derartige Ehe zuzugeben, erforderte es doch meine Pflicht zu forschen, was ihre Eltern waren.“

„Und sie hat es Euch gestanden?“ fragte Paula, mitleidig Marcellas Haupt an ihre Brust drückend.

„Sie that, was Ihr hättet thun sollen, als Ihr das fremde Mädchen mir brachtet.“

„Ich vermag eine solche Verpflichtung nicht anzuerkennen," entgegnete Paula ruhig, „die zu dem Unglück, das ein Kind durch seiner Eltern Verfehlung traf, noch die Härte fügt, der Menschen Sinn gegen eine Schuldlose einzunehmen und sie der Liebe ihrer Nächsten zu berauben, die ihr in Leidenszeiten, wie solche, so notwendig ist. Meine Mutter, Baron Guilerin und ich hatten uns das Wort gegeben, über die Ereignisse in Marcellas Hause zu schweigen, sowie es auch Dom Duarte that, in dessen Dienst ihr Bruder Leonhard sich heute noch befindet."

„Ich muß trotz alledem auf meinem Wunsche beharren."

„Ich verstehe ihn und Marcella wird Euer Haus nicht mehr betreten. Eurer Achtung aber muß sie seit dieser Stunde sicher sein, da sie die Wahrheit höher stellte, als ein glänzend Lebenslos."

Vielleicht wäre Maria Stubenberg der Ansicht Paulas gewesen, wenn es sich nicht um das Mädchen gehandelt, das ihr einziger Sohn liebte. Sie bewunderte Marcellas Mut, aber der Gedanke war ihr unerträglich, auch nur in die leiseste Beziehung mit der Tochter eines Verbrechers zu kommen. Auf Eberhard hatte die Mitteilung ebenfalls ernüchternd gewirkt; er machte keine Miene, sich Marcella noch einmal zu nähern, als sie mit Paula das Gemach verließ.

Schweigend legten beide den Weg zu dem freiherrlichen Hause zurück; Paula führte Marcella in ihr Zimmer und suchte sie in ihrer sanften Weise über das Erlebte zu beruhigen.

„Weine nicht," sprach sie, das blonde Lockenköpfchen liebkosend, das in ihrem Schoße lag. „Was Du heute thatest, war recht und gut. Der Mann, der Dir seine Hand bietet, hat den Anspruch, um Deiner Eltern Schicksal zu wissen und wenn er Dich wahrhaft liebt, wird er den schrecklichen Eindruck überwinden, den er empfing. Kann er das jedoch nicht, war seine Liebe die echte nicht und Dein Los an seiner Seite wäre ein unglückliches."

Marcella schlug verzweifelnd die Hände vor ihr Antlitz. „Könnte ich mich in den Tiefen der Erde verbergen," rief sie, „wo mich die Gespenster der Vergangenheit nicht mehr verfolgen und mich der Menschen Verachtung nicht mehr treffen kann."

„Du bist bei mir," tröstete Paula, „mein Haus ist Deine Zufluchtstätte, bis eine andere sich für Dich findet, und meine Hand wird immer bereit sein, Dich zu schirmen, daß der Menschen lieblose Kälte Dich nicht zu tief verwunde. Nicht welcher Art das Kreuz sei, das Gott uns auferlegt, wie wir es tragen, meine Marcella, ist der Prüfstein unseres Wertes. Blicke um Dich in dem Kreise, der Dich umgiebt, ob Du Glücklichere, als Du selbst, darin entdeckst. Siehe auf Deines Bruders Weib, die, getrennt von ihrem Gatten, angsterfüllt, wie sich sein Schicksal wende, heute ihr vaterloses Kind an das Herz drückte. Siehe auf mich, die einen heißgeliebten Mann, von finsteren Gewalten umringt, einem dunklen Verhängnis entgegentreiben sieht, ohne ihn retten zu können, und

Dein eigener Kummer wird Dir geringer erscheinen, wenn Du anderer Leiden gedenkst."

Marcella trocknete ihre Thränen und küßte ihrer Herrin Hände und Gewand. „Ich weiß, daß Ihr seit lange schon unendlichen Schmerz getragen," flüsterte sie leidenschaftlich, „und mir hat oft das Herz geblutet, wenn ich es gewahrte. Könnte ich Euch helfen, Ihr Teure, Ihr Gütige, Ihr Heilige, ich gäbe heute noch mein Leben darum hin."

Paulas Lippen berührten ihre Stirn. „Du sollst nicht für uns sterben, geliebtes Kind," sagte sie schwermütig lächelnd, „Du sollst leben und dereinst des Glückes Dich freuen, das uns anderen ewig versagt sein wird. — Jetzt aber ordne Deinen Anzug und komme mit mir zu Andrea, um Brigitta die Pflege für einige Zeit abzunehmen. Du hast das Kindlein, Deines Bruders erstgebornen Sohn, ohnehin kaum flüchtig noch betrachtet und sollst ihm doch eine getreue Hüterin werden, in der Sorge für das junge Leben Deinen Kummer zu vergessen."

Drittes Kapitel.

Dom Duarte war von seinem Spaziergange später als gewöhnlich zurückgekehrt. Navarro kam ihm innerhalb des Gartens bereits entgegen.

„Eure Hoheit blieb heute ungewöhnlich lange Zeit aus,“ bemerkte er. „Ich war in Unruhe —“

„Daß ich entflohen sei?“ vollendete der Infant gleichmütig. „Seid meinetwegen doch unbeirrt.“

„Dennoch muß ich Eure Hoheit darauf aufmerksam machen,“ betonte der Geheimschreiber, „daß ich so ausgedehnte Abwesenheiten kraft meines Amtes nicht gestatten darf.“

„Eures Amtes als Kerkermeister, das Ihr mit soviel Eifer durchführt,“ sagte Duarte ironisch. „Es ist gut; ich werde mich ein nächstes Mal danach einrichten.“

Navarro biß sich in die Lippen; es schien unmöglich, seines Gefangenen Geduld zu erschöpfen, die Größe, mit der Duarte alle kleinlichen Chicanen ertrug, verdroß ihn mehr, als es sein heftiges Wort gethan haben würde.

„Es ist mir übrigens angenehm, Euch allein sprechen zu können, Don Navarro,“ fuhr der Infant fort. „Ich habe eine Frage an Euch zu stellen, von der ich verlangen darf, daß Ihr sie auf Ehre und Gewissen beantwortet.“

Der Spanier warf einen lauernden Blick auf den Prinzen. „Ich stehe Eurer Hoheit zur Verfügung,“ antwortete er.

„Ihr werdet Euch erinnern,“ sprach Duarte, „daß mir der Kaiser zu Regensburg sein Wort verpfändete, mich nie an Spanien auszuliefern. Ich staunte damals, daß man auch nur den Gedanken fassen konnte, es zu thun, da ich keinen rechtmäßigen Grund zu einer solchen Handlungsweise zu entdecken vermochte, so wenig, wie zu meiner Gefangenschaft überhaupt, die fast ein Jahr schon währt. Ich habe mich darein ergeben, in Deutschland eingekerkert zu bleiben, da ich hoffen durfte, daß mir endlich Gerechtigkeit widerfahre und man nicht in mir die Gesetze der Gastfreundschaft, ja, sogar der Menschlichkeit für immer brechen würde. Jetzt aber ist das Gerücht zu mir gedrungen, daß Euer Herr dennoch zu seinem ersten Plane wiederzukehren geneigt ist, daß er gesonnen, mich nach Spanien oder Mailand zu senden, mich somit schonungslos als Opfer der Rache meiner bittersten Feinde hinwirft. Navarro, Ihr seid mir nie wohlgesinnt gewesen, doch dieser Frage müßt Ihr als Mann von Ehre Rede stehen. Ist es wahr, was man behauptet?“

Navarros scharfgeschnittene Züge veränderten

sich nicht. „Wer konnte Eurer Hoheit dieses Märchen erzählen?“ entgegnete er dreist. „Frau von Guilerins erregte Sinne fürchten eine Trennung — das ist alles.“

„Ich ersuche Euch, den Namen der Baronin nicht bei diesem Anlasse zu nennen. Ihr weicht mir aus; seht Euch vor. Ich habe mit Langmut und Standhaftigkeit ertragen, was Tyrannenwillkür über mich verhängte, doch die Verzweiflung auch kann Waffen in die Hand geben, die Euer falsches Spiel vernichten.“

„Ich kann Eurer Hoheit versichern, daß Ihr Euch täuscht,“ erwiderte der Schreiber unerschüttert. „Ich schwöre Euch bei meiner Seelen Seligkeit, daß niemand an den von Euch gefürchteten Schritt auch nur denkt.“

„Ihr seid ein Christ, ein Katholik, wie ich,“ betonte Duarte ernst. „Wisset Ihr, daß Gott es rächen kann, wenn Ihr eine Unwahrheit gesprochen?“

„Die Strafe, die ich dafür verdiente, sie möge auf mein Haupt und das aller derer fallen, die mir angehören,“ beteuerte Navarro. „Ich sagte Eurer Hoheit, was ich wußte.“

Sie gingen in das Haus. Duarte warf sich fröstelnd auf sein hartes Lager und ließ sich von Leonhard vorlesen. Er kämpfte mit dem Wunsche, ihm mitzuteilen, daß sein Weib ihm nahe, daß er Vater geworden sei, aber Andrea wollte es ja nicht und auch Paula hatte ihm abgeraten, ihm die Kunde zu überbringen, die nur geeignet sein konnte, die

Bitterkeit seiner Lage zu mehren. Navarro hatte dem Drängen des kaiserlichen Kommissars und des Gouverneurs zwar nachgegeben, dem Infanten zeitweilige Ausgänge in Graz unter starker Bedeckung zu gestatten, sein Gefolge jedoch war vollständig davon ausgenommen und Navarro verhehlte seine Genugthuung nie, wenn er eine Gelegenheit fand, Leonhard besonders seine Abhängigkeit fühlen zu lassen.

Der Gouverneur hatte einige Versuche gemacht, für die Gefangenen verschiedene andere Erleichterungen zu erwirken. Ein Verweis vom kaiserlichen Hofe zu Wien hatte ihn belehrt, daß seine Milde für ihn selbst verhängnisvoll werden könne und er sah sich auf das Wenige beschränkt, was er mit der Einwilligung Navarros thun durfte.

Die Bevölkerung von Graz nahm, wie in Passau, lebhaften Anteil an dem Geschicke des Infanten und es fehlte auch hier an mannigfaltigen Beweisen aufrichtigen Mitleids nicht, die sich ebensowohl in Abneigung und Mißbilligung gegen seine Kerkermeister äußerten. Navarro zumal war den Einwohnern verhaßt, seit sie erfahren, daß er, um seine Härte zu rechtfertigen, nachteilige Gerüchte über den Prinzen verbreitete, die sich schnell genug als niedrige Verleumdungen erwiesen.

Der Winter verging, ohne eine Änderung in des Gefangenen Los zu bringen. Zwischen Navarro und dem spanischen Gesandten wurden häufig Depeschen gewechselt, deren Inhalt sorgfältig geheim gehalten ward. Baron Stubenberg gab Duarte den

Rat, vom Kaiser selbst eine Entscheidung zu verlangen, und der Infant, von der Überzeugung durchdrungen, daß, trotz der Beteurung Navarros, etwas gegen ihn im Werke sei, entschloß sich, der Weisung zu folgen.

Er erinnerte Ferdinand an die ihm geleisteten Dienste, an die Unverletzlichkeit des Völkerrechtes, das sogar von Barbaren hochgehalten werde, und rief die Gerechtigkeit des Kaisers an, die in die Anschläge seiner spanischen Feinde nicht willigen könne, ohne der Welt das Beispiel eines Treubruches zu geben, der in der Geschichte aller Zeiten, aller Völker ohnegleichen sei.

Dieser Brief, welcher mit der Versicherung schloß, daß, trotz der erlittenen Unbill, der Infant jederzeit bereit sei, von neuem sein Leben für den Kaiser zu wagen, wurde am 16. März des Jahres 1642 nach Wien gesandt. Es verging mehr als ein Monat, ehe die Antwort des Kaisers eintraf. Der Brief, den Graf Trautmannstorff auf Befehl Ferdinands geschrieben, lautete folgendermaßen:

„Ich gab den Brief Eurer Excellenz Seiner Kaiserlichen Majestät und berichtete demselben alles, was Eure Excellenz mir unter dem 16. vergangenen Monats geschrieben. Seine Kaiserliche Majestät antwortete mir sehr gütig und erklärte, daß er Eurer Excellenz nicht Ihre Leiden erschweren wolle, sondern vielmehr bald sie erleichtern, auch bei Gelegenheit Sie begnadigen zu wollen.

Dies trug er mir auf, Eurer Excellenz zu berichten, der ich Euch hiermit die Hände küsse."

Wien, den 6. April 1642.

Duarte zeigte Paula den Brief, als er sie einige Tage nach dem Empfange desselben im Garten traf. Sie las ihn und legte ihn schweigend neben sich auf die Bank. Ein Luftzug wehte ihn zu Boden; sie machte keine Miene, ihn aufzuheben.

„Du sagst mir nichts?" fragte Duarte. „Nicht einmal, was Du über die Antwort Trautmannstorffs denkst?"

Ihre Augen blitzten in Unwillen auf; die Spitze ihres schmalen Fußes traf das vor ihr liegende Schreiben. „Das meine Ansicht darüber," sagte sie verachtend.

„Du nimmst es zu scharf, Geliebte," suchte er zu besänftigen, „der Minister konnte nicht wohl anders antworten, wenn der Kaiser sich noch nicht entschieden hat. Er spricht die Hoffnung aus, daß meine Leiden bald ihr Ende erreicht haben würden."

„Er spricht davon, daß der Kaiser Dich bei Gelegenheit begnadigen wolle," entgegnete Paula, „schon dieses Wort allein ist eine Beleidigung für Dich. Wer Gnade empfangen darf, hat eines Vergehens sich anzuklagen. Nenne mir das Vergehen, des man Dich anschuldigen kann und auf das man Gnade zu üben hat."

„Ich beging keines, doch die Strafe, die ich erdulde, ist die gleiche, als ob es geschehen wäre, und mein Stolz wäre kaum am Platze, wenn sich

mir die geringste Hoffnung auf Befreiung zeigte, ob sie unter dieser oder jener Form erfolge. Ist es nicht ein besserer Stolz, mir sagen zu können, daß mein Gewissen, meine Hand von jedem Frevel frei geblieben? Würde es Dich über mein Unglück erheben, wenn Du mich schuldig wüßtest?"

„Dich! Könnte ich den Gedanken einer Schuld jemals mit Dir in Verbindung bringen, der mir vom ersten Augenblicke hoch über allen erschien, die ich je gekannt? Die erste That, die ich von Dir gesehen, war Großmut und Barmherzigkeit; sie blieb mir eingeprägt für alle Zeit und mit ihr hattest Du für immer mich gewonnen."

„Du wußtest es wohl zu verbergen, mein gewappnet Lieb," sagte er halb scherzend, halb traurig. „Ich hatte nicht unrecht, Dich in meinen ersten Versen ‚Pallas' zu nennen."

„Mein Mut war Schwäche, Du weißt es nur zu gut," erwiderte sie errötend, „doch mit dem Schmerze, den ich um Dich litt, sank jene Schutzwehr, die mir gegen Dich gedient, und meine Liebe fand den anderen Mut: einer Welt zum Trotze mich als Dein für ewig zu bekennen."

„Für ewig!" flüsterte er und sein Kuß brannte auf ihren Lippen.

„Lasse uns nicht vergessen, daß wir Wichtiges noch zu besprechen haben," sagte sie nach einer Pause. „Der heuchlerische Brief des Ministers vermag meine Sorge um Dich nur zu vermehren, denn er enthält nach meiner Schätzung nichts als hohle Worte.

Schon einmal machte ich Dir den Vorschlag, mich nach Wien zu senden, um mir auf irgend eine Weise Gehör bei den Majestäten zu verschaffen. Du bist noch nicht ohne Freunde dort, Geliebter. Vielleicht bedarf es nur eines Wortes von außen her, um sie zum Handeln für Dich anzuspornen. Baron Guilerin besaß in Wien hochstehende Anverwandte; sie werden mir die Thüren öffnen, um an die rechte Stelle zu gelangen. Kann es denn sein, daß Recht und Billigkeit soweit in der Welt erstorben seien, um Deinem Leiden gegenüber unerbittlich zu bleiben?"

„Wenn alle Menschen wären wie Du, süßes Leben, dann nicht," antwortete er trübe. „Dein Denken und Dein Handeln war von je dem Wohlthun und der Hilfe anderer geweiht. Du konntest keine Not, kein Menschenelend sehen, ohne den Wunsch zu fühlen, es sofort zu lindern, und es war Dir tiefes Leid, wenn es Dir nicht gelang; doch Du ahnst nicht, mit welch kalter Härte die Welt dem Flehenden die Thür verschließt. Gehe nicht nach Wien, meine Paula. Auch Du wirst nichts erreichen, Du wirst, an bitterer Erfahrung krankend, wunden Herzens zu mir zurückkehren, der wochenlang Deinen Anblick, Deine Nähe entbehrte. Opfere nicht nutzlos die Tage und Stunden, die uns noch geschenkt sind, und die — ich fühle es mit unabweislicher Gewißheit — bald ihr Ende haben werden."

„Gieb mir Deine Einwilligung," bat sie. „Müßte ich mir nicht einen schweren Vorwurf machen,

wenn ich irgend etwas unterlassen hätte, was zu Deiner Rettung beitragen könnte? Oftmals rühmtest Du in vergangenen Tagen des Kaisers Edelmut. Sollte er in Deiner Sache sein vergessen, dem er zu so vielem Dank verpflichtet war? Vielleicht steht er unter dem Einflusse derer, die Dir übelwollen und Deine Fürsprecher vermögen nicht zu ihm zu dringen. Oft schon hat auch Frauenwort ein hartes Herz gewandelt und zum Mitleid es bewegt. Gott wird mit mir sein, das Rechte mich finden zu lassen; er läßt Dich nicht untergehen."

„Gottes Wege sind nicht unsere Wege, teures Kind," erwiderte er, „und hat er es mir beschieden, in der Dunkelheit, die er mir sandte, zu versinken, muß ich mich in Demut seinem Willen unterwerfen."

„Er ist allgütig, allgerecht und sollte seiner Kinder Flehen nicht hören? Er sendet Hilfe in der Not und wird auch Deiner sich erbarmen."

„So waren auch des Schulmeisters Worte," sprach der Infant nachdenklich, „als ich ihm seine Bibel nehmen wollte. Er baute fest darauf und schöpfte Trost und Zuversicht aus seinem heiligen Buche. Ich aber fand den Mut nicht, seine fromme Hoffnung ihm zu rauben; mir war es, als nähme ich dem Armen den Stab, auf den er sich stützte."

„Kaspar und sein Weib haben es mir oft erzählt," sagte Paula, „und daß jenes Psalmenwort ihnen seitdem eine prophetische Verheißung bleiben würde. ‚Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen.' — Duarte,

auch jene einfachen Menschen beten für Dich, der ihr Retter war, und für Dich sollte kein Helfer sich finden, aus Deiner Trübsal Dich zu erlösen? O zweifle nicht, sage mir, daß Du mein Vorhaben gutheißest und ich reise morgen schon."

„Erwäge es noch einige Tage, ehe Du Deinen Plan zur Ausführung bringst. Auch möchte ich nicht, daß Du allein gingest. Pater Senebal, mein jetziger Beichtvater, hat sich erboten, meine Beschwerden über die mir widerfahrene Behandlung selbst dem Kaiser vorzutragen. Mir wäre es eine Beruhigung, wenn Du unter seinem Schutze die Reise anträtest."

„Es soll geschehen, wenn Du es wünschest. Bist Du gewiß, daß Dir der Pater treu ist und Dich nicht an Navarro verrät?"

„Ich glaube auf ihn mich verlassen zu können, denn er scheint nicht zu denjenigen zu gehören, die an Gold und Würden hängen."

„Taquet teilte mir in seinem letzten Schreiben mit, daß von Lissabon Graf Vidigueira de Vasco als Gesandter nach Paris gehen würde. Kennst Du ihn?"

„Ich kenne ihn aus früheren Jahren wohl. Er ist ein warmer Anhänger unseres Hauses und es steht von ihm zu hoffen, daß er bei dem Kardinal meiner gedenken wird."

Sie blickte ihn forschend an.

„Fast dünkt es mir, als ob Du wenig Hoffnung in das Bemühen derer setztest, die Deine Sache führen."

„Ich will es lernen, von Dir zu hoffen, mein Lieb, mich aber gleichzeitig auf das Schlimmste gefaßt machen. Gieb auch Du Dich keinem zu kühnen Wahne hin; vergegenwärtige Dir die Möglichkeit, daß zu den Drohungen eines neuen härteren Gefängnisses in Feindesland ein anderes Schrecknis kommen kann: die Trennung von Dir."

„Wo Du bleibst, werde ich auch bleiben; wohin man Dich bringt, ich werde Dir folgen. Und ist es nichts, was ich für Dich zu thun vermag, Du sollst es wenigstens fühlen, daß ich in Deiner Nähe bin."

Die hellen Stimmen der Kinder wurden in einiger Entfernung hörbar. Paula riß sich aus den Armen des Geliebten.

„Vincentia und Armgard suchen Dich," sagte sie, sich in ihr Schleiertuch hüllend. „Marcella hat sie früher hergebracht, als es angeordnet war. Ich gehe jetzt und lasse Dir die lieben Wildlinge, die Dich etwas erheitern werden."

„Du bist trotzdem bei uns," erwiderte er. „Wir sprechen von nichts anderem, als von Dir. Auch in den Zeiten, da man Dich von mir fernhielt, wußte ich alles, was Du thatest, jedes Wort, das über Deine Lippen kam."

Die kleinen Mädchen zeigten sich jetzt an der Pforte, Duarte und Paula gingen ihnen entgegen.

„Wer ließ Euch ein?" fragte die Schwester. „Und wo ist Marcella?"

„Sie brachte uns bis an die Thür und wir gingen zu Don Navarro und sagten: ‚Da sind wir.'"

„Ließ er Euch darauf ohne Weigern ein, Ihr verwegenen Jungfräulein?“ lächelte Duarte.

„Er kennt uns ja schon lange,“ meinte Vincentia sorglos, „heute aber murrte er, daß wir so oft kämen.“

„Ich fürchtete es, daß er endlich mir auch diese Freude nehmen würde,“ sprach der Infant, „was antwortetet Ihr ihm?“

„Wir sagten, daß er garstig sei und gar nicht wie sonst,“ rief Armgard. „Da lachte er und nannte uns naseweise Gelbschnäbel. Dann machte er die Thür auf und hieß uns hierhergehen, aber nicht eilen; wir kämen Dir noch viel zu früh. Ist das wahr, Herr Eduard?“

Er neigte sich zu ihnen, um Paulas Blicken nicht zu begegnen, deren Wangen sich, gleich den seinen, höher gefärbt hatten.

„Ihr kommt mir nie zu früh, Ihr kleinen Irrwische,“ sagte er gütig. „Wir werden unter Don Navarros Fenster lustwandeln, um ihn Lügen zu strafen. Ich sah Marcella seit Monden nicht,“ wandte er sich an Paula, „auch in das Stubenbergsche Haus kommt sie nicht mehr.“

„Ihr wisset den Grund,“ antwortete die junge Freifrau, „und es ist besser, daß sie Stolz genug besitzt, sich fernzuhalten.“

„Wie nimmt Eberhard es auf?“

„Er hat sich mit der Leichtigkeit seiner Jahre wohl schon etwas getröstet; seine Neigung war nicht tief genug, dem ersten Sturme standzuhalten, Maria

sehr zur Befriedigung, die für Marcella keine Vorliebe hatte."

„Ich glaubte, daß sie weichherziger und milder sei."

„Weil sie es uns gegenüber ist? Unser Schicksal und was daraus entstehe, greift nicht in das ihre ein."

„Eine Bestätigung dessen, was ich oftmals äußerte; die Menschen sind nur dort hilfreich, wo es ihnen kein Opfer kostet und ihre eigenen Vorteile nicht geschädigt werden. Die wenigen Ausnahmen unter ihnen haben einen Marterweg zu gehen."

Paula seufzte. Er mochte recht haben, aber es war schwer, die Wahrheit des Gesagten an sich selbst zu erproben.

Sie trennten sich am Eingange des Nachbargartens; Duarte ging mit den Kindern weiter, Paula kehrte in der entgegengesetzten Richtung nach Hause zurück. —

Eine Woche später befand sie sich in Begleitung Pater Senebals auf dem Wege nach Wien.

Die Angst ihres Herzens hatte sie nicht ruhen lassen; ihren inständigen Bitten hatte der Infant endlich nachgegeben, in die Reise zu willigen und ihrer, sowie des Paters Verwendung, sein Schicksal anzuvertrauen. Er setzte kaum noch eine Hoffnung darein. Der Brief Trautmannstorffs, die Nachrichten, die ihm von anderer Seite zugegangen, hatten ihn erkennen lassen, daß Ferdinands Teilnahme für ihn erloschen sei, und daß der Kaiser nur durch Spaniens Einfluß geleitet werde, dessen Übermacht auch Papst

Urban VIII. genug scheute, um ein persönliches Eingreifen zu Gunsten des Infanten abzulehnen.

Paula hatte schneller, als sie es geahnt, Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß des Prinzen Befürchtungen nur zu begründet gewesen, daß alle ihre Schritte zu seinen Gunsten sich als vergebliche erwiesen. Wohl nahmen die Blutsverwandten ihres verstorbenen Gatten sie gastfreundlich auf und suchten ihr die Schwierigkeiten ihrer Mission zu erleichtern. Wohl versicherten ihr die Minister, die sie um ihre Fürsprache anging, daß sie nichts versäumen würden, um des Infanten Sache zu einem glücklichen Ende zu führen, die erbetene Audienz bei den Majestäten erhielt sie jedoch nicht. Navarro hatte nicht unterlassen, schon vor längerer Zeit den Marchese von Castel-Rodrigo von den Beziehungen des gefangenen Fürsten zu der Baronin Guilerin in Kenntnis zu setzen, und der Spanier hatte kaum von ihrer Ankunft in Wien gehört, als er durch Pater Quiroga die Kaiserin warnen ließ, sie zu empfangen, da die Absicht unverkennbar sei, welche die Baronin hergeführt.

Maria Anna nahm den Wink dankbar entgegen; weder sie, noch Ferdinand wünschten mit dem Schicksal des Prinzen von Braganza ferner belästigt zu werden. Philipp IV. hatte sich in jüngster Zeit besonders freigebig gezeigt, um seiner Erkenntlichkeit Ausdruck zu geben. Es that nicht not, seinen Unwillen nutzlos herauszufordern, noch sich flehenden Bestürmungen auszusetzen, die der Bittstellerin nur eine kühle Abweisung eintragen konnten.

Herr Hasso von Mengen teilte Paula die Erfolglosigkeit ihrer Mühen mit; er hegte nach wie vor das innigste Mitleid für den unglücklichen Fürsten, aber auch sein Einfluß erwies sich der spanischen Partei gegenüber als machtlos, er konnte nichts, als Paula sein tiefes Bedauern über die voraussichtliche Wendung aussprechen, welche das Geschick des Prinzen unter den obwaltenden Umständen nehmen mußte.

Graf Trautmannstorff ließ sie nicht mehr vor sich. Die Anklage war gar zu unbequem, die ihn aus den großen reinen Augen der fremden Frau traf. Warum mußte sie auch herkommen, ihn daran erinnern, daß er nichts gethan, den Untergang des Mannes zu verhüten, den sie liebte und der auch ihm einst Freundschaft erwiesen? Er hatte ja doch eigentlich nur geschehen lassen, was seine Pflicht dem Reiche gegenüber ihm vorschrieb, das nun einmal in seiner bedrängten Lage auf den Beistand mächtigerer Herrscher sich stützen mußte. War es denn nicht schon genug, daß er es ablehnte, mit dem Marchese weiter über die Sache zu verhandeln und der Folgen nicht gedachte, die seine Weigerung für ihn selbst haben konnte?

Castel-Rodrigo hatte die Summe von vierzigtausend Scudi geboten, um den Prinzen in seine Gewalt zu bekommen und ihn dahin senden zu können, wo es seinem Monarchen belieben würde, auch des Gelingens des Anschlages sicher, bereits mit dem Hofe zu Madrid Rates gepflogen, welches Gefängnis

man dem Infanten anweisen könne. Philipp hätte es vorgezogen, ihn nach Spanien bringen zu lassen, doch bot dies seine Schwierigkeiten, weil Frankreich, im Bündnisse mit Portugal, den Gefangenen befreien konnte. Die Schiffe der französischen Flotte beherrschten das Mittelländische Meer, die einst bedeutendere spanische Seemacht war der ersteren nicht gewachsen, und bei einem möglichen Gefechte konnte es sich ereignen, daß Spanien die Schiffahrt in den südlichen Gewässern völlig einbüßte. Eine Überführung des Infanten nach Neapel verbot sich aus den gleichen Gründen; so kam die spanische Partei auf Mailand zurück, das außerdem den Vorteil bot, von Graz nicht allzuweit entfernt zu sein.

Die siegreichen Fortschritte des schwedischen Heeres machten die Erledigung der Angelegenheit dringend. Torstensohn, der an Baners Stelle getreten, hatte seinen Zug durch Schlesien mit der Einnahme von Glogau und Schweidnitz beschlossen; auch die Hauptstadt Mährens, Olmütz, war in seine Hände gefallen; jetzt näherte er sich Böhmen, und das Gerücht ging, daß er seine Truppen nach Steiermark führen wolle, um Graz zu belagern.

Ehe es bis dahin kam, mußte Dom Duarte entfernt sein. Schweden hatte schon einmal zu seinen Gunsten zu vermitteln versucht, Torstensohn würde sich nicht scheuen, mit den Waffen in der Hand sein Gefängnis zu sprengen, wenn er Graz erobert hatte.

Der Marquis mußte sich endlich überzeugen, daß die Minister auf das schmachvolle Anerbieten nicht

eingehen würden. Graf Trautmannstorff erklärte offen, daß er mit dem Verkaufe eines Gefangenen noch nie zu thun gehabt und es auch jetzt nicht wolle. Selbst seiner kühl erwägenden Staatsklugheit mußte die Sache zu barbarisch erscheinen. Castel-Rodrigo beschloß einen letzten Versuch bei Ferdinand III. in eigener Person zu machen. Wenn alle anderen Mittel fehlschlugen, blieb ihm immer noch die Fürsprache der Kaiserin und die Geldnot am Hofe, die offenkundiger als jemals war.

Inzwischen traf Paula schweren Herzens ihre Vorbereitungen zu der Heimkehr nach Graz. Es trieb sie zurück zu ihm, für den sie umsonst gekämpft, gelitten, für den sie die Demütigung bis zur Neige ausgekostet, als Bittende an verschlossenen Thüren zu klopfen. Sie hatte ihm nicht glauben wollen, als er es ihr vorausgesagt; nun war es dennoch so gekommen und der Stachel der erduldeten Täuschung hatte sich tief in ihre Brust gegraben.

Und dennoch war die bittere Erfahrung, die sie an der Barmherzigkeit der Menschen gemacht, die Kränkungen, die man ihr bereitet, das Schmerzlichste nicht. Viel schmerzlicher war die Erkenntnis, daß es für ihn keine Rettung mehr geben würde, der zwischen Kerkermauern langsam seine Tage dahinschleichen sah, und daß sein Leben vielleicht schon von dem Hasse derer bedroht sei, die sein Verderben beschlossen.

Die Pferde waren für den folgenden Morgen bestellt. Marcella, welche die Gebieterin begleitet hatte, ordnete die Sachen in ihre verschiedenen Be-

hältnisse. Paula legte keine Hand mit an; sie saß am Fenster ihres Zimmers und schaute in Gedanken verloren auf die volkreiche Straße hinab.

Marcella konnte es endlich nicht mehr ertragen, ihr stummes Leid mit anzusehen. Schmeichelnd näherte sie sich ihr und begann sich an dem reichen kastanienbraunen Haare der jungen Frau zu beschäftigen, das halb gelöst auf ihren Nacken herabhing.

„Ich muß die Locke hier neu aufstecken,“ sagte sie in ihrer leise kosenden Art, die Paulas wundem Gemüte oftmals wohlthat, weil sich soviel zärtliches Mitgefühl darunter verbarg, „und auch die Flechten muß ich noch einmal machen. Ihr wollt ja noch Andreas Eltern besuchen, teure Frau, da dürft Ihr so nicht ausschauen.“

Paula ließ müde ihr Haupt zurücksinken. „O, was liegt daran?“ fragte sie. „Gieb Dir keine Mühe, meine Kleine.“

„Nein, nein,“ erwiderte Marcella eifrig, „so lasse ich Euch nicht gehen; Ihr müßt schön sein wie immer, weil Euch die von Hekkings zum ersten Male sehen. Sie sind gar stolze, hoffärtige Leute, zu denen man recht prächtig daherkommen muß, um ihre Gunst zu erlangen. Und Ihr wollt doch für Andrea sprechen und von ihnen hören, ob sie gar nicht mehr ihrer gedenken. Ich ziehe Euch das violette Sammetkleid an, das Euch so gut kleidet.“

„Liebe Eitelkeit! Du erinnerst mich zur rechten Zeit, daß ich an mich nicht mehr denken soll, sondern an andere, die auch betrübten Herzens sind. Könnte

ich Dich doch mit zu Frau von Hekking nehmen, ihr zu sagen, daß sie Dir einst unrecht that, und daß in Dir ein Schatz treuer Liebe für die wohnt, welchen Du anhängst."

„Nicht doch, edle Frau," wehrte Marcella ab, „dort im Hause ist mein Platz nicht, wenn sie nicht einmal von Leonhard wissen wollen. Und die Ratsfrau hatte mir ja nicht zu viel gethan, denn ich war ein wildes Kind, das an Putz und Tand nur dachte und wie es den Männern recht die Köpfe verdrehen könne. Sehet, ich war unbelehrt und hörte es nicht besser, als daß es so sein müsse. Hätte ich Euch damals schon gekannt, wäre manches anders mit mir geworden; ich glaubte eben, man dürfe sich nur wünschen und dann käme es von selbst, wie thöricht und verwegen es auch sei. Daß man aber kämpfen müsse um sein Glück mit Aufopferung und Entsagen, das wußte ich nicht."

Sie hatte während ihrer Worte mit geschickter Hand das Haar der Herrin aufgenestelt und brachte ihr das besprochene Kleid herbei.

„Wisset Ihr aber, wen ich heute morgen traf," plauderte sie weiter, „als ich für Euch die Tropfen von dem Pharmaceuten holte?"

„Wen, Marcella? Deinen glühenden Wangen nach muß es eine erwünschte Begegnung gewesen sein."

„Den Achaz," sagte Marcella triumphierend, „und er freute sich und ich mich auch."

„Das will ich meinen. Sieht er Dich nicht mehr, bevor wir abreisen?"

„Ich hatte gar wenig Zeit, mit ihm zu sprechen, denn ich war in Angst um Euch und wollte Euch die Tropfen bringen. Das sagte ich ihm auch und da ging er bis zur Thür mit und wenn Ihr es erlaubt, so will er auf mich warten, während Ihr den von Hekkings Euren Besuch macht.“

„Ich erlaube es gerne, denn Ihr werdet Euch viel zu sagen haben. Auch wird es mir eine Freude sein, den Mann zu sprechen, der Dich lieb gehabt und noch in Treue zu Dir hält, wie es mir scheint. Gieb mir die Handschuhe und die Gürteltasche; es ist Zeit, daß wir gehen; wir wollen Deinen Achaz doch nicht vergebens warten lassen.“

Sie traten auf die Straße. Marcellas Augen spähten suchend umher, des Jugendgespielen Gestalt zu entdecken, doch trotzdem fand sie Zeit, es zu bemerken, daß Paulas ungewöhnliche Schönheit die Blicke aller Vorübergehenden auf sich zog.

„Wie alle Euch nachschauen!“ flüsterte sie ihr zu. „Wüßtet Ihr nur, welche Lust mir das ist!“

„Närrchen Du! Was kommt denn auf die Neugier fremder Menschen an?“

„O, das ist keine Neugier; sie bewundern Euch, weil Ihr so schön seid, und ich bin eitel auf Euch, so eitel, wie ich noch nie auf mich gewesen. Seht, der Besternte dort in der Karosse reckt sich bald den Hals aus, — oh —“

Sie hielt plötzlich inne. Das verräterische Rot, welches ihr Gesichtchen bedeckte, kündete Paula, daß

der Erwartete in der Nähe sein müsse. Gleich darauf trat ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung auf sie zu.

„Das ist der Achaz," raunte Marcella, „o, seid nicht böse, daß er schon da ist."

Der Jüngling zog sein Barett und küßte ehrerbietig den Saum des Sammetmantels, den Paula trug.

„Vergebt, sehr edle Frau, wenn ich auf offener Straße Euch anzureden wage," sprach er bescheiden, aber ohne Befangenheit. „Mich treibt mein Herz, Euch für die Güte zu danken, die Ihr Marcella erwiesen und Euch zu fragen, ob Ihr es gestattet, daß ich einige Worte mit ihr wechsele."

Paula betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen des Sprechers offene und einnehmende Züge. „Die Erlaubnis gebe ich gerne, Achaz Schommer," erwiderte sie ohne Zögern. „Ihr werdet mit der einstigen Gespielin ohnehin nur noch heute plaudern können. Auch ich hätte Euch mitzuteilen, wie so gar lieb sie mir geworden und daß ich nicht mehr ohne sie sein möchte, aber meine Zeit ist kurz bemessen und ich werde in einem fremden Hause erwartet. Behütet mir mein lustiges Vögelein indessen, ich treffe Euch wieder, wenn ich zurückkomme."

„Wir geleiten Euch noch bis zum Hause des Rates," sagte Marcella rasch. „Es ist dort unten, das große mit den Säulen. Allein dürft Ihr in der fremden Stadt nicht gehen."

Paula fügte sich in lächelnder Milde der Anordnung ihrer Begleiterin, die aus vergangenen Jahren die Sitten der kaiserlichen Residenz noch zu

genau kannte, um ihre Herrin einer Belästigung seitens der Männer aussetzen zu mögen, welche die freie Ungebundenheit des langen Lagerlebens nur zu oft auch in die Heimatstädte hinübernahmen. Eine bestimmte Stelle der Straße wurde noch verabredet, wo man sich wieder treffen wollte, dann stieg Paula die Stufen empor, die zu der Wohnung des Rates führten.

Hasso von Mengen hatte sie bereits angekündigt, ohne den eigentlichen Zweck ihres Besuches zu kennen. Aloys von Hekking und seine Gattin empfingen die Freifrau, deren Gemahl mit ihnen häufig verkehrt hatte, mit ausgesuchter Artigkeit und stellten ihr bereitwillig ihre Dienste zur Verfügung.

„Die Nachricht, daß Heribert Guilerin noch ein Ehebündnis eingegangen, mußte uns überraschen," bemerkte der Rat mit feinem Lächeln, „doch staune ich nicht mehr, da ich das Glück erfahre, die von ihm Erwählte vor mir zu sehen. Befehlt über uns, edle Frau, was wir beginnen können, Euren Aufenthalt in Wien angenehm zu gestalten, und mit Freuden soll es geschehen."

„Wir möchten es uns ausbitten," fügte seine Gattin hinzu, „Euch in unserem Hause beherbergen zu dürfen, doch fürchte ich, daß diese erwünschte Pflicht uns schon von anderen vorweg genommen ist. Raum hätten wir genug, denn wir sind allein."

„Ich danke Euch von Herzen das gütige Erbieten," antwortete Paula, „doch morgen schon bin ich ge-

zwungen, mich auf den Heimweg zu begeben; meine Anwesenheit war nur auf wenige Tage bemessen."

„Ihr kamet, wie mir Mengen mitteilte, um für den unglücklichen Prinzen Fürsprache einzulegen, den man in Eurer Stadt gefangen hält," sprach der Rat teilnehmend. „Viele sind es auch hier, die sein traurig Los beklagen, aber niemand hat die Macht, es zu wenden, solange der Druck von Spanien her besteht, dem auch unser Herr nachgeben muß."

„Ich weiß es," erwiderte Paula, „und ich habe die Hoffnung aufgegeben, durch meine Bitten etwas erreichen zu können. Aber es ist nicht allein des Prinzen künftig Schicksal, das mich beschäftigt und zu Euch führte; von Eurer Großmut, Edler von Hekking, wird es abhängen, ob ich, einer Sorge los, Wien verlassen kann."

„Einer Sorge, die wir Euch erleichtern können, Frau von Guilerin?" fragte der Rat. „Gerne soll es Euch gewährt werden, falls es in unseren Kräften steht."

„Unter den wenigen, die dem Prinzen von Braganza opferwillig und treu in das Elend folgten und bis heute nicht von ihm gelassen, befindet sich ein Mann, den Ihr einst kanntet," sagte Paula, „mehr noch, den Ihr hochschätztet und der dieser Schätzung würdig war. Es ist der, den Ihr in vergangenen Tagen ‚Sohn' genannt, der Gatte Eurer Tochter Andrea Koscielski."

Die soeben noch freundwilligen Mienen des Ehepaares hatten sich verdüstert.

„Sprecht mir von jenem ungeratenen Kinde

nicht," entgegnete der Rat schroff. „Weder ich noch meine Frau erinnern sich, eine Tochter gehabt zu haben."

„Sie war Euer Stolz, Ihr habt mit tiefer Liebe sie geliebt; könnt Ihr das so ganz vergessen?" fragte Paula. „Kann man aus dem Herzen reißen, was uns auf Erden das Teuerste war, weil seine Handlungsweise nicht unsere Billigung fand? Und haben wir das Recht, den Stab zu brechen, weil eines der Unseren einer Pflicht folgen zu müssen glaubte, die wir als solche verwerfen?"

„Sie war uns ungehorsam," sprach Frau von Hekking, „und bereitete uns damit Schande. Sie lief mit dem Verbrechersohne davon und trat Zucht und Sitte mit Füßen, die ihr geboten hätten, von ihm zu lassen, als seiner Eltern schändliches Thun an das Tageslicht kam. Jetzt ist sie eine Verlorene geworden, die im Lande umherirren kann und vielleicht mit Thränen sich ihrer Thorheit anklagt."

„Sie hat der Thränen viele vergossen, das ist wahr," sagte Paula, „aber eine Verlorene ist sie darum nicht. Mir wurde sie eine treue Freundin, die ich hoch und wert halte, seit jener ersten Stunde, da ein edler Mann sie meinem Schutze empfahl, und heute noch segne ich den Tag, der uns zu einander führte, um an ihrem Beispiele mich ermessen zu lehren, welches Heldenmutes wahre Liebe fähig ist."

„Ihr verteidigt sie warm," versetzte der Rat, „und es ist mir wohlthuend, zu vernehmen, daß sie trotz ihrer Verfehlung sich noch Freunde zu erwerben

wußte. Uns hat sie schwer und bitter gekränkt; wir wissen, seit sie von uns ging, nichts mehr von ihr, nicht einmal, ob sie ihres Liebsten ehrlich Weib geworden."

„Sie wurde in meinem und des Infanten Beisein mit Leonhard Koscielski getraut," erwiderte Paula. „Das Dokument darüber befindet sich in ihres Gatten Händen, dessen Gefangenschaft sie bis vor einem Jahre teilte. Dann zwangen die Verhältnisse sie, ihn zu verlassen; ich nahm sie zu mir und vor fünf Monaten ist sie in meinem Hause Mutter geworden."

Frau von Hekking schaute auf. „So ist ein Kind da?" fragte sie und ihre Stimme klang weniger fest als zuvor.

„Ein Knabe," war die Antwort, „der unser aller Liebling ist und den ich über die Taufe hielt, um mir ein Anrecht an ihn zu sichern, falls sich niemand zu seinem Schutze fände. Andrea hat ihn nach ihrem Vater ‚Aloys' genannt, denn ihr Herz ist bei ihren Eltern geblieben, ob Ihr Euch auch von ihr für immer wandtet."

Es war eine Pause zwischen den im Gemache Anwesenden entstanden. Das Bild der verstoßenen Tochter schien vor den Ehegatten zu erstehen und leise zagend an die Herzen zu pochen, die sich ihr solange verschlossen. Frau von Hekking nestelte in unruhiger Hast an den Schnüren ihres Kleides, der Rat starrte in das Weite, aber er sah die Gegenstände draußen nicht. Ein blondes Köpfchen tauchte vor ihm auf, das sich vor langer, langer Zeit an

seine Kniee geschmiegt und das sein Sonnenschein gewesen. Dann aber sah er das holdselige Kind als herrlich erblühte Jungfrau vor sich stehen und freudiger Stolz erfüllte seine Brust, daß all die Keime des Guten und des Edlen, die er in sie gepflanzt, zu reichster Entfaltung gelangten. Wie hatte er sie geliebt, die Tochter, sein einziges Kind! Wie hatte er in ihrem Glücke seine höchste Befriedigung erblickt! War es seine Vaterzärtlichkeit nicht auch gewesen, die einer Neigung endlich seine Zustimmung gegeben, welche so wenig mit seinen Wünschen, seinen Ehrgeizplänen für sie im Einklange war? Und wieder war es seine Liebe zu der Tochter, die den Gedanken verabscheute, sie den Hohnreden der Welt ausgesetzt zu wissen, wenn sie dem Sohne des Verurteilten treu bliebe, wenn sie das Weib dessen würde, den aus der Schuld der Eltern heraus der unlöschbare Makel traf. Er hatte sein Kind auf stolzer Lebenshöhe, glücklich und hochgeehrt sehen wollen, — an der Treue, die zu halten er sie selbst gelehrt, war ihr Schicksal zerschellt; nichts war ihm mehr geblieben, als jener nagende Schmerz, der um so tiefer in der Seele wühlt, je sorgsamer er sich dem Auge der Welt verbergen muß.

„Ich möchte mit Euch über Andreas fernere Zukunft sprechen, Edler von Hekking," begann Paula endlich wieder, nachdem sie eine Zeitlang schweigend den bewegten Mann beobachtet hatte, „und ob Ihr auch Eure Tochter zu verleugnen strebt, Ihr werdet mich, ich weiß es, bis zum Ende anhören. Der

Infant hat die Absicht, einige seiner Getreuen aus seinem Dienste zu entlassen, wenn man gewillt ist, ihn in ein anderes Gefängnis zu bringen. Es bedrückt ihn, daß er die Opfer, die sie ihm dargebracht, nicht lohnen kann, wie er es möchte, und er fürchtet, daß man seine Freunde noch übler als bisher behandelt, um ein neues Mittel dadurch zu finden, ihn zu kränken. Er hat für seine Untergebenen gesorgt, soweit es möglich war; auch Leonhard wird von König Joao eine jährliche Pension erhalten, wenn er aus des Prinzen Dienste scheidet. Es steht dann seiner Wiedervereinigung mit Andrea nichts im Wege und um ihnen beiden eine dauernde Heimat zu geben, werde ich ihnen mein Schloß Leipheim zum Wohnsitze bieten. Dort mögen die Vielgeprüften in stiller Abgeschiedenheit der Ruhe pflegen, bis sich die Welt ihnen wieder öffnet, deren Härte sie erfahren, und sie die Ehrenstellung einnehmen, die beide verdienen."

„Auch er?" fragte der Rat.

„Auch er," bestätigte Paula fest. „Der Mann kann keine Mißachtung erwerben, der auch im Unglück mit unwandelbarer Treue zu ihnen hält, denen er eine Dankespflicht abzutragen hatte. Den schuldigen Eltern blieb er ein erbarmender Sohn, der für ihre Fehle nicht einmal ein Wort des herben Tadels fand. Seinen Herrn begleitete er in das Gefängnis und teilte willig Trübsal und Entbehrung mit ihm, nicht äußerer Vorteile wegen, sondern einzig, weil er ihm durch seine Ergebenheit vergelten wollte, was

jener für ihn gethan. Blicket um Euch in dem Kreise, den Ihr kennt, ob es viele seinesgleichen giebt und sagt nicht, daß er unwürdig sei, Euer Kind zu besitzen, das in so todesstarker Liebe allen Anfechtungen zu begegnen wußte."

„Ich hatte nichts gegen ihn," sprach der Rat, „er war ein wackerer Mann, der sich an jedem Platze bewährte. Wenn das mit seinem Vater nicht geschehen wäre, hätte alles mir recht sein sollen."

„Ja," seufzte Frau von Hekking, „das war es ja allein. Er hat mich in der Seele gedauert, aber daß die Andrea gar nicht von ihm lassen wollte, war doch zu arg."

„Sie dachte zu hoch, um ihm das letzte noch zu rauben, daß ihm in seinem unverschuldeten Unglücke geblieben," erwiderte Paula, „und wenn es Mitleid nur gewesen, das sie bewog, mit ihm zu gehen, — sie hat groß und edel gehandelt, sowie sie auch mit Heldenmut den neuen Schlag ihm tragen half, der Leonhard in seinem Herrn getroffen. Vielleicht waren es die Vorbilder ihrer Kindheit, ihrer Jugend, die sie gelehrt, der gelobten Pflicht treu zu sein bis an den Tod, das gegebene Wort nicht zu brechen, das sie an den erwählten Mann knüpfte, vielleicht war es des Vaters fester Sinn, der sie beseelte, als sie Reichtum und Wohlleben für eine ungewisse Zukunft dahingab, und ob sie Eure Herzen auch verwundet, da sie sich gegen Euren Willen auflehnte, sie hat den Eltern, die ihre Führer waren, bis sie in freier Entschließung von ihnen schied, keine Schande gemacht."

Aloys von Hekking wandte sich in scheinbarer Aufmerksamkeit zum Fenster. Er schämte sich, dem fremden Gaste zu zeigen, daß in seinen Augen Thränen standen. Seine Frau stützte den Kopf in die Hand.

„Das Kind, Andreas Knaben, möchte ich wohl sehen,“ sagte sie stockend. „Wir hatten nie einen Sohn, so sehr wir es auch einstmals wünschten. Ob er ihr wohl gleicht?“

„Er ist blond und rosig wie sie, doch mit des Vaters dunklen Augen,“ berichtete Paula, „ein herziges Geschöpflein, das auf unseren Armen stets tanzen und springen möchte und seine Mutter wieder lächeln lehrte.“

Frau von Hekking barg schluchzend ihr Angesicht in ihrem Tuche; die Sehnsucht nach dem verlorenen und doch heißgeliebten Kinde, nach dem Enkel, der ihre Züge tragen sollte, drohte ihr das Herz zu zerreißen.

„Aloys,“ kam es leise und bittend von ihren Lippen, „wir wollen sie wieder haben, ach, und das Kind, — wenn ich es nur ein einziges Mal an mich drücken könnte!“

Da erhob sich der Rat von seinem Sessel und ergriff Paulas Hand, sie wiederholt und ehrfurchtsvoll zu küssen; zu reden vermochte er nicht sogleich. Als aber die Fürsprecherin seiner Tochter mit liebem Lächeln fragte: „Nicht wahr, Ihr zürnet mir Verwegenen nicht und wollt Andrea wiedersehen?“ erwiderte er mit fester Stimme:

„Gott segne Euch für Eure Worte und — Andrea wird mit Mann und Kind bei uns willkommen sein.“

Viertes Kapitel.

In den schattigen Anlagen, welche dem Hause gegenüber sich befanden, gingen Achaz und Marcella auf und nieder, ihre Erlebnisse seit der Trennung sich erzählend.

„Dir ist es gut ergangen; Dein Aussehen kündet es," sagte er, das Mädchen betrachtend. „Mir scheint, Du seiest schöner geworden, als zuvor."

„O geh, Du willst mein spotten," lachte sie, „aber recht hast Du; es ist mir besser ergangen, als ich es gehofft und je verdient habe. Ich bin bei der gütigsten und holdesten Frau im ganzen Erdenrund und ist sie nur mit mir zufrieden, will ich weiter nichts."

„So gefällt es Dir bei ihr besser, als früher hier in Wien?" fragte er, ihrer Antwort nicht ganz erfreut. „Kann es mir denken. Du bist in einem reichen Hause und lebst herrlich, wie eine Prinzessin."

„Ach, darum ist es mir nicht zu thun," entgegnete sie, „aber bei jemand sein, den man so lieb hat, daß man meint, es sei die heilige Jungfrau

selbst, von der einem nur Gutes und Hohes kommen könne, das ist Glück."

„Die Freifrau muß eine außerordentliche und seltene Dame sein, daß sie Dich so gewinnen konnte. Du hattest früher Dein eigenes Köpfchen für Dich und warst gar nicht geneigt, zu jemand emporzublicken, oder Belehrung anzunehmen."

„Das machte, weil ich niemand kannte, der mir so hoch und vollkommen erschien, wie sie, oder der mit meinen Fehlern soviel Nachsicht und Milde hatte. Daheim hörte ich immer nur, daß man sich Mühe geben müsse, reich und vornehm zu werden, gleichviel, wie man dazu gelangte, und auf die, welche es waren, wurde geschmäht. Deine Mutter aber tadelte mich beständig und ich fühlte, daß sie mich im Grunde nicht mochte. Das war mir auch nicht recht, weil ich es doch nicht wußte, daß ich mich besser benehmen konnte. Die Baronin tadelt gar nicht viel; sie sieht mich an mit ihren lieben ernsten Augen und ich weiß dann ganz genau, daß ich gescholten werden müßte, obwohl sie es niemals thut. Und dann, wenn ich ihr zu Füßen sitze und sie frage, ob sie mir auch nicht zürne, dann spricht sie zu mir sanft und milde, wie es ihre Art ist, und nach einer Viertelstunde wundere ich mich, daß ich etwas thun konnte, was ihr mißfiel."

„Du machst mich eifersüchtig auf Frau von Guilerin," bemerkte Achaz, „und scheinst für keinen, der Dir früher bekannt war, etwas Zuneigung übrig behalten zu haben."

Marcella drehte verlegen eine Schleife ihres Gürtels zurecht. „Das ist nicht so schlimm, als es ausschaut, Achaz," meinte sie, „aber sieh, ich kann es ja nicht verlangen, daß sich einer aus früherer Zeit an mich erinnert. Du weißt wohl warum."

„Ich habe oft und viel Deiner gedacht," sagte der Jüngling halblaut.

„Und ich an Dich," fiel sie vorschnell ein.

„Hast Du das wirklich, Marcella?" rief er aus.

Sie besann sich, daß sie eigentlich unvorsichtig gewesen. „Nun ja, ich meine, daß ich Dir stets dankbar war," fügte sie hinzu, „weil Du zu mir so gut und barmherzig warst."

„Sonst nichts?" fragte er traurig.

Sie schwieg.

„So ist es denn beim alten geblieben," fuhr er fort, „ich bin Dir zu geringe, wie es vor Jahren war; Du bist an Besseres gewöhnt und wirst Dir unter den Edelleuten einen Gatten suchen, die bei der Freifrau verkehren."

„Nein, niemals, Achaz, Du thust mir unrecht," murmelte sie.

„Ich habe keine andere als Hausfrau gewollt," sprach er mit leise bebender Stimme, „soviel mich die Eltern darum angingen, daß ich ein Weib wählte. Ich hoffte immer, daß wir wieder zusammen kämen und daß es zwischen uns werden solle, wie es einst war. Ich will keine andere, als Dich, Marcella, und wenn Du nur ein wenig dächtest, wie ich, dann brächte ich Dich noch heute den Eltern als Tochter zu."

„Und wie würden Deine Eltern mich aufnehmen, Achaz?“ fragte sie langsam.

„Das weiß ich nicht; nur eines weiß ich, daß ich ihnen sagen würde, ich ließe nimmermehr von Dir.“

Sie gingen eine Weile wortlos nebeneinander; des Mädchens Blicke streiften zuweilen verstohlen sein Antlitz. Wie wohl gefiel er ihr in seiner tiefen Bewegung, dem Feuer seiner Rede, durch die mit jedem Laute die unverminderte Liebe klang, die er für sie seit ihrer Kindheit Tagen gehegt.

„Du meinst es treu, Achaz,“ sprach sie endlich, „und ich weiß es genau, ich würde es bei keinem besser haben, als bei Dir. Aber mit Dir zu den Deinen gehen, mich ihnen als Tochter aufdrängen, da sie mich doch nicht als solche mögen, Dich in Unfrieden mit den Eltern bringen, an denen Du hängst, nein, ich kann es nicht.“

„O Marcella, wenn nur wir beide fest zusammenhalten, müßten sie ja endlich nachgeben, wie sie sich auch anfangs noch sträuben. Was Du im Sinne hast, liegt nun schon weit zurück, und der Makel, der auf Dein Haus fiel, ist vergessen.“

„Das sagst Du, doch, Lieber, es ist nicht so. Damals als ich, ein junges unerfahrenes Geschöpf, von Dir Abschied nahm, glaubte ich, es dürfe nur eine kurze Zeit vergehen, und was mich wie ein dunkler Schatten verfolgte, sei für immer ausgelöscht. Jetzt kenne ich ein Stück mehr von der Welt und ich weiß, daß jener dunkle Schatten beständig zwischen

mir und Deinen Eltern stehen würde, die es nie verschmerzen könnten, daß ihres Sohnes Weib nicht aus fleckenlosem Hause stammt. Und dann endlich würde er auch zwischen uns beiden stehen und Deine Liebe zu mir vernichten."

„Niemals, Marcella; sie hat stand gehalten trotz alledem, was hinter uns liegt, bis zur heutigen Stunde, da ich Dich, gereift durch das Bittere, das Du erfahren, gefestet in Deinem Wollen, wiedersehe. Komme mit mir und Du sollst inne werden, daß, was Du fürchtest, nur ein Hirngespinst ist."

Das Mädchen blieb stehen. „Ich danke Dir, Achaz, ich danke Dir von Herzen, und ich ginge auch gerne mit Dir, aber ich mag es dann nur so recht mit freiem Sinne, wenn Dein Vater und Deine Mutter kommen, mich zu holen und mir sagen, daß ich wirklich ihre Tochter sein solle."

Der junge Waffenschmied sah sehr enttäuscht aus. „Das wird wohl nicht geschehen," meinte er kleinlaut.

„Nun, siehst Du?" sprach Marcella. „Dann kannst Du mich auch nicht an Deinen Herd führen, ohne mit den Deinen Dich in Unfrieden zu setzen, und ich habe Dich zu lieb, als daß ich solches wollte."

Sie schritten langsam weiter; er drang nicht länger in sie, so tief er die Enttäuschung empfand, die sie ihm bereitete. Eigentlich hatte sie ja recht. Die Eltern hatten längst eine andere Braut für ihn im Auge und es wäre ihnen eine unliebe Überraschung gewesen, wenn plötzlich das Böhmerkind, das sie von ihm beinahe vergessen hofften, wieder

vor ihnen aufgetaucht wäre. Er freilich fühlte sich stark genug, den neuen Kampf mit den Seinen aufzunehmen, wenn nur Marcella wollte. Ihr Selbstgefühl rief seine Bewunderung hervor; die Jahre der Prüfung waren für sie keine verlorenen gewesen.

„Du gehst mit der Freifrau nach Graz zurück?“ begann er nach einer Pause.

„Schon morgen in der Frühe,“ antwortete sie, „wir haben hier in Wien nichts mehr zu thun.“

„Mir wurde erzählt, daß Deine Herrin sich für den Prinzen von Braganza verwenden wollte und daß es nicht gelungen sei.“

„Wer sagte Dir davon?“

„Ich hatte in der Hofburg Waffen abzuliefern und einer der Stallmeister, mit dem ich bekannt bin, erzählte es. Er wußte, wie sehr ich den Prinzen verehre und es macht mir Schmerz, wenn ich den herrlichen Mann mir gefangen denke.“

„Du bist es nicht allein, der darunter leidet,“ bemerkte Marcella, „aber ach! wie ist ihm zu helfen?“

„Es müßten sich einige kühne Männer finden, die ihr Leben für seine Befreiung einsetzten,“ meinte der Jüngling. „Ist es auf geradem Wege nicht zu erreichen, muß man zu Gewalt oder List greifen.“

„Man hat es versucht und leider auch vergeblich. Er wird zu streng bewacht und Don Navarro hat seine Spürer überall.“

Er wollte etwas erwidern; Marcella sah Paula in der Thür des Hekkingschen Hauses erscheinen; eilig lief sie über die Straße, ihr entgegen. Achaz folgte

etwas gemessener, um sich von der Baronin zu verabschieden.

„Ich gebe Euch Marcella zurück, sehr edle Frau," sprach er, „obwohl ich hoffte, sie mir von Euch für immer erbitten zu dürfen. Sie wird Euch sagen, weshalb sie mich von sich wies."

„Ich kenne sie genugsam, um den Grund zu erraten," erwiderte Paula. „Doch wenn ich ihn auch billigen muß, gebt darum die Hoffnung nicht gänzlich auf, sie Euch dennoch zu gewinnen, an der Ihr in so fester Treue hängt. Der Menschen Sinn ist steter Wandlung unterworfen. Auch ein Entschluß, der mit Bestimmtheit ausgesprochen wurde, kann sich ändern. Darauf bauet weiter, Achaz Schommer, und bis es so weit, will ich Marcella Euch wohl behüten."

„Ich werde beruhigt und zufrieden sein, solange ich sie unter Eurem Schutze weiß," sagte er, „und danke Euch jede Wohlthat an ihr, als sei sie mir erwiesen. Die Zeit kann es bringen, was ich mit Sehnsucht begehre, doch ist dann die Erfüllung, so wie ich sie mir ausmale, werde ich mich erinnern, daß Ihr, edle Frau, es waret, die mir mein künftig Weib zu dem gemacht, was sie geworden."

„Es war ein guter Kern in ihr und geringer Mühe bedurfte es, ihn zu bilden," sprach Paula. „Sie wird dereinst eine treffliche Hausfrau werden, und seid gewiß, auch Euren Eltern an das Herz wachsen. — Lebt wohl, Achaz, Ihr seid meines Hauses Gast, führt Euer Weg Euch je nach Graz."

„Lebt wohl, hohe Frau,“ antwortete der junge Mann, „Gott und seine Heiligen mögen Euch beschirmen jetzt und immerdar!“

„Reut es Dich nicht, Marcella, daß Du den treuen Mann mit schwerem Herzen von Dir gehen lässest?“ fragte Paula, als sie mit dem Mädchen ihren Weg fortsetzte. „Oft gleitet das Glück für immer aus der Hand, wenn wir es nicht zu halten verstehen und vielleicht war Deine Besorgnis vor seinen Eltern eine übertriebene.“

„Nein, teure Frau,“ erwiderte Marcella seufzend. „Zu wohl habe ich Herrn Anton und Frau Renata gekannt, um von ihnen zu erwarten, daß ich ihnen jetzt noch recht sei, nachdem sie damals schon jede andere lieber, als mich, als des Achaz Braut gesehen hätten. Und unter ihrem Dache fortan leben, um täglich ihre mißvergnügten Mienen zu sehen, oder gar einmal in spitzen Worten mir vorwerfen zu lassen, wo ich her sei, ich ertrüge es nicht, ja, noch viel weniger könnte ich es, weil sie Ursache haben, sich Besseres auszusuchen, als mich. Nur aus Gnade und Barmherzigkeit aber in ihrem Hause gelitten werden, will ich auch nicht, denn der Achaz soll seines Weibes stolz sein können, wie er es verdient, nicht dereinst sich meiner schämen müssen.“

„Warte es ab, kleiner Starrsinn, ob Deine heutige Standhaftigkeit von Dauer sein wird,“ lächelte Paula, „gieb acht, ob Du es auf lange Zeit ohne Deinen Achaz aushalten wirst, den Du viel lieber hast, als Du es eingestehen willst. Dann

aber, wenn es Dir völlig klar geworden, daß es für Dich kein Glück auf Erden gäbe, als mit ihm, und daß alles andere, was Du dafür hieltest, eitel Schein und Täuschung war, dann wirst Du auch stark genug sein, in Demut und Ergebung Bitternis und Anfechtung zu ertragen, die Dir als sein Weib von Übelwollenden drohen könnten und die Dir dann klein und nichtig erscheinen werden, um des größeren Glückes willen, sein eigen zu sein."

* * *

Eine Woche später war Paula nach Graz zurückgekehrt, mit Freudenthränen von Andrea empfangen, der sie die Verzeihung der Eltern überbringen durfte.

„Dein Vater," fügte sie hinzu, „ließ es sich nicht nehmen, mich bis zu meinem ersten Nachtquartier auf unserer Heimreise zu begleiten. Mir war dies angenehm; so konnte ich ihm von Dir ausführlich alles berichten, was er dringend zu wissen begehrte. Er schied als Freund von mir, die ohne Anrecht dazu sich in seine Angelegenheiten drängte, und ich meine, daß auch zwischen Euch vieles klar dadurch geworden, bevor Ihr Euch noch wiedergesehen."

„Du warst mein guter Genius auch hier, wie Du es von dem Augenblicke gewesen, seit ich vor Dich trat," sagte Andrea. „Trotz Deiner eigenen Sorge fandest Du Zeit, für mich zu sorgen; wie danke ich Dir jemals? Und für Dich selbst hast Du nichts erreicht!"

Paula zerdrückte die Thräne, die in ihr Auge stieg. „Nein, Andrea, ich erreichte nichts, aber meine Reise war keine ganz vergebliche, weil es mir gelang, für Dich zu wirken. Auch für Marcella sehe ich eine frohe Zukunft aufgehen; so ist ein wenig Sonnenschein auf den Weg gefallen, den ich ging."

Sie beugte sich zu dem Kinde nieder, das in seiner Wiege neben ihr lag, und nahm es in die Arme. Der kleine Knabe lächelte zu ihr empor und streckte die Händchen nach dem Geschmeide an ihrem Halse aus.

„Wie wird er mir fehlen, der liebe Schelm," sagte sie, „wenn Ihr mich verlasset, aber ich darf mich ja nicht beklagen, weil es zu seinem Heile ist. Seine jungen Augen werden sich in den andern spiegeln, die schon jetzt in liebender Sehnsucht nach ihm ausschauen; sein Erwachen aus dem ersten Traume, der ihn noch umfängt, wird Glück und Freude sein. — Warum weinst Du, Andrea? Dein Gatte kehrt in kurzem zu Dir zurück, Deine Eltern sind mit Dir und ihm versöhnt, — was bekümmert Dich noch?"

Andrea suchte sich zu beherrschen. „Ich weine nicht um mich," sprach sie leise. „Wohl weiß ich, daß ich Größeres nicht begehren dürfte, als mir jetzt zu teil werden soll, und ich bin dankerfüllt und glücklich. Verzeihe mir, wenn ich mich nicht so froh zeige, als ich es müßte; der Schmerz, den ich in Deinem Antlitz lese, läßt mich nicht zur vollen ungetrübten Freude kommen."

Paula antwortete nicht sogleich; sie beschäftigte sich mit dem Kindlein, das in ihrem Schoße hell jauchzte. „Mahne mich nicht an das, was vor mir liegt," sagte sie endlich. „Ich muß stark und gefaßt sein, um es zu tragen."

„Du bist es, Teure, Liebe, aber Dich so zu sehen, preßt mir das Herz zusammen. Ist keine Hilfe möglich für ihn, um den Du so leidest?"

„Keine, Andrea, wenn Gott nicht ein Wunder thut."

„Sahest Du ihn schon seit Deiner Heimkehr?"

„Nein. Die Stunde ist vorüber, die er im Freien zuzubringen pflegt. Ich ließ ihn durch die Kinder wissen, daß ich wieder hier sei und dennoch scheue ich mich vor der ersten Begegnung, da ich ihm keine Hoffnung mitzubringen vermag."

„Und wenn es sich bestätigt, was Herr von Stubenberg unlängst zu Deiner Mutter äußerte, daß der Prinz nach Mailand ausgeliefert wird? Ach, ich kann es nicht ausdenken, daß es geschehen sollte."

„So weiß ich nur, daß ich auch dort in seiner Nähe sein werde."

„Es wird Dir unmöglich sein, dort zu ihm zu gelangen, denn man wird ihn in noch strengerem Gewahrsam halten."

„Ich werde Mittel und Wege finden, das Wie ist mir von keiner Bedeutung. Mein Leben gehört ihm, mein einziges Streben wird fortan nur dahin gehen, in seine Dunkelheit hin und wieder einen Lichtstrahl zu werfen."

„Wie wohl begreife ich Dich! Doch wird Deine Mutter, werden die Blutsfreunde Deines verstorbenen Gatten sich Deinem Vorhaben nicht widersetzen?“

„Ich schädige keinen dadurch. Meine Mutter wird über mich beruhigt sein, wenn sie ihr gewohntes behagliches Leben weiter führen kann; den Anverwandten des Barons fällt bei meinem Tode ein Teil des Erbes zu, das ich ihnen entziehen könnte, sobald es mir zweckmäßig dünkt. Sie werden alles unterlassen, was mich gegen sie erzürnen kann.“

Sie legte den Kleinen in seine Wiege zurück und entnahm aus einer verschlossenen Lade einige Papiere.

„In der Ungewißheit, die mein jetziges Leben umgiebt, thut es not, an alles zu denken und mein Haus zu bestellen,“ sprach sie, die Papiere durchsehend. „Ich erwähnte gegen Deine Eltern, daß ich Dir und den Deinen mein Schloß Leipheim zum Wohnort überlassen wolle. Ich werde nie dahin zurückkehren, wo ich ihn zum ersten Male sah, wo er, gleich einem Gotte, im Glanze seiner Jugend und Hoheit vor dem armseligen Landmädchen erschien. Ich könnte es nicht ertragen, die Wege wieder zu wandern, die auch er gegangen und auf welchen ich noch immer den Schatten seiner Gestalt erblicken würde. — Leipheim wird, wenn ich sterbe, Euch als Eigentum gehören. Die Urkunde soll schon in den nächsten Tagen ausgefertigt werden.“

„Paula, aber das darf nicht sein; es ist zu viel,“ rief Andrea.

„Sei unbesorgt. Nicht Du wirst die Besitzerin. Die Schenkung fällt an Leonhard, der dadurch reicher wird, als Du es jemals durch Deine Eltern würdest. Ich will ihn von der Großmut Deines Vaters freimachen und gebe ihm als künftigem Erbherrn von Leipheim die Stellung, die das Geschlecht derer von Hekking mit dem unwillkommenen Eidam für alle Zeit zufrieden machen wird. Und wenn Du es noch immer zu viel findest, was ich damit für Euch thue, so denke, daß ich auch in Duartes Sinne die Treue Deines Gatten dadurch zu vergelten strebe."

Andrea umarmte in tiefer Bewegung die hochherzige Freundin. „Könnte ich ein Wort finden, Dir auszudrücken, wie ich Dir danke," sagte sie.

Paula strich liebkosend über ihr Haar. „Du gehst, wie ich hoffe, Deines Lebens sonnigsten Tagen entgegen," sprach sie träumerisch, „und darfst in Frieden endlich Dein schwer erkämpftes Glück genießen. Ich möchte in einigen Monden in Deine Seele schauen, zu wissen, wie es einem Menschenkinde zu Mute ist, in dem es voller Frühling wurde und dessen Himmel keine Wolke mehr zeigt. Es muß schön sein, Hand in Hand mit ihm zur Mittagshöhe aufzusteigen, der uns die Welt verklärt im Abglanz seines Ichs erblicken lehrte. Ich werde niemals eine solche Zeit erleben."

„O, meine Paula, auch für Dich kann Gottes Gnade thun, was er für mich gethan."

Paula schüttelte den Kopf. „Ich glaubte einst,

— und es war seliger Kinderwahn, — daß jedem Sterblichen an Glück und Gaben ein Maß zu teil werden müsse, das alles reich vergüte, was er auf Erden leiden müsse. Ich fürchte, daß es Vermessenheit war, es zu erwarten. Schon in den letzten Jahren, die ich in der Heimat zubrachte, lernte ich anders denken, als die Kriegsfurie durch die Lande zog und den Gerechten wie den Bösen traf. Zuweilen stieg die Überzeugung in mir auf, daß es Menschen gäbe, die von Anbeginn ihres Daseins zum Untergange bestimmt seien, gleichviel, ob ihr innerer Wert sie hoch über die Menge erhöbe."

„Deine Jugend war ernst und ohne Freuden, wie sie Deinen Jahren angemessen gewesen wären; dies machte Dich nachdenkend und grüblerisch. Du warst nie sorglos glücklich, wie wir andern es in jenen Jahren sein konnten."

„Ich war nicht unglücklich, denn ich kannte kein anderes Leben als das der Pflicht geweihte, und wußte nichts davon, daß es auch Zeiten gäbe, die man dahinträumen könne ohne vorwärts, noch rückwärts zu blicken, weil man die Gegenwart in ihrer Wonne festhalten möchte, Zeiten, in welchen wir die Müdigkeit aufreibender Sorge, rastloser Arbeit völlig vergessen und in denen der Begriff der Pflicht uns gleichbedeutend mit einer Seligkeit ist, die wir in schauernder Freude empfinden. Vielleicht wäre ich zufrieden, wunschlos geblieben, wenn er nicht meinen Weg gekreuzt. Erst seit ich ihn kannte, kam es mir zum Bewußtsein, daß es Besseres geben müsse, als

ich es bisher erfahren und wie mein Leben arm gewesen sei."

* * *

Das erste Wiedersehen Paulas und Duartes fand am folgenden Tage statt. Es war getrübt durch die Sorge, die auf ihnen lastete; deutlicher und bestimmter traten die Gerüchte auf, die von den Unterhandlungen Spaniens mit dem Kaiser sprachen und sie wurden durch die Briefe Taquets bestätigt, der sich vergebens bemühte, die Vermittelung der fremden Mächte zu Gunsten des Infanten zu erlangen. Duarte selbst gab sich keiner trügerischen Hoffnung mehr hin. Er machte sich auf das Schlimmste gefaßt, wenn er in die Hände der Spanier fiele und sein hauptsächlichstes Streben ging jetzt dahin, sein Gefolge vor den Maßregeln zu schützen, die er für seine Person erwarten mußte. Insgeheim hatte er sie mit seinem Entschlusse bekannt gemacht, sich für den Fall seiner Entfernung aus Graz von ihnen zu trennen und nur die notwendigsten Diener zu behalten.

Noch einmal drang er in Navarro, ihm Gewißheit über sein Schicksal zu geben. Der Geheimschreiber leugnete nach wie vor, auch nur das Geringste über eine mögliche Änderung desselben zu wissen, bewies jedoch in seinem ganzen Benehmen eine plötzliche auffällige Milde und gestattete seinem Gefangenen etwas mehr Freiheit als bisher.

Lorenz von Stubenberg wich Duarte sichtlich aus; auf des letzteren gelegentliche Fragen hatte er ebensowenig wie Navarro eine Antwort.

Der Frühling hatte dem Sommer Platz gemacht; die Hitze des Julimondes brütete über dem Garten; ein schwüler Hauch, wie der eines nahenden Wetters, ging durch die Luft und schien alles Leben in seinem Banne zu halten.

Duarte kehrte von seinem Spaziergange in das Haus zurück; er achtete nicht darauf, daß die ihn erwartenden Diener ungewöhnlich niedergeschlagen aussahen, als er, sein Zimmer betretend, Navarro dort vorfand. Die Anwesenheit seines Kerkermeisters zu dieser Stunde mußte ihn befremden; der Geheimschreiber kam gewöhnlich nur zu ihm, um ihm etwas Unangenehmes zu verkünden.

„Ihr wollt mich sprechen, Don Navarro?“ fragte er rasch. „Was ist Euer Begehr?“

Navarro hatte sich bei dem Erscheinen des Prinzen erhoben. „Es schmerzt mich, Eurer Hoheit nicht der Überbringer einer besseren Nachricht sein zu dürfen,“ sagte er, „doch die Verhältnisse sind gebieterischer als unser Wille. Gründe von weittragender Bedeutung haben Seine Kaiserliche Majestät veranlaßt, seine Rechte an die Person Eurer Hoheit an den König von Spanien abzutreten. In kürzester Frist wird Eure Überführung nach Mailand erfolgen.“

Der verratene Fürst stand vor ihm, ohne eine Miene zu verändern, starr und unbeweglich. Aus seinem Antlitz war die Farbe gewichen, seine Stimme

jedoch bebte nicht, als er an seinen Peiniger die Worte richtete: „Der Kaiser gab sein Wort, — des seid Ihr Zeuge, — mich nie an Spanien auszuliefern. Er hat demnach sein Wort gebrochen, dies wollt Ihr mir mitteilen?"

„Es ziemt mir, dem Unterthanen, nicht, die Handlungsweise meines Gebieters zu bezeichnen," erwiderte Navarro kalt. „Ich habe den Befehlen zu gehorchen, die mir vom kaiserlichen Hofe werden, und diese gehen dahin, Eure Hoheit bis zur Grenze des Veltlin zu geleiten, wo spanische Truppen Euch in Empfang nehmen werden."

„So wollet mich wenigstens darüber unterrichten, welches die zuvor erwähnten Gründe Seiner Majestät sind, mich, gegen sein verpfändetes Wort, in die Hände meiner Feinde zu geben, und worin die Belohnung eines solchen Dienstes, seitens des Königs von Spanien, besteht, ohne welche eine derartige Handlung mir nicht denkbar ist."

Navarro zog ein Schreiben aus seiner Tasche, welches er dem Prinzen überreichte. Es enthielt die Nachricht, daß der Kaiser, dem vielfachen Drängen seines königlichen Schwagers nachgebend und in der Überzeugung, das Rechte damit zu erwählen, sich entschlossen habe, gegen die Zahlung von vierzigtausend Scudi den Infanten dorthin zu senden, wo Seine katholische Majestät es anordnen werde. Der Vertrag sei am 5. Juni unterzeichnet und dem Marquis von Castel-Rodrigo zugestellt worden; der Abreise des Infanten stehe nichts im Wege.

Dom Duarte hatte den Brief gelesen; seine Zähne gruben sich tief in die Unterlippe. „Verkauft!“ stieß er hervor und das Wort schien an den Wänden des Zimmers widerzuhallen, wie es in der Todesstunde in den Herzen derer widerhallen sollte, die den schmachvollen Treubruch begangen.

* * *

Es verhielt sich, wie der Brief berichtete. Der spanische Gesandte hatte, die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen bei den Ministern einsehend, sich an den Kaiser selbst gewandt, ihm auf das dringlichste den Wunsch seines Herrn vorzustellen, und Ferdinand hatte, um von der ganzen Angelegenheit endgültig befreit zu sein, in die Auslieferung seines einstigen Waffengenossen und opferfreudigen Führers gegen die gebotene Summe gewilligt.

Vergessen waren die Dienste, welche ihm der Infant, auf Lohn und Auszeichnung verzichtend, acht Jahre hindurch geleistet, vergessen die Ehre des Reiches, die kaiserliche Würde, die sich zu einem Werkzeuge der Rachsucht des spanischen Gewalthabers erniedrigte, vergessen auch das verpfändete kaiserliche Wort, mit welchem er den Betrogenen über seine Lage eine Zeitlang zu täuschen verstanden. Nichts war geblieben, als die schnöde Habgier, die der fremden Hilfe nicht entraten konnte und die Besorgnis, durch eine Weigerung den mächtigeren Bundesgenossen und nahen Anverwandten zum Zorne zu reizen.

Von den Geschichtsschreibern jener Zeit weiß uns niemand zu berichten, ob Ferdinand III. der unerhörte Verrat schwere Überwindung kostete, den er an dem befreundeten Fürsten beging, ob er, in seinem Gewissen beruhigt durch seine geistlichen Räte, die Schuld seiner Verantwortung auf sie wälzte, deren Einflüsterungen er nachgegeben. Es war dies seine Art von je gewesen und vielleicht half ihm auch in diesem Falle der wohlüberlegte Zuspruch seines Beichtvaters hinweg, aus dessen Stimme er die seines Gottes zu vernehmen glaubte und der ihm schon einmal unter Zuhilfenahme spitzfindigster Sophistik aus dem kanonischen Rechte nachzuweisen verstanden, daß seine Handlungsweise an dem Prinzen von Braganza eine vollberechtigte, erlaubte gewesen sei.

Thatsache ist nur, daß der Kaiser das von Spanien empfangene Geld nicht für sich verwenden, noch in den Staatsschatz legen ließ. Es hatte den unangenehmen Beigeschmack eines Blutgeldes, weil es von dem Verkaufe eines lebenden Menschen herstammte und der Volksglaube schrieb ihm aus diesem Grunde unheilbringende Wirkung zu. Es wurde für die Anwerbung italienischer und spanischer Truppen bestimmt und noch im Laufe des nämlichen Jahres verausgabt.

Sechstes Kapitel.

Navarro hatte das Gemach verlassen; er mied es gerne, noch länger in der Gesellschaft seines Gefangenen zu sein, zu dessen Untergange er so eifrig mitgeholfen. Nun war es erreicht, was er seit Jahresfrist angestrebt; warum nur scheute er sich plötzlich, in das bleiche Angesicht, die lodernden Augen des Geopferten zu schauen?

Dom Duarte rief, als er sich allein sah, sein Gefolge herbei. „Die Stunde der Trennung ist für uns gekommen, meine Freunde," sprach er, als er sie um sich versammelt sah. „Was ich befürchten mußte und was ich dennoch zu glauben mich sträubte, weil ich einen letzten Rest von Rittersinn und Redlichkeit in dem Kaiser Deutschlands vermutete, ist eingetroffen und zwar schonungsloser als ich es geahnt. Man hat mich für den Preis von vierzigtausend Scudi an Spanien verkauft und, wie Navarro mir sagte, wird man eilen, die erstandene Ware — mich — so schnell als möglich an ihren Bestimmungsort zu bringen. — Dorthin können mich von Euch nur einer oder zwei begleiten, die zu meinem Dienste unent-

behrlich sind; Ihr mögt entscheiden, welche von Euch es seien, denn alle sind mir gleich lieb und wert und jedem einzigen habe ich tausendfach für die Liebe, Treue und Aufopferung zu danken, mit welcher er in den vergangenen achtzehn Monaten mein Los geteilt und zu erleichtern gesucht. Aber weil ich voraussehe, daß ich noch Schwererem entgegengehe, als mir bisher beschieden war, will ich von Euch niemand in mein Verderben ziehen und meinen Verfolgern nicht Gelegenheit geben, mich in Euch zu strafen, indem man Euch vielleicht Qualen aussetzt, die ich zu verhindern machtlos bin und die mir deshalb um so tieferen Schmerz bereiten würden. Ihr werdet gehen, meine Freunde, und das schon heute oder morgen, damit man gegen Euch nicht noch andere Maßregeln ergreife, die Eure Abreise verhüten."

Die Männer drängten sich schluchzend um ihn; sie küßten seine Hände, sein Gewand und flehten ihn an, sie zu behalten, die alles Ungemach und alle Entbehrung mit ihm zu tragen entschlossen seien und die ihn nicht allein der Willkür seiner Feinde preisgegeben wissen wollten.

Duarte gebot endlich mit mildem Ernste Schweigen. „Es ist mein Wille, Ihr meine Getreuen," sprach er fest, „daß wir uns trennen und den Wunsch Eures Herrn werdet Ihr ehren. Nicht einen von Euch kann ich lohnen, wie er es verdiente und wie mein Herz es verlangte. Ich übergebe die Sorge für Eure Zukunft meinem Bruder, dem Könige von Portugal; er weiß, es ist für mich gethan, den er

vergebens zu retten strebt, was er für Euch thut. — Mein Luiz," wandte er sich an den Kämmerer Dom Pereira, „Du wichest in acht Jahren nicht von mir, sowie Du in der Kindheit fernen Tagen schon mein Spielgefährte warst. Bald wirst Du die Stätten unseres sorgenlosen Frohsinns wiedersehen. So grüße mir die Heimat, grüße mir mein Vaterhaus Viçosa, das meine Augen wohl nie mehr in diesem Leben schauen werden. Möge es mir vergönnt sein, wenigstens im Tode an meiner Eltern Seite meine Ruhestätte dort zu finden. Du, mein Gaspar Magalhaes, wirst Luiz Pereira begleiten. Mein Haus, Du siehst es, bedarf des Mayordomos nicht mehr. Dom Joao wird einen würdigen Platz für Dich finden, wie er Deiner Redlichkeit und Deinem Eifer angemessen ist. — Euch, meine Pagen, die Ihr aus deutschen Landen seid, werde ich meinem Freunde, dem Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen mit einem Empfehlungsschreiben senden; er wird Euch, so hoffe ich, in seine Dienste nehmen und für Euer Fortkommen Sorge tragen.

„Dir, mein Leonhard, brauche ich den Weg nicht mehr zu ebnen. Eine andere Hand hat es an meiner Statt, doch zu meiner hohen Freude gethan, und Deiner wartet das Glück. Du sollst noch heute erfahren, was ich Dir so ungern verschwieg und was die Trennung von mir, dem Du so wert gewesen, Dir minder herbe machen wird.

„Geht, meine Freunde, lasset uns als Männer scheiden, die das Unabwendbare mit Mut und Stärke

zu ertragen wissen. Das Leben führt nicht jeden von uns mit sanfter Hand, doch über uns ist der Herr, der unsere Bahn uns vorgezeichnet. Sein Wille ist es, der sie lenkt und er geschehe, ob er gleich nicht mit unserem Hoffen übereinstimmt, ob wir in Menschenschwäche uns dagegen aufzulehnen geneigt sind, weil wir nicht erkennen wollen, daß in unserem Erdenkreuze unser himmlisch Heil liegt."

Zu Navarro war inzwischen Paula Guilerin gekommen. Die Wachen hatten sie ohne Widerspruch eingelassen und sie auf ihr Begehren zu dem Geheimschreiber geführt, der sie mit erstaunten Blicken maß.

Sie ließ ihm nicht Zeit, diesem Erstaunen Worte zu geben. „Ich wünsche Seine Hoheit zu sprechen," sagte sie mit ruhiger Sicherheit. „Wollet mir mitteilen, Don Navarro, ob dies möglich ist."

„Es wird Euch bekannt sein, Senhora," antwortete Navarro, „daß der Prinz von Braganza überhaupt keinen Besuch empfangen darf und daß nur für die beiden Kinder, Eure Schwestern, eine Ausnahme gestattet wurde."

„Ihr wisset ebensowohl," entgegnete Paula, „daß ich noch nie dieses Haus betrat, noch es jemals gethan haben würde, wenn mir Baron Stubenberg vor einer Stunde nicht die Kunde gebracht, daß Seine Hoheit Graz in kurzem verläßt. Ihr könnt begreifen, daß ich diese Nachricht nicht mit so viel Gleichmut aufzunehmen wußte, um Seiner Hoheit meine Anteilnahme nicht aussprechen zu wollen."

Ein großer Schmerz, ein großes Unglück übt

auch auf rohe Gemüter jene unwillkürliche Gewalt, die jeden Widerstand bezwingt; Navarro wagte dem Verlangen Paulas kein „Nein“ entgegenzusetzen. Jenes unbequeme Gefühl kam wieder, das ihn zuvor ergriffen; die meerestiefen, dunklen Augen der Frau vor ihm schienen die Anklage ihres verzweifelnden Herzens ihm in das Angesicht zu schleudern.

Schweigend öffnete er vor ihr die Thür. „Wollet mir folgen,“ sagte er nur, „des Prinzen Zimmer befindet sich im oberen Stockwerk.“

Er geleitete sie die enge, steile Treppe hinan bis zum Ende des Korridors, der schmutzig und finster wie das ganze Haus war. An der letzten Thür blieb er stehen.

„Dort geht hinein, Senhora, das Zimmer ist unverschlossen.“

Duarte saß an seinem Tische, mit dem Schreiben der Empfehlungsbriefe für seine Untergebenen beschäftigt, die schon am nächsten Tage aus seinem Dienste scheiden sollten. Er hatte das leise Klopfen von außen überhört; erst als ein leichter Schritt sich seinem Sessel nahte, wandte er sich um.

„Paula!“

Sie hatte es so natürlich gefunden, zu ihm zu eilen, ihm zu sagen, was ihr Herz an grenzenlosem Jammer durchwühlte, seit sie die Schreckenskunde seines Schicksals vernommen; jetzt, da sie vor ihm stand, schienen die Worte sie zu ersticken; jener schneidende Schmerz kam wieder, der ihr Atem und Besinnung zu rauben drohte. Mit einem Wehelaut

sank sie gegen den Pfeiler der Thür. Er fing sie in seinen Armen auf und trug sie zu dem nächsten Sessel.

„Du kommst zu mir, Geliebte," flüsterte er über sie geneigt, „ist es denn Wahrheit, ist es ein Traum, daß ich Dich in meinem Gefängnisse sehe, das so oft der Zeuge meiner Sehnsucht nach Dir war? Wie Du bleich bist, wie kalt Deine Lippen! Sprich zu mir; Dein Schweigen beängstigt mich! Siehe, ich bin bei Dir und ganz gefaßt, trotz des schmählichen Verrates, den man an mir beging. Ich möchte denen, die ich liebe, durch meine Klagen nicht das Herz noch schwerer um mich machen. Sprich zu mir! Hast Du keine Kraft mehr, dem Unabänderlichen gegenüber, Du, die ich so mutig und heldenstark gekannt? Noch gehören uns einige Tage, noch darf ich Dich in meinen Armen halten, Dir sagen, daß mir nichts so teuer in der Welt wie Du."

Sie begann sich langsam zu erholen. „Es ist vorüber, fürchte nichts," sagte sie matt. „Schon zweimal hat es mich gepackt; das erste Mal, als ich von Deiner Gefangennahme zu Regensburg hörte, dann, als der Baron mir mitteilte, daß Du nach Graz kämest und ich vergebens gegen meine Fesseln rang. Heut kam es wieder mit dem neuen Schlage, der Dich getroffen; mir ist, es müsse das Leid um Dich mir das Herz brechen."

Er suchte sie durch die süßesten Liebkosungen zu beruhigen. Der Anblick ihres Schmerzes gab ihm die Kraft, dem eigenen Kummer keinen Ausdruck zu

leihen; in der Sorge um sie vergaß er, was ihm selbst bevorstand.

„Du littest um mich, seit Du mir Deine Liebe schenktest,“ sagte er schwermütig. „Ist es mein Verhängnis, ihnen kein Glück geben zu dürfen, die ihr Herz mir zu eigen gaben? Du warst mein Trost, mein Sonnenschein, seit ich Dich hier wiedergefunden; ich danke Dir die einzigen Stunden, in welchen ich der trüben Gegenwart entrückt sein durfte und konnte Dir dafür nur Schmerz bereiten.“

„Ich würde ihn nicht so tief und bitter empfinden, wäre es mir vergönnt, Dir mehr sein zu können, als es die harte Wirklichkeit gestattet,“ erwiderte Paula, zu ihm aufschauend. „Ich würde es als eine Gnade hinnehmen, wenn ich Dein Los teilen dürfte und wäre es ewige Kerkersnacht, ich tauschte sie für den hellsten Tag, um bei Dir sein zu können.“

Er drückte sie fester an sich. „Würdest Du es, Heißgeliebte?“ fragte er unter seinen Küssen. „Zeige mir ein Glück nicht, das ich in der Hoffnungslosigkeit der Gegenwart nicht einmal zu träumen wagte und das unter meinen Händen zerrinnen könnte, noch ehe ich es mein genannt. Rufe es mir nicht in das Gedächtnis, daß es Holdes noch für mich auf Erden geben könne, denn ich wäre selbstsüchtig genug, danach zu verlangen und ich darf es nicht. Ich darf Deine blühende Jugend nicht an mein der Vernichtung verfallenes Leben ketten, zu dem Leid, das ich Dir angethan, nicht noch den Frevel fügen.“

„Frevel, Duarte?“ wiederholte sie. „Sagtest Du nicht einst, daß auch das Unglück ein geheiligt Anrecht auf die höchsten Güter gäbe, die wir sehnend erstreben? Nanntest Du mit diesem Rechte mich nicht Dein? Ach, ich war es ja schon, als mein Mädchenstolz sich gegen die Gewalt noch sträubte, die Du auf mich übtest, und er schmolz vor Deinem Blicke in der Seligkeit dahin, von Dir geliebt zu sein. Jetzt kenne ich keinen Stolz mehr, Du mein Einziggeliebter, und das Opfer meines Lebens selbst erschiene mir geringe, wäre es mir dadurch möglich, Dein Los zu mildern.“

Duarte war tief bewegt. Wie mußte sie ihn lieben, um so sprechen zu können! Die Verzweiflung um ihn schien all ihr Empfinden in rückhaltlose Hingebung an ihn zu lösen, vor dessen drohendem Verhängnisse ihr eigenes Sein in Nichts versank, und trotz seines Kummers durchzuckte ihn ein wildes Glücksgefühl, das herrliche Geschöpf, dessen kühle Unnahbarkeit ihn vor Jahren stets zurückgeschreckt, jetzt als demütig liebendes Weib zu seinen Füßen zu sehen.

„Hast Du den Mut, dieses größte Opfer für mich zu bringen,“ sprach er, „so giebt es nur einen Ausweg für Dich und mich, aber für diesen muß ich mich zu einer Bitte an meinen Kerkermeister herbeilassen. Was man der Baronin Guilerin nicht gestatten könnte, meinem Weibe würde man es gestatten: mich auch in Mailand von Zeit zu Zeit sehen zu dürfen.“

„Deinem Weibe!“

Sie sprach das Wort wie im Traume nach und ihre Lippen lächelten dabei, aber das Lächeln that ihm wehe, er wußte nicht warum. Es war, als ob ein heimlich Weinen sich darunter berge.

„Ich werde Navarro sofort rufen lassen,“ sagte er, zur Thür des Nebenzimmers schreitend, in welchem Leonhard sich befand. „Die Zeit drängt; es ist besser, die Gewißheit unverzüglich zu haben.“

Er gab Leonhard den Auftrag, Navarro herbeizuholen, der wenige Minuten später vor ihm erschien.

„Ich kann es nach allem, was vorgefallen, nicht erwarten, Don Navarro,“ redete er den Spanier an, „daß Ihr Wünschen oder Bitten meinerseits besonders zugänglich seid, doch zwingen mich die Verhältnisse, eine Frage an Euch zu richten, deren günstige Beantwortung vielleicht dennoch von Eurem guten Willen abhängig ist. Frau von Guilerin liebt mich genug, um mir das Opfer bringen zu wollen, auf meinem ferneren Wege mich zu begleiten, und ich fühle mich verpflichtet, ihr dafür die Stellung zu geben, die diesen Schritt auch vor der Welt berechtigt, indem ich sie zu meiner Gattin mache. Sagt, ob ich die Erlaubnis erhalten kann, noch vor meiner Abreise meine Trauung mit ihr vollziehen zu lassen.“

Navarro hatte bei der überraschenden Eröffnung keine Miene verzogen; als Duarte geendet, schüttelte er langsam den Kopf.

„Es ist mir leid,“ erwiderte er, „Eurer Hoheit keine erwünschtere Antwort geben zu können. Ich

darf ohne Ermächtigung von Seiner Majestät die Vollziehung einer derartigen Handlung nicht erlauben und die kaiserliche Gewährung von Wien zu erlangen, ist es zu spät, da Eure Hoheit bereits am siebzehnten dieses Monats die Reise nach Mailand antreten wird. Auch wäre es zweifelhaft, ob man der Frau Baronin von der Grenze der spanischen Besitzungen die weitere Begleitung Eurer Hoheit gestatten würde, selbst wenn ich gegen eine solche nichts einzuwenden hätte."

Er zog sich mit einer Verbeugung zurück, Duarte machte keinen Versuch, in ihn zu dringen, eine andere Entscheidung zu treffen. Er wußte, daß an seines Peinigers starrem Sinne Bitten und Überredung vergeblich verschwendet seien.

Auch Paula hatte nichts entgegnet. Als die Thür sich hinter Navarro geschlossen, ergriff sie die Hand Duartes, der in düsterem Schweigen neben ihr stand.

„Der Himmel wendet sich von uns," sagte sie leise. „Wir haben nichts, als uns allein."

Er warf sich vor ihr nieder und drückte sein Antlitz in ihr Gewand; sie hörte, wie er schwer und mühsam atmete.

„Traure nicht," sprach sie weich, „das, was Du wolltest, es wäre ja zu viel gewesen, wie durfte ich hoffen, daß es sich verwirkliche?"

Er erhob das Haupt und blickte sie verzehrend an. „Zu viel für Dich, die eines Königsthrones würdig wäre? Ich aber habe nichts, — nicht das

Geringste Dir zu bieten. Wie man mir alles nahm, so wird man auch Dich mir nehmen, dem man kein Recht zugestehen will, Dich zu behalten."

In ihren Zügen malte sich feste Entschlossenheit. „Wir werden uns wiedersehen, Geliebter," sprach sie, „denkst Du, daß ich gutwillig mich darein fügen werde, von Dir gerissen zu werden? Daß meine Liebe nicht ein Mittel ersinnen wird, zu Dir zu dringen? Und ob man Länder und Meere zwischen uns legte, ob man hinter zehnfachen Mauern Dich verbärge, wir kämen doch zusammen, ich würde den Weg zu Dir finden. Noch gebe ich nichts verloren, solange Dein Geschick von Menschen abhängt, deren Wille durch äußere Einflüsse gebeugt werden kann und wenn Deiner Feinde Zahl sich mehren sollte, Dein Unglück wird Dir dafür ungeahnte Freunde erwecken. Dein Bruder kann bei seinen Verbündeten Hilfe und Beistand für Dich finden, und ist Spaniens König in seinem Hasse unversöhnlich, giebt es erlaubte List, einen Schuldlosen seiner Haft zu entziehen. Mein Hab und Gut, alles, was ich besitze, stelle ich in den Dienst Deiner Sache und mein Reichtum wird mir Helfer und dienstbare Werkzeuge erkaufen. Freudig will ich alles für dieses eine Ziel dahingeben, arm werden, wenn ich nur Dich, nur Dich gerettet weiß!"

Die Schwäche war geschwunden, welche sie bei ihrem Eintritte in sein Gefängnis übermannt; ihre Wangen hatten sich gerötet, ihre Augen flammten. Sie war hinreißend schön in dem Feuer ihrer Erregung,

das ihr ganzes Wesen über den Staub der Erde zu erheben schien. Duarte hörte ihre Worte, aber sie schlugen an sein Ohr, ohne daß er den Sinn zu erfassen vermochte. Er sah nur sie, die hochaufgerichtet vor ihm stand, kühn, selbstverleugnend, todesmutig, in jener überirdischen Schönheit, die die Götter denen verleihen, welche sie dem Besitze Sterblicher nicht gönnen.

„Du sagst mir nichts, Duarte?“ fragte sie, als er stumm blieb.

„Lasse mich schweigen und Dich anschauen,“ murmelte er, „ich vermag nichts zu denken, als Dich allein.“

Sie erglühte tiefer unter seinem Blicke. „Lebewohl,“ sagte sie, sich abwendend.

Er hielt sie nicht zurück; er wußte, daß er sie nicht mehr lassen würde, wenn sie jetzt nicht schieden.

Paula nahm Handschuhe und Schleier von dem Tische, auf welchen sie beides geworfen. „Lorenz von Stubenberg kommt heute noch zu Dir; ich vergaß es Dir mitzuteilen,“ sprach sie in beherrschtem Tone, „er will mit Dir über die traurige Reise beraten, auf welcher er Dich im Auftrage des Kaisers begleitet. Durch meine Mutter vernahm ich, daß der Gouverneur von Mailand, Graf Siruela, ein entfernter Anverwandter von ihr sei. Diesen Umstand gedenke ich zu benutzen, sobald ich in Mailand angekommen bin. Zweifelst Du noch daran, mein Vielgeliebter, daß es keine Trennung für uns giebt?“

Navarro stand unter der Hausthür, als Paula herabkam. Er näherte sich ihr mit ehrerbietigem Gruße.

„Vergebt mir, sehr edle Frau,“ redete er sie an, „daß ich gezwungen war, Euch heute so wehe zu thun. Ich bin ein Diener nur, der nach den Vorschriften seines Herrn zu handeln gezwungen ist, selbst wenn es gegen mein eigenes Empfinden geht.“

„Ich verstehe dies,“ antwortete Paula ruhig, „und habe keinen Grund, Euch zu grollen, so wenig, wie ich ein Recht habe zu verlangen, daß Ihr mein Fühlen oder meine Handlungsweise begreift.“

„Vielleicht doch mehr, als Ihr voraussetzet, Senhora,“ erwiderte Navarro nicht ohne Teilnahme, „und darf ich mich erkühnen, einen Rat Euch zu geben, so ist es der, Euer ferneres Schicksal nicht an das des Mannes zu ketten, den Ihr so aufopfernd liebt, um, wie mir scheint, Eurer selbst nicht mehr zu gedenken.“

„Wollt Ihr damit ausdrücken, daß Ihr ihn bereits für einen Verlorenen haltet?“

„Ja, das wollte ich,“ antwortete er ernst.

Sie erbleichte. „Wenn Ihr hart genug seid, mir dies sagen zu können, so vermag ich Euch nur darauf zu erwidern, daß ich fest wie bisher auch zu dem Verlorenen halten werde,“ erwiderte sie. „Und wie mein Leben ihm gehört, wird auch sein Tod der meine sein. Ich stelle es Euch frei, mich deshalb zu verspotten.“

„Ich spotte Eurer nicht, edle Frau; ich bewundere und — beklage Euch.“

„Beklagtet Ihr statt meiner den Infanten, würdet Ihr ihm ein milderer Hüter sein.“

„Diesen Vorwurf solltet Ihr nicht gegen mich erheben. Ich that, was ich konnte — auch für Euch.“

„War es mehr, als Ihr verantworten durftet, so danke ich Euch. Rechtet nicht mit mir, wenn es mir zuweilen wenig erschien.“

„Ich werde mir Mühe geben, in diesen letzten Tagen mir Eure Zufriedenheit zu erwerben. Mein Amt ist, wie es Euch bekannt, in kurzem zu Ende.“

Sie unterdrückte die bittere Entgegnung, die ihr auf den Lippen schwebte. Noch war er es, der über den Gefangenen die unumschränkteste Gewalt ausüben durfte, noch hing von ihm die Gewährung der kleinsten Freiheit ab. Sie wußte, daß sie ihn nicht aufbringen könne, ohne die Folgen auf das Haupt dessen zu lenken, von dem sie alles Ungemach mit tausend Opfern fernzuhalten bestrebt gewesen wäre.

* *
*

Baron Stubenberg erschien noch an dem nämlichen Abende bei dem Infanten. Er verhehlte die tiefe Teilnahme nicht, die er für ihn empfand, und äußerte sein Erstaunen, Duarte so gefaßt zu finden.

Der Prinz lächelte schmerzlich. „Die herbe Notwendigkeit ist eine Lehrmeisterin, der wir uns alle fügen müssen, wollen wir uns nicht unmännlicher Schwäche anklagen,“ erwiderte er. „Ich glaubte einst, auf offenem Felde den Ruhm der Tapferkeit

ernten zu sollen. Jetzt erkenne ich, daß ich nur im Leiden Mut und Standhaftigkeit zu erweisen habe und daß mir statt des Lorbeers eine Dornenkrone vorbehalten war. Ich hätte nicht gedacht, daß ein allzu ergebenes Dienen von seiten dessen, dem ich diente, in solcher Weise belohnt werden würde und daß ich statt jeglicher Belohnung Schmach und Kerker empfangen solle."

„Mein gnädiger Fürst," entgegnete Herr von Stubenberg, „Ihr habt ein Recht, Euch zu beklagen, mit Trauer gestehe ich es zu. Ich kann diejenigen auch nicht verteidigen, die meinem kaiserlichen Herrn zu dem Verfahren wider Euch geraten, nur bin ich überzeugt, daß er, dem Drängen jener nachgebend, nicht anders handeln konnte."

„Meint Ihr, Edler von Stubenberg?" fragte Duarte mit Nachdruck. „Ich sollte eher annehmen, daß die göttlichen Gesetze, welche die Welt regieren, auch für die Könige und Kaiser geschrieben wurden, und daß Frömmigkeit und Gerechtigkeit allein ihre Richtschnur bilden soll. Es hat zu allen Zeiten Fürsten gegeben, welche die öffentliche Treue und die Unbeflecktheit ihres Namens höher schätzten, als alle weltlichen Vorteile, die ihnen die Verletzung des Rechtes und der Gastfreundschaft eintragen konnte, und sie thaten wohl daran, ihren Unterthanen nicht das Beispiel zu geben, wie geringe sie die Redlichkeit und ihre eigene Ehre achteten."

„Der Kaiser hatte geglaubt, seinem hohen Ver-

wandten keine abschlägige Antwort erteilen zu können," bemerkte Stubenberg.

„Auch darüber ließe sich streiten," bemerkte der Infant, „die Verwandtschaft kann unmöglich dazu dienen, die Gesetze zu brechen, die der Allgemeinheit dienen, damit nicht rohe Willkür und das Recht des Stärkeren die Herrschaft führen. Auch Dom Emanuel von Portugal war mit Kaiser Karl V. verwandt und verweigerte ihm die Auslieferung zweier Männer, die an einer Verschwörung teilgenommen und sich nach Lissabon geflüchtet hatten. Er erklärte, daß es kein verwandtschaftliches Band gäbe, welches einen Fürsten zwinge, die Gastfreundschaft seines Landes zu verletzen. — Franz I. hätte sehr leicht seinen Gegner, den Kaiser, in seine Gewalt bekommen können, als Karl nach Flandern kam. Er verschmähte es, obgleich ihm von vielen Seiten angeraten wurde, sich seines Widersachers zu bemächtigen. — Muley-Ahmed, König von Fez und Marokko, war ein Ungläubiger, ein Feind des christlichen Glaubens. Als jedoch mein Vater, der Herzog von Braganza, in der Schlacht von Alcassar-Kebier*) gefangen genommen und mit Blut bedeckt vor ihn geführt wurde, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Er ließ seine Wunden verbinden, ihn neu kleiden und befahl, daß er in seinem Palaste gleich seinen eigenen Kindern gehalten würde. Er zog ihn an seine Tafel und überhäufte ihn mit Zeichen der Liebe und des Erbarmens.

---

*) 1578. Die nämliche Schlacht, in der König Sebastian verschwand.

Und doch war mein Vater mit Dom Sebastian gekommen, um ihm die Krone zu rauben, um, als einen Ungläubigen, ihn vernichten zu helfen."

„Und ließ ihn Muley-Ahmed frei?" fragte der Baron.

„Er behielt ihn etwas länger als ein Jahr in Gefangenschaft und wies beharrlich die großen Summen zurück, die meine Angehörigen ihm als Lösegeld boten. Dann sandte er ihn ohne irgend eine Entschädigung in seine Heimat. Es war ein Ungläubiger, Edler von Stubenberg, der so handelte, nicht ein christlicher Herrscher, der dazu berufen ist, die Heiligkeit der göttlichen Lehren zu verteidigen und aufrecht zu erhalten. Mein Vater hatte sein Land verlassen, um in stürmischem Jugenddrange das Reich dessen zu unterjochen, der sich ihm später so großherzig zeigte. Auch ich verließ mein Land, doch nicht, um als Feind hierherzukommen, sondern um dem Kaiser gegen seine Feinde beizustehen. Er aber hat mich schlimmer als einen Widersacher behandelt, zum Sklaven mich erniedrigt, der ich sein treuester Diener war, und jetzt, da ich als Gnade es mir erbat, nur als Gefangener in seinen Ketten bleiben zu dürfen, vollendete er sein Werk, indem er mich aus Habgier an meine erbittertsten Verfolger verkaufte."

Er brach ab und durchmaß hastigen Schrittes das enge Zimmer; das Gefühl der erlittenen Unbill hatte ihn fortgerissen, er fürchtete, zu viel zu sagen.

Lorenz von Stubenberg betrachtete ihn mitleidig.

Es war schwer, die schreiende Ungerechtigkeit zu beschönigen, die man an diesem Fürsten begangen, der aus der Ferne herbeigeeilt war, die kaiserliche Sache zu verteidigen und sein Blut für sie zu vergießen.

„Mein teurer Prinz," sprach er endlich warm, „lasset es den Diener nicht entgelten, was Euch der Gebieter erdulden ließ. Seid überzeugt, daß ich für Euch alles in das Werk setzen möchte, was Euch aus diesen Banden lösen könnte, und daß es viele in dieser Stadt, ja, im ganzen Lande giebt, die ebenso denken. Möge Euch dies ein geringer Trost in Eurem Kummer sein, wenn er auch nicht die Größe Eures Leidens aufzuwiegen vermag, möge Euch die aufrichtige Teilnahme aller Gutgesinnten Kraft verleihen, Eure Prüfung weiterzutragen."

Duarte reichte ihm die Hand, die der Baron ehrfurchtsvoll küßte. „Ich danke Euch für Eure Worte," erwiderte er, „und ich werde mich mühen, ungebrochenen Mutes dem Kommenden entgegenzugehen, wie es dem Enkel so vieler Tapferen geziemt. Zuweilen möchte ich meinen Trost darin suchen, daß mein Elend groß genug ist, um nicht noch vermehrt werden zu können, aber leider weiß ich nur zu gut, daß jede Trübsal, wie schwer sie uns erscheine, der Steigerung noch fähig ist."

Er nahm an dem Tische Platz, welcher ihm zum Schreiben diente.

„Ich habe Euch ermüdet," fuhr er gemäßigter fort, „verzeiht es mir; ich konnte nicht anders. Ich mußte einmal mir die Last von der Seele wälzen,

die ich vor meinen Leidensgefährten hier sorgsam zu verbergen trachte, um sie nicht noch mehr zu betrüben. — Wollet mir jetzt sagen, was Ihr in Bezug auf meine Abreise von Graz anordnen müßt."

„Was ich muß, gnädiger Herr," betonte der Edelmann, „Ihr habt das Rechte getroffen. Meine Ordre geht dahin, alles für den siebzehnten des Monats vorzubereiten und bis zur Grenze der spanischen Besitzungen Eure Reise zu beaufsichtigen. Habt Ihr den Wunsch, die Abreise um einige Tage zu verzögern, würde sich ein Vorwand finden lassen und ich würde es in diesem Falle auch mit Navarro aufnehmen."

„Nein, nein," entgegnete Duarte nach kurzem Besinnen. „Eine längere Zögerung könnte nur die Qual vermehren, die ein Scheiden für immer mit sich bringt. Es ist besser, daß es bei der ursprünglichen Bestimmung bleibt. Ein Teil meiner Getreuen verläßt mich schon morgen, nur Claudio Huet, Simao Noë und mein Kammerdiener, Joao Gonçalvo, werden mit mir gehen, aber auch für diese wenigen fürchte ich die Härte meiner zukünftigen Gewalthaber."

„Und für die andern hegt Eure Hoheit vielleicht Wünsche, die ich erfüllen könnte?" fragte Herr Lorenz.

„Dank Euch, nein. Ich habe für sie gesorgt, soweit es mir möglich war, das übrige wird mein Bruder, der König, übernehmen. — Eine andere Bitte hätte ich an Euch zu richten: solltet Ihr die Baronin Guilerin sprechen, ohne daß ich zugegen bin, verschweigt ihr, wie ich leide."

Siebentes Kapitel.

Durch die entlegensten Seitenstraßen von Graz wanderten am Abend des dreizehnten Juli zwei schlichtgekleidete Männer. Sie wählten sich zu ihrem Gange stets die Seite des Weges, die am einsamsten war, und sprachen eifrig und gedämpften Tones miteinander, als scheuten sie sich, von den Vorübergehenden gehört zu werden.

Die Männer waren Leonhard Koscielski und Achaz Schommer, welcher letztere erst am nämlichen Tage in Graz eingetroffen war.

„Mir sind die Nachrichten über den Prinzen schon Ende des Rosenmondes zugegangen," erwiderte der junge Waffenschmied jetzt auf eine Bemerkung Leonhards, „da litt es mich endlich nicht länger mehr in Wien. Ich bangte auch um Dich und was aus Dir werden würde; man raunt sich zu, daß die Spanier Dom Duarte töten wollen, sobald sie ihn in ihren Händen haben."

Leonhards Stirn verschattete sich. „Er muß Ähnliches mutmaßen, sonst hätte er nicht auf unsere Entfernung gedrungen. Er denkt an andere mehr

als an sich, und will es allein tragen, was ihm bevorsteht."

Achaz schob seinen Arm in den des Freundes. „Wir wollen noch einen Versuch machen, ihn zu retten," flüsterte er, „wenn niemals, unterwegs auf der Reise könnte es geschehen. Ich habe in der letzten Zeit eine Leiter aus Drahtgeflecht gefertigt, die man ihm zustecken kann und die sich bequem unter den Kleidern verbergen läßt. Die Häuser, in welchen man ihn unterbringt, werden nicht so sicher verwahrt sein wie das Gefängnis hier; Frau von Guilerin wird uns beistehen. Man könnte suchen, einige der Wächter zu bestechen; mich erbarmt das Schicksal des edlen Fürsten viel zu sehr, um nicht etwas für ihn wagen zu wollen."

Leonhard dachte einige Minuten nach. „Es läßt sich hören, was Du vorschlägst," erwiderte er, „wenn auch das Gelingen ebenso unsicher ist wie die früheren Versuche sich erwiesen. Aber ich, der ich noch weit mehr in der Schuld meines Herrn als irgend jemand sonst, stimme Dir bei, daß man die größte Gefahr nicht scheuen darf, um ihn dieser unwürdigen Knechtschaft zu entziehen. Taquet, von dem ich Dir erzählte, will in diesen Tagen auch hier eintreffen; sein Mühen bei den fremden Höfen ist bisher fruchtlos gewesen. Er wird sich mit uns verbünden und kann uns vielleicht noch manchen guten Rat geben."

„Du erwähntest, daß der Prinz schon kommenden Montag fortgeführt wird."

„So ist es bestimmt. Ich bin seit fünf Tagen nicht mehr bei ihm, doch habe ich mir die Erlaubnis ausgewirkt, ihn im Beisein eines der Wächter noch zuweilen sehen zu dürfen. Man ist von äußerster Vorsicht, ihn jetzt nicht mehr mit solchen verkehren zu lassen, die ihm ergeben sind."

„Und die Baronin?" fragte Achaz zögernd.

„Herr von Stubenberg sucht es ihr zu erleichtern, ihn noch sprechen zu können, soviel es angeht. Es ist ein Jammer, sie jetzt zu sehen. Mitunter fürchte ich, daß sie daran zu Grunde geht, aber sie besitzt einen starken Geist, der sie stets von neuem spornt, ihr Leid zu bezwingen, weil sie glaubt, ihm noch notwendig zu sein. So lange sie von dieser Überzeugung getragen wird, behält sie auch die Kraft zum Leben und Weitererdulden."

„Sie ist die höchste und die herrlichste der Frauen, die mir je begegnet ist," sprach Achaz sinnend, „und sie hätte ein glücklicheres Los schon für das viele Gute verdient, das sie gethan. Ich darf mich nur erinnern, was sie aus Marcella gemacht, um ihr in Dankbarkeit und Bewunderung für mein ganzes Leben anzuhangen."

„Glaubst Du, daß ich anders für sie empfinde?" entgegnete Leonhard. „Das ist mein Schmerz in meinem Glücke, das sie mir neu gründen half, für sie nichts thun zu können."

„Du bist mit Deiner Frau wieder vereint?"

„Seit ich von meinem Herrn schied, ja. Bis dahin hatte ich nichts von ihr gewußt und nicht

einmal geahnt, daß mir ein Kind geschenkt sei. Den Schurken Navarro möchte ich ermorden für das, was er in Andrea mir angethan."

„Dazu kann Dir Gelegenheit werden," versetzte Achaz trocken. „Sein Leben wiegt nicht so schwer, um es schonen zu wollen, wenn wir bei unserem Anschlage auf seinen Widerstand stoßen sollten. Teile es Frau von Guilerin mit, daß ich hier bin und weshalb. Sie möge mir eine Zeit befehlen, zu der ich sie begrüßen darf."

„Es soll geschehen. Du erhältst wohl noch heute abend Bescheid. Darf Marcella um Deine Anwesenheit wissen?"

„Wenn Du es ihr durchaus nicht zu verschweigen fähig, magst Du es ihr sagen," lächelte Achaz. „Und nun gehab' Dich wohl, ich will einen guten Freund von mir zu treffen suchen, der mir die Pferde verschaffen soll, die wir brauchen."

Die Abreise Dom Duartes von Graz fand zu dem vorgeschriebenen Termine statt. Die letzten Tage seines Aufenthaltes waren ihm durch zahlreiche Beweise der Teilnahme seitens der Bevölkerung gemildert worden. Navarro erhob in einer Anwandlung von Reue auch keinen Einspruch, daß der Gefangene einen großen Teil seiner Zeit in dem Hause Lorenz Stubenbergs zubrachte. Hier war es, wo Paula ihm den neuen Plan zu seiner Flucht mitteilte und ihn von den Vorbereitungen dazu unterrichtete. Die Zahl der ihn begleitenden Soldaten war keine große; in dem ersten Wirtshause, wo man voraussichtlich das

Nachtquartier aufschlagen würde, sollten Taquet, der sich bereits in Graz aufhielt, und Achaz unter der Maske reisender Händler den Zug erwarten. Eine Gelegenheit mußte sich finden, den von dem Marsche ermüdeten Wächtern ein Faß Wein zu spenden. Während sie im Schlafe lagen, konnte Duarte mittelst der von Achaz gefertigten Leiter durch das Fenster entkommen. Taquet, Leonhard und Achaz sollten seine Flucht decken, bis er die in einiger Entfernung harrenden Pferde erreicht haben würde, die ihn an einen sichern Ort brächten.

Duarte erklärte sich bereit, in das gewagte Unternehmen zu willigen. Wenn überhaupt, war eine Flucht nur noch auf deutschem Boden möglich, wo es ihm leichter gelingen konnte, sich zu verbergen, als auf spanischem Gebiete. Die Einzelheiten wurden auf das genaueste verabredet; beide klammerten sich an die Hoffnung dieser Errettung, wie sich der Pilger an das Gnadenbild klammert, das ihm das Ende seiner Wanderung verheißt.

Und dann kamen die letzten Stunden des Beisammenseins, dann der verzweiflungsvolle Abschied, und Paula fand sich, als sie aus totenähnlicher Betäubung erwachte, in dem Gemache Maria Stubenbergs allein. Andrea kniete neben ihr und rieb ihr die Hände, Duarte war in sein Gefängnis zurückgekehrt, um in der Frühe des nächsten Morgens Graz zu verlassen.

Für das erste Nachtquartier des Gefangenen war ein Dorf in der Nähe der Stadt bestimmt; der Zug,

den Lorenz von Stubenberg und Navarro geleiteten, mußte in den ersten Nachmittagsstunden dort anlangen. Paula, unfähig, die aufreibende Unruhe zu bemeistern, welche sie im Hinblick auf den Befreiungsversuch des Infanten erfüllte, hatte sich entschlossen, nur von Marcella begleitet, unweit des Dorfes in einem Gehölze des Ausganges zu warten. Man war übereingekommen, Leonhard mit den Pferden in geringer Entfernung von dem Quartier des Prinzen halten zu lassen, während François Taquet und Achaz sich in das Haus begeben sollten. Sie waren Navarro und den Wächtern unbekannt und konnten daher nicht sofort Verdacht erwecken. Die Verkleidung beider war eine jener wandernden Händler, wie sie mit dem Packen auf dem Rücken beständig durch das Land zogen.

Es dunkelte, als Paulas Wagen an der bestimmten Stelle hielt, die Taquet als geeignet für ein Zusammentreffen ausgewählt hatte. Im Verein mit Achaz war er schon mehrere Tage zuvor dort gewesen, um alle Gelegenheit auszukundschaften und hatte dem Kutscher Paulas die genauesten Vorschriften gegeben. Nichts war verabsäumt, um den Anschlag zu sichern, von welchem für alle Beteiligten so viel abhing.

Die Nacht war trübe und regenschwer; Paula hatte ihren Wagen verlassen und stand an das Brückengeländer des Flusses gelehnt, der die Straße durchschnitt. Jenseits des Wassers, von Gebüsch geschirmt, hielt Leonhard mit den Pferden. Wie träge die Minuten dahinschlichen, wie qualvoll war dieses

Warten, von welchem jede rinnende Viertelstunde über Tod und Leben des Geliebten entscheiden konnte. Und gelang der Plan, wurde er frei, — was dann, was dann? Sie hatte bisher nie über den Augenblick hinauszudenken vermocht, der ihm Rettung bringen sollte. Jetzt plötzlich trat die Frage an sie heran, was aus ihr werden würde, wenn er seiner Banden erlöst sei. Würde er ihr dann noch gehören wie bisher, würde die Welt nicht ihre Forderungen von neuem an ihn stellen, nicht seine Pflicht ihn von ihr reißen, gleichgültig, ob ihr Herz daran verblute?

Er hatte ihr einst die Geschichte seiner Jugendliebe, Marias de Lara, erzählt; auch sie war dem starren Gebote geopfert worden, das über Fürstensöhne verfügte. Sie hatte ihren Kummer schon längst in die ewige Heimat geflüchtet, und wohl ihr, dachte Paula oft, daß sie seines Unglücks Zeugin nicht mehr werden durfte. Würde ihr die gleiche Erlösung winken, wenn sie ihn aufgeben mußte, würde sie ihres Lebens Last ungezählte Jahre bis zum fernen Ende tragen müssen, gleichviel ob man ihm sein Licht geraubt?

Sie drängte gewaltsam die aufsteigenden Gedanken zurück. „Hinweg, hinweg, — nicht an mich will ich in dieser Stunde denken. Was ist an mir gelegen, wenn nur er gerettet ist? Und sänke ich in Nacht und Einsamkeit zurück, ich will es klaglos auf mich nehmen und mich des neuen Glanzes freuen, der Dir aufgegangen."

Eilende Schritte nahten sich auf der Landstraße, wie die eines Fliehenden, — sollte er es sein? Gleich

darauf kam es herangesprengt von flüchtigen Rosseshufen. Eine Männergestalt schwang sich vom Pferde und stürzte auf die zitternde Frau zu, die, keiner Bewegung mächtig, sich an dem Geländer festhielt.

Es war nicht der Infant, es war François Taquet, der die tödlich Erschreckende auf das Pferd hob und sich selbst nachschwang.

„Fort, fort," rief er, „wir wurden entdeckt; dieser Hund von Navarro hat seine Augen überall; schon sind sie hinter uns, Achaz haben sie gefangen. Fort, ehe sie uns erreichen."

Er riß das Pferd Leonhards mit sich hinweg, der vergebens im Dunkel seine Schwester zu finden strebte.

„Wo ist Marcella?" fragte jetzt auch Paula. „Wir können sie nicht zurücklassen."

Doch von dem Mädchen war nichts zu erblicken; auch ihre Stimme antwortete auf den gedämpften Ruf nicht.

„Fort," drängte Taquet noch einmal, „in wenigen Minuten können sie hier sein. Leonhard, wollt Ihr die Baronin in des feilen Schreibers Hände fallen lassen?"

Sie jagten davon, der Richtung nach, die Taquet angab. Die Dunkelheit begünstigte ihr Entkommen; kaum eine Stunde von hier befand sich ein Franziskanerkloster, das sie aufnehmen mußte, bis die Gefahr vorüber war. Die ihnen nachgesandten Soldaten gaben, des Terrains unkundig, schon nach kurzer Zeit die Verfolgung auf und kehrten schlaf-

trunken noch von dem vorher stattgehabten Gelage in das Wirtshaus zurück.

Einer von ihnen glaubte auf der Landstraße eine lichtgekleidete Erscheinung bemerkt zu haben, die an ihnen vorüberhuschte, aber sie war gleich darauf wieder im Gebüsche verschwunden und sie hatten ihr keine weitere Beachtung gezollt, da ihnen der Auftrag geworden, die Männer einzufangen, welche die Helfershelfer des vereitelten Fluchtplanes gewesen.

Sie gewahrten es auch nicht, daß jene lichte Gestalt, sobald die Reiter vorüber waren, wieder auftauchte und in fliegender Eile ihren Weg gegen das Dorf fortsetzte, von wo die Verfolger gekommen, nicht, daß es ein junges, holdseliges Mädchen war, welches allein und unbeschützt durch die Nacht dahin wanderte.

Marcella hatte in der Nähe ihrer Herrin gestanden, als Taquet ihr die neue Schreckenskunde zurief, aus der sie nur herausgehört, daß Achaz, ihr einstiger Verlobter, gefangen sei. Was über sie gekommen, was sie bezweckte, sie wußte es später nicht mehr. Sie war davongelaufen, besinnungslos, in einem jener Impulse, die all unser Handeln dem allmächtigen Gedanken unterordnen, der in Momenten höchster Erregung unsere ganze Seele beherrscht. Erst als sie in die Umgebung des Dorfes kam, besann sie sich, was sie eigentlich thun wolle. Dort drüben, wo die Lichter ihr entgegenschimmerten, mußte das Haus sein, welches das Nachtquartier der Gefangenen bildete. Mutig schritt sie darauf zu, irgend jemand würde

sich finden lassen, der ihr sagte, was man mit Achaz vorhabe, und sie würde dann wissen, was sie für ihn thun könne.

In dem Wirtshause herrschte, trotz der späten Stunde, große Unruhe. Thüren wurden geschlagen, der Schritt der Wachen hallte in den Gängen wieder, dazwischen hörte man die scharfe Stimme des Spaniers, der Befehle erteilte. Seiner Wachsamkeit war es gelungen, auch diesen Rettungsversuch des gefangenen Fürsten zu vereiteln. Er hatte auf einem letzten Rundgange um das Haus die Leiter an Duartes Fenster hängen sehen und sofort Lärm geschlagen. Die Soldaten, welche in der Wirtsstube bei dem Weine saßen, wurden herbeigerufen, das Haus zu umstellen und niemand aus noch ein zu lassen. Taquet war es geglückt, durch eine Hinterthür zu entkommen, Achaz hatte man als offenbaren Mitwisser oder Veranstalter des Planes verhaftet.

Navarro begab sich, nachdem er die Reiter zu der Auffindung des Entflohenen oder seiner weiteren Gefährten entsandt hatte, in Begleitung des kaiserlichen Kommissars in das Zimmer des Infanten, der anscheinend schlafend auf seinem Bette lag. Bei dem Eintritte der Männer richtete er sich empor.

„Was ist Euer Begehr, um mir nicht einmal die Ruhe der Nacht zu gönnen?“ fragte er.

„Eure Hoheit hätte sie auch ohne unser Kommen schwerlich genossen,“ erwiderte Navarro spöttisch, „darf ich mir erlauben zu fragen, was die Leiter zu bedeuten hat, die hier an Eurem Fenster befestigt ist,

und ob Eure Hoheit ohne mein Wissen einen nächtlichen Spaziergang beabsichtigte?"

„Auf solche Frage habe ich keine Antwort zu geben," entgegnete Duarte verachtend.

„So bin ich genötigt, das Wort zu ergreifen," sprach Navarro schroff, „und Eure Hoheit darauf aufmerksam zu machen, Euren Freunden anzuraten, Scherze, wie den heute ausgeführten, zu unterlassen, die für alle Beteiligten die übelsten Folgen nach sich ziehen könnten. Wollet Euch mit eigenen Augen überzeugen, welchen Befehl ich vom kaiserlichen Hofe zu Wien erhalten habe, im Falle Ihr es unternehmen solltet, einen Fluchtversuch zu wagen. Blickt her! Die Ordre ist klar und deutlich. Ich bin ermächtigt, Euch unverzüglich erschießen zu lassen, wenn Ähnliches noch einmal vorfällt." Er hielt dem Infanten das Blatt hin, welches die erwähnte Ordre zeigte. Duarte warf nur einen flüchtigen Blick darauf.

„Vielleicht wäre es für uns alle besser, Ihr fändet einen Anlaß, den Euch gewordenen Befehl auszuführen," erwiderte er ruhig. „Mein Leiden hätte dann sein Ende erreicht und Ihr könntet, Eures lästigen Amtes frei, den Lohn Eurer Dienste in Ruhe genießen. Ich werde in Ergebung abwarten, was Gott über mich bestimmt, und hat er es beschlossen, daß ich diese Reise nicht überleben solle, so werde ich denken, daß er es in seiner Weisheit für das Beste gehalten."

Navarro wandte sich zum Gehen; Lorenz von

Stubenberg hatte während der ganzen Scene kein Wort gesprochen.

Die Thür fiel zu, Duarte hörte den Schlüssel zweimal umwenden, er hörte unter seinem Fenster den taktmäßigen Schritt der Soldaten, die sein Kerkermeister zur größeren Sicherheit darunter postiert hatte. Seine Hand griff in das blonde Haar, seine Zähne schlugen knirschend aneinander.

„Arme, arme Paula!“

Herr von Stubenberg war in sein Zimmer gegangen, das sich zu ebener Erde befand, und stand gedankenvoll am offenen Fenster, in die Nacht hinausblickend. Es wäre ihm recht gewesen, wenn der Fluchtversuch des unglücklichen Fürsten geglückt wäre, für den seine Teilnahme im Wachsen war. Er sagte sich auch, daß er ohne die Gegenwart Navarros willig ihm dazu verholfen hätte, aber den mißtrauischen Spanier zu täuschen, schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Hatte doch Navarro, um sich gegen einen Überfall zu schützen, einen Kurier nach Graz gesandt, sich von dem Gouverneur eine Verstärkung der Begleitmannschaft auszubitten. Es stand nicht zu erwarten, daß ein zweiter Versuch zu Gunsten des Infanten von besserem Erfolge gekrönt sein würde, wenn ein solcher überhaupt stattfand.

Ein Geräusch dicht unter seinem Fenster weckte ihn aus seinem Sinnen; gleich darauf erschien in der Öffnung ein von wirrem Lockenhaar umwalltes Mädchengesicht, in dem er zu seinem Staunen Marcella Koscielski erkannte.

„Baron Stubenberg," rief sie leise.

„Was wollt Ihr von mir, Marcella?"

„Lasset mich ein; dann will ich es Euch sagen."

„Kommt herein; ich gebe Euch die Hand."

Sie kletterte gewandt wie eine Katze an dem Fenster empor und schwang sich in das Innere des durch eine Unschlittkerze erhellten Raumes.

„Wie habt Ihr mich gefunden? Wie kommt Ihr hierher?" fragte Herr Lorenz, der sich den rätselhaften Besuch nicht zu deuten vermochte.

„Mein Bräutigam ist hier im Hause gefangen," erklärte Marcella gerade heraus. „Ich hatte keine Ruhe, ehe ich nicht weiß, was mit ihm geschieht. Ihr werdet es mir sagen. Ihr waret mir einst wohlgesinnt, wenn Ihr auch jetzt längst nichts mehr von mir wissen wolltet."

„Euer Bräutigam, Kind?" wiederholte der alte Edelmann erstaunt. „Ja, habt Ihr denn einen und wer ist es?"

„Er heißt Achaz Schommer und ist Waffenschmied in Wien," antwortete das Mädchen. „Ich bin schon vor drei Jahren ihm verlobt, lange bevor Euer Sohn Eberhard mich kannte."

„Hättet Ihr das zur rechten Zeit schon damals gesagt," versetzte Herr Lorenz, „wäre Euch und uns ein Verdruß erspart geblieben. Ist demnach, wie ich vermuten muß, der Jüngling Euer Zukünftiger, der heute Nacht in Gemeinschaft mit einem andern den Prinzen befreien wollte?"

„Ja, der ist es," erwiderte Marcella, „er liebt

den edlen Fürsten, er wollte es nicht dulden, daß man ihn weiter nach Welschland schleppte, wo sie ihn noch mehr martern und gar umbringen werden. O, und nun sagt mir, wo der Achaz ist und was sie ihm thun werden."

„Don Navarro hat ihn drüben in das Holzgelaß sperren lassen und trägt den Schlüssel bei sich. Ich fürchte, er hat die Absicht, ihn morgen in der Frühe erschießen zu lassen."

Marcella unterdrückte einen Aufschrei. „Ihr werdet es nicht zugeben, nicht wahr?" sprach sie flehend. „Ihr werdet mir helfen, ihn zu retten."

„Ich werde nichts thun können, armes Kind, denn Navarro hat unbeschränkte Vollmacht und ist in seinem Rechte."

Das Mädchen dachte nach. „Wenn ich Don Navarro recht bäte?"

„Das wird Euch wenig helfen; er ist Bitten nicht zugänglich."

„Ich werde ihm den Schlüssel stehlen," sagte das entschlossene Böhmerkind.

„Wie wollt Ihr das anfangen?"

„Das überlaßt nur mir. Ich kenne Don Navarro. Zeigt mir die Richtung, wo der Schuppen ist, in dem Achaz eingesperrt wurde."

„Er ist dem Fenster fast gegenüber, Ihr könnt ihn von hier aus sehen."

Sie folgte der Weisung seiner Hand. „Es steht kein Posten davor," sprach sie etwas beruhigter.

„Man hat es nicht für nötig gehalten, aber der

junge Mann ist mit Stricken an den Balken gefesselt."

Marcella fragte nicht weiter; sie reichte dem Baron die Hand. „Ihr verratet mich nicht," sagte sie bittend.

„Niemals, mein Kind, möge der Himmel Euch beistehen, was immer Ihr vorhabt."

Er kämpfte einige Minuten mit sich, ehe er fortfuhr: „Ich will Euch etwas anvertrauen, das Euch auch ohne Navarros Hilfe zum Ziele bringen könnte. Die Deutschen und das spanische Reich werden keinen Abbruch erleiden, wenn Euer Liebster am Leben bleibt, und dem boshaften Spanier gönne ich es überdies, wenn ihm nicht alles geht, wie er will. Hört mich an, Marcella. Der Stall, in dem der junge Mann sich befindet, ist nur durch eine Lattenthür verwahrt, über die Ihr mit Eurer Geschmeidigkeit leicht klettern könnt. Hier ist mein Dolch, mit dem Ihr Eures Achaz Stricke durchschneiden werdet. Am Griffe ist ein starkes Eisen, mit dem Ihr auch, sollte es nötig sein, eine Latte ausbrechen könnt. Und nun geht schnell; Ihr seid ein tapferes Kind, das sich zu helfen weiß; Eurer Geschicklichkeit sei alles übrige jetzt anheimgegeben."

Marcella küßte dankbar ihres Helfers Hand; dann schwang sie sich behende aus dem Fenster und glitt lautlos an dem Hause entlang, um im Schatten der Nacht, ungesehen von den wachenden Soldaten, den Stall zu erreichen, wo sie Achaz finden sollte.

Man hatte in Ermangelung irgend eines an-

deren vorhandenen Raumes einen leeren Holzverschlag zur Aufbewahrung des Gefangenen gewählt und den Jüngling, nach Kriegsbrauch, aufrechtstehend festgebunden. Im Lagerleben wurde in solchen Fällen der erste beste Baum benutzt, an welchem dann einige Stunden später der Verurteilte gewöhnlich erschossen wurde. Die nächste Umgebung des Wirtshauses wies jedoch keinen passenden Baum auf und Navarro beabsichtigte auch, sich das diabolische Vergnügen zu machen, den neuen Gefangenen unter dem Fenster des Infanten erschießen zu lassen, für dessen Rettung er sich geopfert. An ein Entkommen des verwegenen Jünglings war nicht zu denken, da sich wohl niemand von seinen Genossen wieder in die Nähe des Hauses wagen würde.

Marcella hatte sich bis zu dem Verschlage gefunden, der sich neben den Viehställen befand. Sie konnte, so sehr sie sich anstrengte, keine menschliche Gestalt darin entdecken. „Achaz," rief sie gedämpften Tones in die Dunkelheit.

Ein leises Stöhnen antwortete ihr. „Wer ist da?" fragte es zurück.

Gott sei gelobt; er war es! Sie streckte den Arm durch die Latten. „Verhalte Dich still," raunte sie, „ich bin es, Marcella; ich komme zu Dir."

Sie war bereits an der Thür emporgeklommen und versuchte über die spitz zulaufenden Latten zu gelangen. Ihre Hände rissen sich an dem scharfen Holze blutig, ihr Kleid blieb hängen, es hinderte sie nicht. Mit ihrem Dolche befreite sie ihr Gewand;

ein langer Fetzen davon hing an der widerspenstigen Latte nieder, als sie auf den Boden des Stalles sprang.

Und nun war keine Zeit mehr zu verlieren; sie tastete sich weiter, bis sie die Stricke gefunden, mit denen er gefesselt war. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, während sie mit zitternder Hand sie durchschnitt; nur die Atemzüge beider gingen hörbar und beschleunigt und sie schienen alles auszudrücken, was die pochenden Herzen in diesen fieberhaften Minuten bewegte.

Die letzte der Fesseln war gefallen. „Kannst Du Deine Glieder regen?“ flüsterte Marcella. „Kannst Du über die Thür, wie ich?“

Er versuchte es, doch es war unmöglich. Die Stellung, in der er länger als eine Stunde verharrt, hatte seine Glieder steif werden lassen. Es hätte einiger Zeit der Erholung bedurft, um ihnen die gewohnte Spannkraft wiederzugeben. Marcella drückte ihm den Dolch in die Hand.

„Stoße eine der Latten heraus; der Raum wird genügen.“

Er that es vorsichtig, um kein Geräusch zu verursachen. Marcella hielt das fallende Brett mit den Händen fest, bis es sich völlig gelöst hatte, dann drängten beide sich nacheinander durch die entstandene Lücke, Achaz war frei.

Sie faßte seine Hand und zog ihn mit sich fort; bei ihrem Umkreisen des Hauses hatte sie vorhin bemerkt, daß die ausgestellten Posten sich nur auf der

Seite hielten, wo die Zimmer des Infanten lagen. An den Viehställen dahinschleichend, kamen sie bis zum Ausgange des Hofes; ein schmaler Pfad führte an einem Bache entlang zwischen Getreidefeldern auf die Landstraße.

Schon konnten sie die Bäume in schwachen Umrissen erblicken, die den Wald grenzten, als plötzlich vom Hause her laut befehlende Stimmen ertönten.

Marcella, von dem Schrecken übermannt, daß man die Flucht ihres Bräutigams entdeckt habe, sprang ohne Besinnen in den Bach, Achaz folgte ihr, mit der Linken sie festhaltend, während er mit der Rechten die Strömung teilte, die an dieser Stelle besonders stark war.

„Nicht weiter, Marcella," flüsterte er ihr zu, „das Wasser wird tiefer."

„Hinweg, hinweg," flehte sie, „besser mit Dir ertrinken, als von jenen ergriffen werden."

Er riß sie in seine Arme empor. Schon ging das Wasser ihm bis zur Schulter; er watete weiter, die Steine suchend, die im Grunde lagen. Da, endlich wurde der Boden fester, an den Zweigen einer überhängenden Weide sich haltend, klomm er zum Ufer hinauf. Eine Weile standen beide eng aneinandergedrängt, angstvoll auf jedes Geräusch lauschend, das hinter ihnen hörbar wurde. Es war alles wieder still geworden; die Befehle, die sie vernommen, hatten wohl nur der Ablösung der Wachen gegolten.

Eilend setzten sie ihren Weg fort, über Kraut-

felder und Wiesen der Landstraße zu. Der Himmel hatte sich etwas aufgehellt; vereinzelte Mondesstrahlen brachen durch die Wolken und kleideten die Gegenstände rings umher in ein phantastisches Licht. Marcellas geschärfte Sinne glaubten hinter jedem Baume einen Verfolger zu erblicken, in jedem Rauschen der Blätter nahende Fußtritte zu hören. Dort war die Brücke, an welcher sie ihren Begleitern entflohen, dort das Gehölz, wo der Wagen Paulas gestanden hatte. Er war verschwunden, Kutscher und Diener hatten in der Furcht einer möglichen Verhaftung den Rückweg nach Graz eingeschlagen.

Zum ersten Male, seit sie ihren Lauf begonnen, hemmte Marcella den Schritt, um aufatmend sich gegen einen Baum zu lehnen.

„Ich hatte gehofft, die Kutsche der Baronin sei noch da," sagte sie, „uns nach Graz mitzunehmen. Nun müssen wir sehen zu Fuße hinzukommen. Ich bin kräftig genug, gleich weiter zu wandern, und Du, Achaz?"

Doch eine Antwort erhielt sie nicht sogleich. Ihr einstiger Verlobter hatte den Kopf seiner mutigen Retterin in beide Hände genommen und versuchte in dem ungewissen Dämmer um sie her ihre Züge zu unterscheiden.

„Erst lasse Dich einmal küssen, Du mein herztausiger Schatz," sagte er mit bewegter Stimme. „Marcella, mein Heldenmädchen, was hast Du für mich gethan?"

„O, das war gar nichts," erwiderte sie lachend

und weinend, „den Liebsten hätte ich dem gelben Kastilianer nimmermehr gelassen.“

„Bin ich Dein Liebster jetzt? Werde ich es immer sein?“ jubelte er.

„Ei, so frage doch nicht, thörichter Mann. Du weißt es nur zu gut.“

„Viktoria!“ rief er jauchzend und schwang sie in beiden Armen hoch empor.

Sie machte sich nach mehreren vergeblichen Anstrengungen wieder frei. „Sei vernünftig, Du Wilder,“ mahnte sie. „Noch sind wir nicht in Sicherheit. Komm, wir müssen weiter; bald naht der Morgen und man wird Dich vermissen.“

Die Erinnerung war nicht ohne Grund. Die Wahrscheinlichkeit lag nahe, daß Don Navarro, das Verschwinden seines Opfers entdeckend, eine Anzahl der Soldaten aussenden würde, Achaz aufzuspüren. Sie gingen weiter. Die durchnäßten Kleider hinderten ihr schnelles Fortkommen, Marcella zumal begann nach all den Aufregungen der Nacht Müdigkeit zu empfinden; sie suchte willensstark sie zu bekämpfen, aber ihr Schritt wurde langsamer, sie mußte sich von Zeit zu Zeit auf Achaz stützen, um vorwärts zu kommen.

Mit dem grauenden Morgen hatten sie ein Dorf erreicht; Achaz schlug dem erschöpften Mädchen vor, dort einige Stunden zu rasten. Sie lehnte es ab; es trieb sie fieberhaft weiter, bis sie Achaz in völliger Sicherheit wähnen durfte. Ein Wagen kam daher, von einem Bauern gelenkt, der Mehl zur Stadt

bringen wollte. Ihn bat Achaz, sie eine Strecke mitzunehmen.

Der Bauer sah das junge Paar mißtrauisch an, dessen nasse und bei dem Mädchen auch arg zerfetzte Kleidung keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck auf ihn machte.

„Ihr seid wohl Vater und Mutter davongelaufen," knurrte er, „daß Ihr so wüst daherkommt? Oder habt Ihr zusammen ins Wasser gehen wollen, weil Ihr noch tropfnaß seid, und hat Euch zuletzt doch das Herz dazu gefehlt?"

„Keine Sorge, Alter," lachte Achaz übermütig. „Im Wasser waren wir zwar, aber nicht, um uns zu ertränken, sondern aus Irrtum, da wir den rechten Weg nicht fanden, und zu den Eltern gehen wir erst. Sie werden uns nicht schlecht empfangen, gelt, Marcella?"

„Nun, dann setzt Euch dort auf den Hafersack," entschied der Bauer, „und kommt mir nicht an das Mehl, damit es nicht von Euren Kleidern naß wird."

Achaz hob seine Braut auf das Gefährt; der Bauer warf ihm eine Pferdedecke zu, das fröstelnde Mädchen darein zu hüllen. Der Wagen setzte sich in Bewegung; bei dem nächsten Halt benutzte der Jüngling die Zeit, welche die Pferde zur Fütterung brauchten, von den Besitzern der Schenke, in der sie einkehrten, andere Kleider für sich und Marcella zu beschaffen. Zum Glück für beide war er noch im Besitze einiger Goldstücke, welche bei seiner Verhaftung den Blicken der ihn durchsuchenden Soldaten

entgangen waren. Er löste sie aus dem Futter seines Wamses, wo er sie verborgen getragen, und bot sie den Wirtsleuten dar, die gegen einen derartigen Entgelt nicht zögerten, ihren Sonntagsstaat den Fremden zu opfern.

Bald trat Marcella in der Tracht der wohlbeleibten Wirtin dem gleichfalls in einen Bauern verwandelten Verlobten entgegen. Beide brachen bei ihrem Wiedersehen in ein helles Lachen aus, in das bei dem Anblicke dieser Mummerei auch die bisherigen Eigentümer der Gewänder und der Fuhrherr einstimmten. Marcella hatte mit der Elasticität ihrer Natur die überstandene Angst bereits vergessen; in bester Laune stieg sie wieder auf den Wagen und plauderte mit Achaz und dem Bauern, als läge nicht eine lange Nacht voll Schrecken und Gefahren hinter ihr.

Der Jüngling betrachtete sie mit Entzücken. Sie gefiel ihm in der entstellenden Tracht fast besser, als in dem zierlichsten Gewande früherer Tage. Nein, nein, es gab für ihn kein Weib außer ihr in der Welt; mochten auch die Eltern sich noch gegen die Verbindung sträuben, — er ließ in diesem Leben nimmermehr von ihr.

Die Türme von Graz tauchten vor ihnen auf. Sie verließen den Wagen, um durch eine Seitenstraße in die Stadt zu gelangen. Achaz gab dem Fuhrherrn sein letztes Geld. „Dessen hätte es nicht gebraucht,“ sagte der Bauer, „wer Ihr auch seid, ich habe es gern für Euch gethan. Möge es Euch wohl

gehen, Euch und Eurem Schatz! Weggelaufen seid Ihr nicht. Mit so lachenden Augen geht man nicht heimlich von Vater und Mutter."

„Da habt Ihr recht, mein Alter," erwiderte Achaz, „ohne Elternsegen werden wir uns unser Haus nicht bauen. Kommt Ihr aber einst nach Wien, so kehrt Ihr bei niemand ein als bei dem Meister Anton Schommer, der seine Waffenschmiede in der Heugasse hat, und er wird Euch gut aufnehmen, weil Ihr seinen Sohn ihm retten halfet."

Er eilte mit Marcella davon und war bald in der nächsten Gasse verschwunden. Der Bauer setzte kopfschüttelnd seinen Weg fort.

„Wohin gehen wir?" fragte Achaz seine Braut.

Sie deutete auf eine Kirche, die sich vor ihnen zeigte. „Zuerst dorthin, Liebster," antwortete sie, „Gott und seinen Heiligen zu danken, daß sie Dich mir wiedergaben."

„Und dann nach Wien zu meinen Eltern," fiel er ein.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich muß zuvor wissen, was aus meiner Herrin geworden; mir ist bange um sie."

„O Marcella, ist dies nur ein Vorwand, um mich nicht begleiten zu müssen? Fürchtest Du der Eltern Unwillen noch nach Deiner heutigen That?"

„Nicht das, Achaz," entgegnete sie sanft, „aber gehe vorerst ohne mich und rufe mich, wenn Du

gewiß bist, daß ich kommen darf. Wie es mit mir steht, weißt Du jetzt und daß ich auf Dich warten würde, ach — bis an das Ende meiner Tage und nichts Lieberes mir je ersehnen werde, als Dein demütig und getreues Weib zu sein."

Achtes Kapitel.

Paula traf in der Begleitung Leonhards einige Tage später in Graz ein. François Taquet hatte sich von beiden getrennt, um seine selbstlosen Bemühungen für den Infanten an anderer Stelle fortzusetzen. Er hatte gehofft, durch die Vermittelung des portugiesischen Gesandten am französischen Hofe, des Grafen Vidigueira, den Kardinal für seine Sache gewinnen zu können und in der That hatte Richelieu den König für den gefangenen Prinzen zur Teilnahme gestimmt. Aber ehe man sich über die zu ergreifenden Schritte zu einigen vermochte, war der Verkauf des Infanten an Spanien bereits geschehen und Philipp IV. wies alle Vorschläge, die ihm bezüglich der Freilassung Dom Duartes gemacht wurden, zurück.

Jetzt hatte Taquet die Absicht, an Karl I. von England sich zu wenden und von London aus nach Lissabon zu gehen, weitere Vollmachten von König Joao zu erbitten.

„Noch verzweifle ich an dem endlichen Gelingen unseres Strebens nicht," sprach er bei dem Abschiede

zu Paula, „meine Lebensaufgabe wird es bleiben, Seine Hoheit zu befreien und ich werde weder Gefahr noch Anstrengung scheuen, um mein Ziel zu erreichen. Mögt auch Ihr nicht verzagen, edle Frau, und die Liebe Eurem schönen Herzen die Kraft verleihen, welcher Ihr noch bedürfen werdet. In Mailand begegnen wir uns wieder, unter glücklicheren Sternen, wie ich hoffe, als sie unser jetziges Scheiden uns zeigt."

Sie vermochte seine Zuversicht nicht zu teilen, aber dennoch traf sie, in ihrem Hause angekommen, die Vorbereitungen zu einer langen Abwesenheit. Die Schenkungsurkunde von Schloß Leipheim wurde Leonhard übergeben, die übrigen Vermögensangelegenheiten zu Gunsten der Ihren geordnet. Vincentia und Armgard sollten auf drei Jahre zu den Ursulinerinnen kommen, ihre Mutter wie bisher das Haus in Graz bewohnen, das im Falle des Todes ihrer Tochter als Eigentum ihr zufiel.

Frau von Juconer war mit den Verfügungen Paulas völlig einverstanden, soweit es ihre eigene Zukunft betraf, weniger jedoch war sie es mit dem Entschluß derselben, ganz nach Mailand überzusiedeln und sie sprach in offenen Worten ihre Mißbilligung aus.

„Ich muß aus Deinen Vorbereitungen schließen," sagte sie, „daß Du fürs erste nicht nach Graz zurückzukommen gedenkst. Ist dem so? Beabsichtigst Du der Welt das Schauspiel zu geben, daß die Freifrau von Guilerin einem fremden Manne durch das halbe Europa nachläuft?"

„Die Meinung der Welt, in der ich seit zwei

Jahren erst lebe, wird mir in dieser Beziehung gleichgültig sein," antwortete Paula. „Was sind mir jene Menschen, um ihnen auch nur den geringsten Teil meines Fühlens zu opfern?"

„Du magst so denken," erwiderte Frau Petronilha, „ich jedoch thue es nicht. Ich will nicht, daß man meine Tochter eine Abenteurerin nennt, die sich in Händel mischt, welche sie nichts angehen, bis ihr Ruf, ihre Frauenehre darunter zu Grunde gegangen. Welche Sorge Du den Deinen durch Unternehmungen wie das von neulich Nacht bereitest, ist Dir in Deinem Liebeswahn unklar, auch scheinst Du Dir nicht zu sagen, daß Du um Deine und unsere ganze Zukunft spielst, wenn Du es so forttreibst. Graf Thurn erzählte mir, daß der Kaiser strengste Bestrafung aller derer befohlen habe, die noch jetzt für den Prinzen von Braganza wirken wollen."

Paulas Hände krampften sich zusammen. „So vermag ein christlicher Monarch an dem einstigen Freunde zu handeln," murmelte sie.

„Das zu beurteilen ist nicht unsere Sache," war die kühle Entgegnung. „Erinnern aber möchte ich Dich, daß auch Dich ebensowohl wie jeden die Strafe des Hochverrates treffen kann, wenn Du den kaiserlichen Befehlen entschieden zuwider verfährst. Du kannst des Landes verwiesen, Deine Güter eingezogen werden und hast Dir dann noch überdies die Schuld an dem Elend Deiner Familie beizumessen."

„Daher die Besorgnis also," dachte Paula. Laut fügte sie hinzu: „Ihr könnt dessen ruhig sein. Der

Kaiser wird, so lange ich noch in seinen Landen bin, keinen Anlaß haben, mit mir unzufrieden zu sein, und Euer Elend werde ich ebensowenig herbeiführen, denn was zu Eurem Unterhalte erforderlich, ist von mir sicheren Händen anvertraut und Euch gerichtlich verschrieben worden. Den Schwestern habe ich ein Heiratsgut ausgesetzt; was fürchtet Ihr noch?"

Frau Petronilhas Züge erhellten sich; sie zog es jedoch vor, ihre Befriedigung über die Auskunft nicht zu offen zu zeigen. „Es ist schön von Dir," sagte sie, „daß Du von Deinem Reichtum für Deine Angehörigen sorgst. Dies kann mich aber nicht mit Deinem anderen Vorhaben aussöhnen. Du bist mein Kind, das mir stets das teuerste gewesen; ich kann es nicht dulden, daß Du das Opfer einer Verblendung wirst, die Du später bereuen wirst."

„Ihr irrt, wenn Ihr die Liebe, die mich mit Duarte verbindet, für eine Verblendung haltet. Die Hoffnungslosigkeit vermag nicht mehr zu blenden, Mutter, und ich weiß es genau, daß wir nichts mehr zu hoffen haben."

„Eben deshalb. Dein Mitgefühl mit seinem Unglück verleitet Dich von einer Unbesonnenheit zur andern und wird Dich endlich die Schranken völlig vergessen lassen, die Gesetz und Sitte einer Frau Deines Ranges gezogen. Die Gräfin Thurn gab mir unlängst zu verstehen, daß man Dich in der ganzen Stadt für die Geliebte des Infanten hält."

„Wäre es ein Mittel, ihn zu retten," rief Paula, „so würde ich es ohne Scheu allen Menschen bekennen."

„Du rasest," fuhr Frau von Juconer auf, „lasse mich ein solches Wort nicht wieder hören."

„Ihr waret es, die mich herausforderte, Mutter. Wollet bedenken, daß es nicht gut thut, einen Verzweifelnden zu reizen."

„Nimm Dich zusammen, wirf diese Liebe von Dir, die Dir noch keine frohe Stunde brachte, und Dein Leiden wird aufhören. Du bist noch jung genug, um überwinden zu können. Die Welt steht Dir offen, ein anderer wird sich für Dich finden, und Du wirst endlich staunend Dich fragen, wie Du Dich so in eine Leidenschaft verlieren konntest, die nie zu einem glücklichen Ziele führen durfte. Ist es sein hoher Rang, der Dich bestrickte? Fürst Ingolfing ist längst verliebt in Dich, er würde Dich auf der Stelle heiraten, wenn er gewiß wäre, daß es mit dem Infanten aus sei. — Mit gutem Rechte und in Ehren Fürstin werden ist besser, als die heimliche Liebe eines Prinzen sein, mag er auch zehnmal aus einem Königshause stammen."

„Ich bemerkte, daß Ihr mit dem Fürsten Ingolfing in der letzten Zeit vielfach verkehrtet," sagte Paula, „und ersuche Euch, ihm keine nutzlosen Hoffnungen zu erwecken. Mich lockt kein Ehrgeiz dieser Erde mehr, mein Sehnen ist allein der dunkle Kerker, der ihn umschließen wird."

Frau von Juconer zuckte unwillig die Achseln. „Ich sehe, daß ich Dich nicht von Deinem Untergange zurückhalten kann," sagte sie, „Du willst es eben nicht anders und ich habe keine Macht mehr über Dich.

Sei wenigstens so vernünftig, Deine Gesundheit zu schonen. Deine nächtliche Fahrt hat Dir mehr, als Du meinst, geschadet."

Paula fühlte dies selbst; mehr noch hatte die neue Enttäuschung sie erschüttert gemacht, als die Anstrengungen, die sie gehabt, sie verschwieg es jedoch; die Mutter würde für ihren Schmerz kein milderndes Wort, nur einen herben Tadel finden.

„Ich werde mich in einigen Tagen wieder erholt haben," sprach sie ablehnend, „meine Gesundheit war nie mehr so fest, als in Leipheim, seit ich in der Stadt lebe."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Andreas unterbrochen, die sich zu der Reise nach Wien rüstete. Die junge Frau war in den letzten Wochen wie eine Rose frisch erblüht; ihre Augen strahlten Glück und Frieden.

„Hast Du ein wenig Zeit für mich übrig, Paula?" fragte sie.

„Ja, Liebe, ich komme," antwortete Paula in völlig verändertem Tone. „Du möchtest meine Hilfe bei dem Ordnen Deiner Sachen. Ist es nicht so?"

„Ich wollte Dich fragen, ob ich denn wirklich das alles mitnehmen soll, was Du in mein Zimmer bringen ließest," sagte Andrea, ihre Wange an die der Freundin schmiegend. „Du hast mich so unendlich reich bedacht, Du geliebte Spenderin, daß ich der Meinung bin, es kann nicht alles mir gehören. Hilf mir auswählen, was mein werden soll, ich komme

ja sonst, wie ein Märchenkind in Gold und Purpur gehüllt, zu meinen Eltern heim."

„Du sollst auch nicht arm und kärglich vor sie treten," sprach Paula mit Nachdruck, „Dein Vater, Deine Mutter sollen inne werden, daß ihre Tochter in der Fremde auch sich Herzen gewann, die ihr Liebesopfer, ihre Treue verstanden und den Platz jener einzunehmen strebten, die sich kalt von ihr gewandt, als die Entscheidung in ihre Hand gelegt wurde, ob sie zweier Menschen Glück oder die Billigung der Welt dahingeben wollten. Was Du in Deinem Zimmer fandest, ist Dein. Die sich in der Heimat Deiner noch erinnern, mögen sehen, daß es Dir an nichts gefehlt hat."

Sie verließ mit Andrea das Gemach; Frau von Juconer wandte sich mit verdrossenem Ausdruck zum Fenster. Die Großmut ihrer Tochter andern gegenüber hatte nie ihren Beifall. Aber freilich, hier handelte es sich um Andrea, deren Abenteuerei, wie es der verstorbene Baron und sie stets genannt, Paula zur Nachahmung aneiferte. Auch Leonhard bestärkte die Freifrau in ihrem aberwitzigen Entschlusse, der gleichbedeutend mit ihrem Unglück war. — Frau Petronilha wußte es mit Bestimmtheit durch ihre Freunde, die dem Hofe nahe standen, daß der Infant nie mehr auf eine Freilassung zu rechnen habe, sobald er sich auf spanischem Gebiete befand. Welche Thorheit, Besitz, Ehre, Zukunft, alles, alles für einen bereits Halbverlorenen auf das Spiel zu setzen, wie

es seine Anhänger, wie es Paula noch immer zu thun gesonnen.

Aber sie ließ sich ja nicht raten und Frau von Juconer durfte sie nicht einmal erzürnen, weil Paula sich dann in anderer Richtung ihren Wünschen weniger gefügig zeigen konnte. Schon als sie ihr wegen der Schenkung an Leonhard heftige Vorwürfe gemacht, hatte die junge Witwe sie ersucht, eine Einmischung in ihre persönlichen Angelegenheiten vermeiden zu wollen und ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß ihr von ihrem Gemahl die unumschränkte Verfügung über ihre Güter eingeräumt worden. Wie undankbar! Wem anders schuldete sie ihr glänzendes Los, als ihrer Mutter, die sich alle Mühe gegeben hatte, den reichen Eidam an sich zu ziehen? Ob sie denn mit den früheren Tagen in Leipheim tauschen mochte?

Sie war dort heiterer und zufriedener gewesen als jetzt, das ließ sich nicht leugnen. An all ihrem Trübsinn, ihrem Kummer war nur dieser unselige Fremdling schuld, der zu so übler Zeit vor ihr auftauchen mußte und den Frau Petronilha fast von Anbeginn instinktiv gehaßt. Mochte ihn doch, ehe er in Mailand eintraf, ein Unfall ereilen, bei den weiteren Befreiungsversuchen eine wohlgezielte Kugel seiner Wächter seinem Leben ein Ende machen, es wäre für alle, in sein Schicksal Verwickelte, das beste Auskunftsmittel gewesen.

Paula ahnte von diesen Wünschen ihrer Mutter nichts; sie erwähnte Duartes vor ihr nicht mehr und betrieb eifrig ihre Zurüstungen zu ihrer Übersiedelung

nach Mailand weiter. Sie hatte daran gedacht, Frau von Juconer um ein Einführungsschreiben bei dem Grafen von Siruela, Gouverneur von Mailand, zu bitten, aber bei der Stimmung ihrer Mutter es noch unterlassen. Besser war es, erst an Ort und Stelle zu erforschen, wie er für seinen Gefangenen gesonnen sei und ob er, der alten Blutsfreundschaft sich erinnernd, für sie ein fühlend Herz haben werde.

Es war eine Woche vor dem zu ihrer Abreise bestimmten Tage. Andrea hatte mit Mann und Kind sie bereits verlassen, die kleinen Schwestern waren dem Kloster übergeben worden, Marcella nur war bei ihr und setzte im Verein mit der Kammerfrau die Garderobe der Herrin für die Reise in den Stand.

Das Böhmerkind war gegen seine Gewohnheit stiller als sonst. Weshalb auch Achaz so gar nichts von sich hören ließ? Trotz ihrer tapferen Zurückhaltung bei seinem erneuten Werben hatte Marcella dennoch im stillen gehofft, daß nun alles anders werden müsse, daß er ihr schreiben würde, Haus und Herzen der Eltern ständen ihr endlich, endlich offen und daß er nur darauf warte, die künftige Meisterin zu empfangen.

Aber es kam kein Brief von ihm, der doch des Schreibens so kundig war, obgleich seit seiner Rückreise nach Wien schon mehrere Wochen vergangen. Er hatte sich wohl abermals von den Eltern beeinflussen lassen und diese, froh, ihn nach der überstandenen Gefahr wieder zu haben, erinnerten sich nicht, wer ihn derselben entzogen.

Nun ging sie mit ihrer Herrin aus Deutschland fort und weite, weite Strecken würden zwischen ihr und ihm sich dehnen. Vielleicht auch kehrte sie nie mehr aus Welschland zurück, sie sahen sich im Leben nicht wieder und sie wußte erst jetzt, wie unsäglich lieb sie den einstigen Verlobten hatte, den sie in Jugendübermut und Hoffart von sich gescheucht, bis dann ihr Unglück sie über seinen wahren Wert belehrte.

Eine Thräne fiel aus ihren Augen auf das schwarze Sammetgewand, an welchem sie nähte. Sie trocknete sie hastig hinweg, damit die Kammerfrau sie nicht sähe, und arbeitete, ohne aufzuschauen, weiter.

Einer der Diener kam herein. „Jungfrau Marcella," sagte er, „draußen ist ein Mann, der nach Euch fragt."

Das Mädchen schrak empor. „Wie sieht er aus? Jung oder alt?"

„Alt," antwortete der Diener, „der hat mindestens seine sechzig auf dem Rücken, scheint von auswärts zu kommen, wollte aber nicht sagen, wer er sei."

Marcella blickte etwas enttäuscht drein. „Er wird zu der Herrin wollen," meinte sie, „und um Wegzehrung bitten."

Sie ging mit mäßiger Eile hinaus, nach des Fremden Begehr zu fragen und ihm, wenn es erforderlich war, eine Unterstützung zu reichen. Dort im Hausgange stand er, eine hochgewachsene, kräftige Männergestalt mit vollem, weißem Haar und Bart. Marcella überfiel ein heftiges Zittern.

„Meister Anton," stieß sie halblaut hervor.

Er trat mit starken Schritten auf sie zu und bot ihr die breite, arbeitsrauhe Hand. „Nun, was erschrickst Du so vor mir, Mädchen," redete er sie an, „und thust, als möchtest Du gar entfliehen? Bin eben erst in der Stadt angekommen und war mein erster Weg doch schon zu Dir."

„Und was begehrt Ihr von mir, Meister?" stammelte Marcella, die nicht anders meinte, als daß der alte Schmied gekommen sei, Achaz endgültig von ihr zu lösen. „Was führt Euch nach Graz?"

„Eine Tochter will ich mir holen," erwiderte der Meister, „eine kühne Maid, die mir meinen Achaz aus Gefängnis und Banden befreit hat. Bald hätte ich geglaubt, um meinen Ältesten als um einen Toten trauern zu müssen, nun habe ich meine beiden Kinder wieder, aber das dritte fehlt mir noch, darum habe ich den weiten Weg nicht gescheut und bin selbst gekommen, mir die Marcella zu holen, die trotzige Dirne, die ja nicht früher wieder zu uns wollte, als bis des Achaz' Vater sie über die Schwelle des Hauses führte, in dem sie der Bräutigam erwartet."

„Vater!" Wie ein Jubelschrei brach der Ruf aus ihrer Brust, ihre Arme schlangen sich um des alten Meisters Hals. „Wollt Ihr mich denn wirklich?" fragte sie unter Thränen lächelnd. „Wollt Ihr es mit mir versuchen und es glauben, daß ich nichts Lieberes begehre, als dem Achaz und Euch in Treue und Gehorsam dienen zu können?"

Er streichelte ihr krauses Haar. „Hätte mir der Bub denn Ruhe gelassen, als bis ich Dich heim=

gebracht?" entgegnete er, seine Rührung unter einem Scherze bergend. „Morgen schon, wenn Du willst, reisen wir zurück, wo die Mutter emsig indes das Haus herrichtet, daß die Sohnesbraut es im Festschmucke finde. Den Ring hier schickt sie Dir, den sie am Altar von mir empfing, und ihren Segensgruß dazu. Du sollst ihn am Finger tragen, bis Du ihn dem Achaz bei dem Wiedersehen giebst, dann feiern wir Eure Verlobung noch einmal, will es Gott, in größerer Freude, als das erste Mal, und den Sonntag darauf kündigt Euch der Priester von der Kanzel."

Die Thür des nächsten Gemaches öffnete sich; Paula, die das laute Sprechen einer fremden Stimme gehört hatte, kam zu fragen, wer gekommen sei.

Marcella flog ihr entgegen. „O vergebt die Störung, teure Frau," rief sie, „das ist des Achaz' Vater und er will mich mitnehmen und in vier Wochen soll die Hochzeit sein und, und," — das übrige erstickte in seligen Thränen.

Paula näherte sich dem Meister, der bei ihrem Erscheinen sich tief gebückt hatte, und reichte ihm die Hand. „Das ist recht, mein Meister," sprach sie mit leuchtenden Augen, „daß Ihr den Weg hierher fandet, Eurem Hause ein neues Glück in dem Besitze Eurer künftigen Tochter zu bereiten. Haltet mir meinen Liebling gut, den ich ungern nur aus den Händen gebe und doch freudig ziehen heiße, weil es ihr eigenes Heil und das Eures wackeren Sohnes gilt."

Anton Schommer drückte ehrerbietig das Gewand

Paulas an seine Lippen. „Mein Achaz hat mir von Euch nicht genug erzählen können, sehr edle Frau," sprach er bewegt, „auch wie gar so gütig Ihr zu der Marcella gewesen. Wir sind schlichte Leute und vermögen es Euch nicht zu danken, aber beten können wir für Euch und wir werden es jeden Tag."

„Thut das," sagte Paula mit schwermütigem Lächeln, „und möge Gott Eure Gebete erhören. — Führe Deinen Vater hinauf, Marcella," wandte sie sich zu dem Mädchen, „und wähle ihm die beste und freundlichste der Kammern zur Wohnung aus. — Ihr dürft nicht sogleich wieder fort, mein guter Meister; ehe Ihr die Heimreise antretet ruht Ihr Euch erst einige Tage in meinem Hause aus. Die Aussteuer meiner Marcella übernehme ich; Ihr müßt mir doch ein wenig Zeit lassen, aus meinem Leinen- und Kleidervorrat zu wählen, was ich ihr mitgeben möchte, und in einer der Truhen wird sich auch ein Brautgeschmeide finden, das sie an ihrem Ehrentage zu meinem Gedenken anlegt."

* * *

Der gefangene Infant war am Morgen nach dem vereitelten Anschlage weitergeführt worden. Mit Tagesanbruch hatte man die Flucht des zweiten Gefangenen entdeckt; Navarro wütete. Er hatte nicht übel Lust, an den wachehabenden Soldaten ein strenges Strafgericht wegen ihrer Lässigkeit zu vollziehen, doch war an keinen derselben der Befehl er-

teilt worden, in der Nähe des Stalles zu bleiben, in welchen man den Jüngling gesperrt; die Wachen beriefen sich darauf, daß ihnen eingeschärft worden, das Zimmer des Prinzen nicht aus den Augen zu lassen, und daß der Fremde festgebunden, der Schuppen wohlverwahrt gewesen.

Navarro besichtigte im Verein mit dem kaiserlichen Kommissar das Schloß der Thür. Es war unversehrt; dagegen eine Latte herausgebrochen, an deren Nägeln der Fetzen eines Weiberrockes hing. In dem weichen Boden des Stalles waren neben dem Platze, wo der Gefangene sich befunden, die Eindrücke eines zierlichen Fußes zu sehen.

Die Hilfe war also von außen gekommen und eine Frau hatte die Befreiung des Jünglings unterstützt. Die weibliche Bewohnerschaft des Wirtshauses wurde zusammengerufen und einem scharfen Verhöre unterworfen. Der abgerissene Streifen paßte zu keinem der hausgewebten Gewänder, die Spur des Fußes schien ebensowenig von einer der Mägde herzurühren. Fremde Gäste waren nicht im Hause gewesen, niemand wollte etwas Verdächtiges gehört oder gesehen haben.

Navarro beriet mit Herrn von Stubenberg, ob man durch die Reiter die Umgegend durchsuchen lassen solle; der Baron sprach sich mit Entschiedenheit dagegen aus und drängte zur Weiterreise. Widerstrebend gab Navarro endlich nach und nur der Gedanke bewog ihn dazu, daß die Anhänger des Infanten bei der verhältnismäßigen Nähe von Graz

einen zweiten Überfall versuchen könnten, der durch die Entfernung der Reiter begünstigt werden möchte.

Die Umstände sprachen dafür, den Prinzen so schnell wie möglich tiefer in das Land zu bringen. In dem nächsten Quartier wurde der Zug von der Verstärkung eingeholt, die Navarro für die Begleitmannschaft verlangt hatte. Fünfzig Reiter und fünfzig Mann Fußvolk umgaben bei dem Weitermarsche in dichtgeschlossenen Reihen den Wagen, in welchem Duarte mit Lorenz von Stubenberg saß. Ein Offizier ritt dem Zuge voran, Navarro beschloß ihn, mit wachsamem Auge jede Bewegung vor ihm verfolgend.

Duarte fand an einem der Ruhetage Zeit, einige Briefe zu schreiben, die Baron Stubenberg zu befördern versprach. Der eine war an Paula gerichtet, der andere an Herrn Hasso von Mengen, der in unveränderter Teilnahme das Geschick des unglücklichen Fürsten noch jetzt zu wandeln versuchte. Duarte knüpfte kaum noch Erwartungen an das Wirken des wohlmeinenden Mannes, doch war es seinem wunden Herzen Erleichterung, zu ihm zu sprechen, ihm nochmals die furchtbare Ungerechtigkeit und Härte in das Gedächtnis rufen zu können, deren Opfer er geworden.

Die Reise ging langsam von statten und sie wurde durch die gebirgigen Gegenden erschwert, welche man zu passieren hatte. Dennoch hegte Duarte den Wunsch, daß sie noch lange, lange dauern möge. Sein sehnendes Auge haftete auf den waldigen Höhen,

den schneegekrönten Bergen, die sich ihm in der Ferne zeigten; es tauchte hinab in die Thäler, die von tiefblauen Seen, von rauschenden Bächen durchschnitten waren, seine Brust atmete die würzige Luft des Hochgebirges und er wähnte zuweilen, daß es die Luft der Freiheit sei.

Dort drüben am Saume der Wälder schimmerten weißgestrichene Häuser, auf den Feldern und Wiesen waren die Landleute thätig, die Hirten trieben ihre Herden den steilen Bergeshang hinan. Glückliche Menschen, denen sich die Welt in ihrer Unendlichkeit ausdehnte! Wie arm ihr Tagewerk, wie enge ihres Lebens Kreis, sie waren frei — frei, ihren eigenen Weg zu gehen, frei wie der Vogel, der sich in den Lüften wiegte und der nach langem Fluge sich zu seinem heimischen Neste zurückfand, frei wie der Fisch, der in krystallener Welle dahinschwamm, wie die Wolken, die im durchsichtigen Äther zogen.

Am neunzehnten August hatte man die Grenze des Veltlin erreicht; hier begann das spanische Gebiet; der fürstliche Gefangene wurde seinen neuen Gewalthabern übergeben.

Graf Siruela hatte eine Abteilung von zweihundertdreißig Reitern unter dem Befehle des Capitano Panizza Navarro entgegengesandt, den Prinzen in Empfang zu nehmen. Der Geheimschreiber sollte den Zug bis Mailand begleiten, Herr von Stubenberg verabschiedete sich von dem Infanten, um über Graz nach Wien sich zu begeben, dem kaiserlichen Hofe die Vollendung seiner Mission zu melden.

Er war tiefbewegt, als er zum letzten Male des Infanten Hand küßte. „Ich scheide jetzt von Euch, mein teurer Prinz,“ sprach er mit stockender Stimme, „vergebt mir alles, alles, was ich, durch mein traurig Amt gezwungen, Euch anthun mußte. Glaubt mir, daß auch ich dabei gelitten, mehr als Ihr vermutet, und daß ich nur zu oft gegen meinen eigenen Willen handelte.“

„Ich habe Euch nichts zu vergeben, Edler von Stubenberg,“ antwortete Duarte fest, „zu danken vielmehr, daß Ihr Eures Amtes so schonend waltetet und mir diese Reise zu erleichtern suchtet, wo Ihr wußtet und konntet. Es war nicht Eure Schuld, daß man Euch auserwählte, einer meiner Schergen zu werden, die das Opfer seinen Henkern zu überliefern hatten. Ihr dientet Eurem Herrn und hattet seinen Befehlen zu gehorchen. — Geht denn hin zu Eurem Gebieter und sagt ihm als mein letztes Wort: daß ich es tief beklage, einem fürstlichen Tyrannen gedient zu haben, der mir sein Wort gebrochen, mich einkerkern ließ, verkaufte und in die Hände meiner Feinde gab. Der Gott, der alle Thaten richtet, wird auch diese an seinen Kindern und Kindeskindern rächen, und jedes Strafgericht, das über das Haus Österreich hereinbricht, wird eine Sühne des Frevels sein, den Ferdinand an mir begangen. Von ihm und von mir wird die Geschichte sprechen, und vor ihrem Urteil wird seine Handlungsweise an mir auf ewig, gleich einem Verbrechen, gebrandmarkt werden.“

Navarro schnitt durch seine Dazwischenkunft seine weitere Rede ab; die spanischen Soldaten nahmen ihre Plätze ein, das Kommandowort des Offiziers ertönte — fort ging es in gestrecktem Trabe dem Thal der Adda entlang, Italien zu. Die Berge begannen hinter dem Gefangenen zu versinken und es war ihm, als ob vor ihm die weite Ebene wie eine endlose, trostlose Einöde sich erstrecke.

Bald machte sich die Herrschaft seiner neuen Umgebung fühlbar. Baron Stubenberg war nicht mehr da, Navarro durch sein eigenes Beispiel in die gebührenden Schranken zu weisen. Panizza verständigte sich mit dem Kastilianer leicht, dem Infanten die bisherigen kleinen Aufmerksamkeiten zu entziehen, die der kaiserliche Kommissar für ihn als angemessen erachtet hatte. Wohl fanden sich in den ersten Städten, welche man berührte, noch verschiedene Personen, die von des Prinzen Schicksal gehört hatten und ihm Zeichen der Hochachtung, der Anteilnahme darbrachten, doch diese minderten sich, je tiefer man in das Land kam.

Der Zug der Soldaten mit dem Wagen des Gefangenen in der Mitte erregte fortan nur die grausame Neugier, mit der die Menge herbeiströmt, um einen berüchtigten Verbrecher anzustarren. In den Dörfern begann man mit den Glocken zu läuten, wie es üblich war, wenn Räuber oder Mörder durch eine Ortschaft geführt wurden, das Volk drängte sich an den Wagen, den Gefangenen näher zu sehen, und fragte sich verwundert, was der schöne, hoheits-

volle Mann begangen haben könne, der so milde und doch so traurig die auf ihn gerichteten Blicke ertrug.

So sahen die Verbrecher nicht aus, die sonst an ihnen vorübergekommen waren. Was mochte die Ursache sein, daß man ihn so strenge bewachte, ihn mit niemand sprechen ließ? Etwas ganz Besonderes und Schreckliches mußte es doch wohl sein, dachten die Männer, und ergingen sich in Schmähungen über ihn, während die Frauen und Mädchen seine blauen Augen, sein langes blondes Haar heimlich bewunderten und ihn zu schade für den Henker erklärten, dem er doch offenbar verfallen war.

Zu der Aufnahme des Prinzen war in Mailand das Castello di Giove ausersehen. Galeazzo Visconti hatte es im Jahre 1368 erbaut, um sich gegen die Bedrohungen seines Oheims Barnabas zu schützen. Es bestand aus mehreren wohlbefestigten Flügeln, die die weiten Höfe von allen Seiten einschlossen. Den Hof rechts nannte man die Corte Ducale, dort hatte sich die Residenz der Viscontis und später der Sforzas befunden, die Gebäude der linken Seite dienten als Staatsgefängnisse, insbesondere der Turm La Rocchetta, in welchem die hervorragendsten Verbrecher in strenger Haft gehalten wurden.

Mailand gehörte erst seit dem Jahre 1535 zu den spanischen Besitzungen. Nach unzähligen Kämpfen, in welchen Maximilian I., Ludwig XII., Karl V., Franz I. um die Herrschaft der blühenden Stadt stritten, fiel es mit dem Tode des sechsten Sforza,

Francesco Maria, an Karl V., der es als erledigtes Reichslehen seinem Sohne Philipp II. gab.

In der Nacht des fünfundzwanzigsten August traf Dom Duarte in Mailand ein und wurde von seinen Begleitern in das Castello di Giove geleitet, wo ihn der Gouverneur des Schlosses, Don Antonio Briqueño Roncillo, Graf Rivera, der Lieutenant Diego Fernando de Cordova und der Alferez, Miguel de Pujalles, empfingen. Ihnen war der hohe Gefangene zur ausdrücklichen Bewachung anvertraut, die in dem Kastell liegenden Soldaten befehligte Francisco Valdez, Marquis de la Fuente, der gleichzeitig den Auftrag erhalten hatte, alle Handlungen des Infanten auf das genaueste nach Madrid zu berichten.

Der Prinz betrat den langen Gang, der zu seinem neuen Gefängnisse führte, das Mondlicht fiel in breiten Streifen in die bogenförmigen Öffnungen, welche durch die Säulen an der Seite des Hofes gebildet wurden. Es war das letzte Mal, daß Duarte diese bläulichen Lichtwellen sah, ohne daß das Eisengitter seines Kerkerfensters sie durchkreuzte. Er blieb unwillkürlich stehen, in den mondbeleuchteten Hof zu schauen. Dicht vor ihm erhob sich ein gigantischer turmartiger Bau, an deren eisenbeschlagener Pforte der fackeltragende Soldat anhielt, welcher das Thor geöffnet hatte. Der Verbrecherturm, die Rocchetta nahm den Prinzen auf; er schauderte zurück, doch nur einen Moment, dann folgte er gefaßt dem voranschreitenden Gouverneur, der ihn in ein Gemach zu

ebener Erde führte. Eine dumpfe, atembeklemmende Luft wehte dem Eintretenden wie Grabeshauch entgegen, die Decke schien sich erdrückend auf ihn herabzusenken. Der Raum war eng und niedrig; die hochgewachsene Gestalt des Infanten erschien so ungewöhnlich gebietend darin, daß der Gouverneur einigermaßen in Verlegenheit geriet, ihm gerade dieses Zimmer angewiesen zu haben.

„Ich werde Sorge tragen," sprach Graf Rivera, „daß Eure Hoheit in kurzem anderwärts untergebracht wird. Die Gefängnisse sind zur Zeit überfüllt und die Eile, die uns bei der Instandsetzung der Zimmer empfohlen wurde, gestattete mir nicht, ein anderes zu wählen."

„Eine Kammer zum Sterben," dachte Duarte, als er sich bei dem Scheine der Fackel in dem kahlen Raume umblickte. Er erwiderte auf die Bemerkung des Gouverneurs nichts, sondern begnügte sich zu fragen: „Meine Diener sind mit mir gekommen. Werde ich sie in der Nähe behalten dürfen?"

„Sie werden Euch gegenüber sein," antwortete Graf Rivera, „die Schildwache vor Eurer Thür kann sie jeden Augenblick herbeirufen, sobald Eure Hoheit der Dienste bedarf."

„Es ist gut."

Der Gouverneur verließ mit seinen Begleitern das Gefängnis; Claudio Huet und Joao Gonçalvo traten ein, um ihrem Gebieter behilflich zu sein; der Soldat mit der Fackel blieb in dem Gemache.

„Ihr mögt Euch entfernen, guter Freund,"

sagte der Kammerdiener zu ihm. „Seine Hoheit ist von der Reise ermüdet und will zur Ruhe gehen. Mein Gefährte dort kann mir leuchten."

Der Spanier schüttelte den Kopf. „Mir ist befohlen, das Licht mit fortzunehmen, wenn ich gehe," erwiderte er, „auch Ihr müßt dann mit mir. Von Euch darf niemand mit dem Gefangenen bleiben."

„Sagt gefälligst mit Seiner Hoheit, dem Prinzen von Portugal," brauste Gonçalvo auf, „und verwechselt unseren gnädigsten Gebieter nicht mit anderen Gefangenen, die hier eingeschlossen sind."

Der Soldat warf einen mißtrauischen Blick auf den Sprecher. „Uns ist von keinem Prinzen etwas gesagt worden," behauptete er, „und der Herr Marquis de la Fuente hat uns aufgetragen, den, der heute kam, nicht anders zu behandeln, als die übrigen."

„Duldet Eure Hoheit diese freche Sprache?" wandte sich der Kammerdiener an den Infanten. „Darf der Gouverneur es gestatten, daß man so mit Euch verfährt?"

Duarte winkte abwehrend mit der Hand. „Sei ruhig, mein Joao," sagte er, „der Mann weiß es nicht besser und thut, was ihm geheißen worden. Was läge an meiner Fürstenwürde noch, wenn sie nicht einmal mich fähig machen wollte, so kleinlichen Kränkungen gegenüber unempfindlich zu werden? Hütet auch Ihr Euch, meine letzten Getreuen, durch Euren vielleicht gerechten Zorn den Unwillen Eurer Wächter herauszufordern, und denkt daran, daß Eure Bestrafung mit doppelter Schwere auf mich zurückfällt."

Es wurde kein Wort mehr zwischem dem Prinzen und seinen Dienern gewechselt; er mußte es jedoch gewahren, daß in ihren Augen Thränen standen, während sie ihm die gewohnten Dienste leisteten.

Eine Viertelstunde später war der Gefangene allein; der Schritt der Wachen hallte vor seiner Thür auf und nieder, das Mondlicht flutete, wie zuvor, durch die schmalen Fenster und zeichnete am Boden neben seinem Bette das Gitter seines neuen Kerkers ab.

Neuntes Kapitel.

Der Brief Duartes an Paula war von Lorenz von Stubenberg durch einen besonderen Boten nach Graz befördert worden. Er traf kurz vor dem zu ihrer Abreise festgesetzten Tage ein.

„Dein Ringen war vergeblich, Geliebte,“ schrieb der Infant, „wie das der anderen, die ihr Leben, ihre Freiheit daran wagten, um beides mir zu erkaufen. Es sollte nicht sein, daß ich Dir verdankte, was mir kein Monarch der Welt verschaffen kann und was ich um so heißer begehrte, da es unser dereinstiges Glück bedeutete.

Ich habe mich darein gefügt, daß ich ein Gefangener bleiben, daß ich die besten Jahre meines Lebens in Kerkermauern dahinsiechen soll, nur eines vermag ich trotz aller Kämpfe nicht: den Gedanken zu fassen, daß ich Dich aufgeben muß.

Giebt es ein Loslassen, Paula, wenn man sich liebte, wie wir, nicht mit der Hoffnung eines beglückenden Zieles, sondern mit der Kraft der Verzweiflung, die kein Hemmnis, keine Schranke mehr anzuerkennen vermag? Mit dem todesstarken

Glauben, daß, wie ferne wir uns heute sind, Gott uns ein Wiederfinden schenken wird?

Ich warte Dein, Geliebte, Dein Auge wird der letzte Strahl der Gnade sein, der in meinen Kerker fällt und der Tod mir süß sein, wenn er mich in Deinen Armen ereilen darf. Ich habe keine Hoffnung auf Erlösung mehr aus meiner Leidensnacht; ich habe nur Dich noch, die Gott mir im tiefsten Elend schenkte. Du sagtest einst, daß Du den Weg zu mir auch in den dunkelsten Abgrund fändest und dieser Worte will ich, gleich der Verheißung meiner Seligkeit, gedenken.

Man kommt, mich zu holen, mit jedem Schritte mich eine Strecke weiter von Dir zu reißen. Ich strebe danach, Dein Bild vor meines Geistes Blicken festzuhalten, während ich mich durch das Land schleppen lasse; ich schließe die Augen und träume, daß Du bei mir seiest. All mein Fühlen, all mein Denken, all mein Sehnen kehrt beständig zu dem einen zurück: Komm, o komm!

Dein

Duarte."

Der Brief war augenscheinlich in fliegender Eile, vielleicht in der Besorgnis der Entdeckung durch Navarro geschrieben; die Glut des Empfindens hatte den Schreiber widerstandslos fortgerissen, der Stimmung, die ihn beherrschte, unvermittelten Ausdruck zu geben.

Paulas Wangen hatten sich bei dem Lesen der leidenschaftlichen Worte höher gefärbt; sie drückte den Brief an ihr Herz.

„Ja, ich komme zu Dir," flüsterte sie vor sich hin, „zu Dir, dem sie alles raubten und dem nur das eine blieb, das Menschenhaß und Tücke Dir nicht nehmen kann: meine Liebe. Mögen sie mich zu halten suchen, mögen sie mich schmähen, daß ich ihrem Rate nicht folge, — was ist die Welt mir, um sie ohne Reue nicht Dir zu opfern? Ich lebte erst, seit ich Dich kannte; es war Deine Stimme, die mich aus dem ahnungslosen Traume weckte, in welchem meiner Jugend Jahre dahingeflossen, und ich blickte erschrockenen Auges in den vollen Tag, dessen blendende Helle mich erbeben machte. Jetzt ist es abermals Deine Stimme, die mich ruft, und ich sollte zögern, zu Dir zu eilen, den ich unter Feinden und Verfolgern weiß? Ich sollte an mein nichtsbedeutend und kleines Los denken, das mir nur wertvoll noch sein muß, wenn es dem Deinen sich vereinen kann?

„Niemand bedarf meiner auf der weiten Erde; sie alle, die mir teuer sind, haben ihr Glück gefunden, mein Bild wird ihnen im Wechsel froher Tage erblassen, allmählich, wie das einer Gestorbenen, entschwinden. Sie werden meiner sich in Liebe und Dankbarkeit erinnern, aber keine Lücke wird in ihrem Dasein entstehen, wenn ich für immer daraus scheide; ich bin ihnen die Bedingung ihres Glückes nicht. Du aber, Geliebter, bedarfst meiner; die Nacht, die Dich umgiebt, kann nur die Liebe erhellen, die ihrer selbst vergißt, und ließe sie nur eine Stunde Dein

Elend Dich verschmerzen, ich würde meinen, daß ich reich belohnt sei.“ —

Zwei Tage später befand sich Paula auf dem Wege nach Mailand. Vergebens waren die erneuten Vorstellungen ihrer Mutter gewesen, sie zurückzuhalten. Frau von Juconer sah endlich ein, daß ihr Entschluß unabänderlich sei und ließ sie bedrückten Herzens ziehen. Ihre Liebe für die schöne und begabte Tochter, die der Preis ihrer eigenen Wohlfahrt gewesen, schien in diesen letzten bewegten Tagen sich wieder Bahn zu brechen und so hatte sie gesucht, Paula die Schwierigkeiten zu ebnen, welche ihr bevorstanden, indem sie ihrem Vetter, dem Grafen Siruela, schrieb und seiner Fürsorge und Freundschaft die junge Frau empfahl.

„Ich thue es ungern,“ hatte sie gesprochen, als sie mit Überwindung den Brief verfaßte, „mir wäre es lieber, wenn Dir jegliche Möglichkeit genommen würde, mit dem Portugiesen wieder in Verbindung zu treten. Doch Du sollst Deine Mutter nicht länger der Härte zeihen, wie Du es seit Deiner Heirat so oft gethan. Wäre Heribert doch am Leben geblieben, dann hättest Du einem solchen Gedanken, wie Deinem jetzigen, niemals Raum geben können.“

„Wünschet das nicht, meine Mutter,“ erwiderte Paula. „Das, was mich treibt, ist stärker als die Schutzwehr, die Gesetz und Sitte, Rang und Herkommen der Frau zu sein bestimmt. Seid Ihr gewiß, daß ich nicht in einer Stunde irrer Verzweiflung meine Fesseln gebrochen hätte und zu meinem Schmerze noch die Sünde gefügt, die ein solcher Schritt bedeutet?“

Frau von Juconer blickte sie mißbilligend an. „Du sprichst seit einiger Zeit wie im Fieber. Das ist nicht meine Tochter mehr, die solche Reden führt.“

„Ich lernte sie in den qualvollen Tagen meiner Ehe, die Ihr mich zu schließen zwanget. Die Gedanken, die Euch jetzt erschrecken, sind in mir erwacht, während ich an der Seite Heribert Guilerins lebte.“

„Ich fragte Dich, als ich Dir jenen Antrag übermittelte, ob Du einen anderen liebtest; Du verneintest es.“

„Ihr hättet damals ein Recht gehabt, als Thorheit zu schelten, was ich selbst nur für einen flüchtigen Traum hielt,“ sprach Paula. „Wie konnte ich erwarten, daß ein Mann, der unerreichbar hoch über mir zu stehen schien, je sich zu mir neigen könne? Ich schalt mich selbst, daß ich so viel an ihn denken mußte und hätte, was ich empfand, nie einem lebenden Wesen eingestanden. Jetzt ist es anders in mir, um mich geworden. Sein Unglück brachte ihn mir nahe, wie es nie sonst möglich gewesen. Er war nicht mehr der Fürst, der Held, zu dem ich staunend aufgeblickt, er war der Mann nur noch, den ich, mir unbewußt, von unserem ersten Begegnen an geliebt und dem meine Hand die Dornen seines schweren Weges minder fühlbar machen durfte.“

„Deine Leidenschaft verwirrt Dich völlig und macht zum Götzendienst, was ursprünglich nur Mitleid war.“

„In einem Buche des Barons las ich die

Worte: ‚Alle Liebe ist Mitleid, wenn sie nicht Selbstsucht ist‘,“ antwortete Paula träumerisch, „und ist die meine Mitleid, würde ich es in diesem Falle für kein verschwendetes halten.“

Frau Petronilha schwieg. Sie verstand, wie so häufig, ihre Tochter nicht, die, so ganz von ihr verschieden, die Denkungsart ihres hochsinnigen Vaters zeigte. Die schwerfälligen deutschen Schwärmer waren eben anders als ihre eigenen Stammesbrüder und -schwestern. Wie oft hatte die leichtlebige Mailänderin, der frohes Genießen den Hauptzweck des Daseins bildete, mit dem Gatten in Streit gelegen, wenn er die seinem Nächsten notwendige Hilfe als gebotene Pflicht über ihre Wünsche stellte.

Was hatte er für sich und die Seinen von der ewigen Aufopferung gehabt? Ein kümmerlich Leben, den Verlust seines Besitzes und ein sorgenvolles Sterben, weil er Weib und Kinder im Elend zurückließ. Und jetzt, da ihrer Klugheit der glänzende Wechsel ihrer Lage geglückt war, sah sie ihre Tochter auf dem gleichen Wege wie den verstorbenen Gatten, dort wie hier das Unheil heranschreiten, das als Weltgesetz die Edelsten der Erschaffenen trifft. Frau Petronilha beendete den angefangenen Brief und reichte ihn ihrer Tochter hin.

„Lies, was ich Siruela geschrieben,“ sagte sie, „erinnert er sich noch unserer einstigen Jugendfreundschaft, die durch seine Heirat mit meiner Base fester geschlossen wurde, wird er Dich unter seinen Schutz nehmen. Vielleicht hätte ich besser gethan,

ihn damals zum Gatten zu wählen, aber der blonde Deutsche mit den schwermütigen Augen gefiel mir mehr als er, und ich zog mit ihm in seine rauhe Heimat, wo der Winter länger als ein halbes Jahr herrscht."

„Ihr liebtet also den Vater mehr als jeden anderen Mann," bemerkte Paula.

„Ich hatte ihn schon gern, aber welche Liebe ist denn so stark, daß sie jeder Trübsal und Anfechtung stand hält?" entgegnete die Edelfrau. „Alle Dinge, die wir erreicht haben, sehen sich mit dem Besitze anders an und wir sind nachher erstaunt, daß wir so viel daran setzten, sie zu erhalten. So wird es auch Dir ergehen, aber auch Du willst ja nicht hören und giebst keine Ruhe, bis Du in Dein Verderben stürztest."

„Möchtet Ihr die Jahre aus Eurem Leben löschen, Mutter, da Ihr mit dem Vater glücklich waret?" fragte Paula.

„Thörichte Neugier, wie sollte ich? Es hat ein jeder von uns seinen Zoll an die Unvernunft der Leidenschaft zn zahlen. Wir denken auch noch je zuweilen der vergangenen Zeiten und daß wir meinten, uns vor Freude und Wonne nicht fassen zu können, doch die uns die liebsten waren, Paula, wir wünschen sie nicht zurück."

Die einsame Frau, die, in die Kissen ihres Wagens zurückgelehnt, durch das weite Land dahinfuhr, gedachte grübelnd dieser letzten Unterredung mit der Mutter, der Schlußworte zumal, die ihrem

Fühlen so fremd, so unverständlich klangen. Trotz allen Schmerzes, den ihre Liebe ihr gebracht, würde sie jemals ihn missen wollen, der sie mit festeren Banden noch an das Herz des angebeteten Mannes zu ketten schien?

Gemeinsames Leid ist, wie gemeinsame Schuld, ein Band, das sich nie wieder löst. Das reinste Glück erblüht aus treugehegten Schmerzen, sowie die Rose ihres Dorns bedarf, der mit der Blume gleich sorglich gehütet wird. Oder ist es nur der Jugend neidenswertes Recht, sich wunschlos, fragelos in selbstvergessendem Opfermute der erwählten Sache weihen zu können, unempfindlich gegen die Gefahr, das größere Unheil, dem sie damit entgegeneilt? Und zeigte man es in greller Deutlichkeit den befangenen Blicken, sie würden sich ungläubig davon wenden, um in der Ferne von neuem das vorgesteckte Ziel zu suchen. Und hielte man dein Aufflammen gewaltsam nieder, du glühendes, todesfreudiges Herz, du würdest damit die nimmer heilende Wunde empfangen, an der du langsam verbluten müßtest. So treibe weiter, weiter auf den uferlosen Wogen, die dich in ihre unermessene Tiefe reißen werden, dir winkt kein blühend Land nach stürmischer Fahrt, dir droht allein die Klippe, an der dein schwaches Fahrzeug zerschellen wird.

Auch Paula gab sich keiner Täuschung über die Zukunft hin, der sie entgegenging, aber sie hätte den Gedanken nicht in sich aufkommen lassen, auf dem einmal betretenen Wege zurückzuweichen. Wie die

Verhältnisse lagen, hatte sie auf die Befreiung Duartes nicht mehr zu zählen, dessen Schicksal mit seiner Überlieferung an Spanien besiegelt schien. Er war ein zu wichtiger Gefangener für Philipp IV., um ihn jemals an die Seinen herauszugeben. Mochte König Joao alles aufbieten, um den Bruder ihm zu entreißen, mochten seine Bevollmächtigten, den tollkühnen Taquet an der Spitze, ruhelos von einem der Höfe zu dem andern eilen, um die Hilfe der befreundeten Mächte anzurufen, Spaniens Herrscher würde zunächst den Triumph voll und ganz auskosten, den ihm Ferdinands Verrat an Dom Duarte bereitet hatte. Eher mochte Joao seine Krone niederlegen, ehe er sich herbeiließ, das kostbare Pfand aus seinen Händen zu geben, das zur Geißel sich für Portugals neuen König gestalten mußte.

Paulas klarer Verstand unterschied auf das deutlichste die Gründe, welche eine Freigebung des Infanten zur Unmöglichkeit werden ließen, was wollte sie in Mailand noch? Er war dort schärfer bewacht als zuvor in den deutschen Landen und eine Flucht noch weniger ausführbar. Sie würde hören müssen, wie hart man ihn behandelte und sie würde unfähig sein, auch nur das Geringste zu thun, um diese Härte zu mildern.

Würde Graf Siruela, ihren Bitten nachgebend, sie zu ihm lassen? Es hing von seiner Großmut ab, ob er es erlaubte. Er konnte es ebensowohl verweigern, wenn er dem Prinzen übelgesinnt war. Noch wußte sie ja auch nicht, wie strenge Duartes

Haft sei, ob Briefe zu ihm gelangen durften, die ihm sagten, daß die Liebe über ihm wache, daß sie, die er ersehnte, in seiner Nähe, daß die gleichen Mauern sie umgäben, der gleiche Himmel Italiens sich über ihnen wölbe.

Und dann malte sie sich aus, daß sie in seinen Kerker träte und daß sein Auge staunend, zweifelnd, ob ihr Erscheinen Wahrheit oder nur ein Trugbild seiner Sinne, auf ihr ruhe — weiter jedoch vermochte sie nie zu denken, die Bilder, die sie vor sich auftauchen sah, verschwammen in heißen Thränen, sie fühlte ihr Herz in plötzlichem Wonneschauer aufzucken; was war alles Weh, das sie erduldete, wenn es ihr gelang, ihm diesen einen Augenblick des Glückes zu verschaffen, was waren die Tage toter Einsamkeit im Hinblick auf die eine kurze Stunde der Wiedervereinigung? Der vorübergehende Strahl der Freude, der in sein Gefängnis fiel, würde hinreichend sein, ihn für die neuen Leidenszeiten mit Kraft und Trost zu stählen — was begehrte sie weiter, als nur dieses eine, eine für ihn?

Die Reise bis Mailand währte fast sechs Wochen, die Fluren hatten sich bereits herbstlich gefärbt, als Paula in der lombardischen Hauptstadt eintraf. Ihre Mutter hatte sie an ihre Brüder gewiesen, sie zog es vor, in einem Gasthause Wohnung zu nehmen und später ein eigenes Haus zu mieten, um die Gastfreundschaft ihrer Verwandten nicht in Anspruch nehmen zu müssen. Sofort nach ihrer Ankunft sandte sie einen ihrer Diener mit dem Briefe ihrer Mutter

zu dem Gouverneur, die Anfrage daran knüpfend, wann er geneigt sei, ihren Besuch zu empfangen.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Graf Siruela kam in eigener Person, die neue Anverwandte zu begrüßen.

„Ich ahnte nicht, als ich heute morgen erwachte, welch holde Überraschung der Tag mir bringen sollte," sprach er, mit ritterlicher Artigkeit der jungen Freifrau die Hand küssend. „Eure edle Mutter, meine unvergessene Freundin, schickt mir ihre schöne Tochter, in deren Zügen ich jene wiederfinden darf, die mir in der Jugend fernen Tagen der Inbegriff der Anmut und des Liebreizes waren. Darf ich Euch, meine holdselige Nichte, die Freude ausdrücken, die ich bei Eurem Anblick empfinde? Was es auch sei, das mir das Glück Eurer Bekanntschaft verschafft, es wird von mir als ein besonders freundlicher Zufall gepriesen werden."

Paula hatte die höfisch schmeichelnde Rede unbewegten Antlitzes angehört. Die Züge des bisher unbekannten Oheims flößten ihr kein großes Vertrauen ein. Wie sollte sie es in Worte kleiden, was sie hergeführt und würde er überhaupt ihren Wunsch begreifen?

„Meine Mutter," begann sie befangen, „wies mich an Euch, Graf Siruela, der ihr stets ein werter Freund gewesen und ich folgte ihrer Weisung gerne, weil ich das Vertrauen in Eure Güte setze, die sie mir so oft gepriesen. Diese Güte ist es, die mir den Mut giebt, Euch mit einer Bitte zu nahen, an deren

Erfüllung meine Seele hängt, und ich wage es zu hoffen, daß sie nicht vergeblich an Euch gerichtet sei."

„Eine Bitte, holde Nichte?" widerholte der Graf. „Aber weshalb bedarf es dazu einer solchen Einleitung? Petronilha Gallieras Tochter ist ein Wunsch gewährt, noch ehe sie ihn äußerte, und ich bin glücklich, der erste sein zu können, der in dieser Stadt ihr einen Dienst leistet."

„Ihr werdet anders urteilen, nachdem Ihr vernommen, was ich begehre," erwiderte Paula, die der Eifer des galanten Spaniers unwillkürlich lächeln machte.

Dieses Lächeln ließ sie dem alternden Oheim doppelt hinreißend erscheinen. Er fühlte sich von dem lieblichen Weibe mit jeder Minute mehr bezaubert. Wirklich, sie war schöner noch, als es ihre Mutter je gewesen, und er war im voraus erfreut, ihr jeden auch nur möglichen Wunsch erfüllen zu sollen.

„Ihr scheint mir zu wenig Vertrauen entgegenzubringen," scherzte er, „mein ganzes Haus, meine Familie, alles, was zu meiner Verfügung steht, ist von heute an dem willkommenen Gaste unterthan. Zunächst stelle ich an Euch die Bitte, Euch in meinen Palast mitnehmen zu dürfen. Dieses Haus, in dem ich Euch finde, ist Eurer nicht würdig. Kommt mit mir; mein Wagen wartet draußen, wenn wir daheim sind, höre ich bereitwillig, was Euer junges Herz beschwert. Es wird nichts Großes sein für sie, der das Geschick seine besten Gaben verschwenderisch austeilte."

Paulas Züge überflog ein Schatten. „Ihr seid im Irrtum, mein — Oheim, wenn Ihr mir gestattet, Euch so zu nennen. Lasset mich, bevor ich mich entschließe, Eurer Einladung zu folgen, zur Stelle Euch anvertrauen, was mich bedrückt und seid mir ein milder Richter, wenn ich Euer Mißfallen erwecken sollte.“

„Ihr erschreckt mich, reizende Paula, sprecht ohne Scheu; ich werde Abhilfe schaffen, wenn ich es irgend kann.“

„Meine Mutter,“ sagte Paula, „beschränkte sich in ihrem Briefe darauf, Eurer Fürsorge, Eurem Schutze mich zu empfehlen; sie erwähnte nicht, daß ich die Reise von Graz hierher um eines andern Willen unternommen, eines andern, der mir teuer ist und den ich nur durch Eure Vermittelung wiedersehen kann.“

„Ah so, ein kleines Liebesabentener,“ erwiderte der Gouverneur lächelnd. „Nun, das ist bei einer jungen begehrenswerten Witwe nichts Außergewöhnliches. Ein Kavalier demnach, der sich unter meinen Regimentern befindet und der so grausam war, Euch zu entfliehen? Aber deshalb brauchen Eure schönen Augen nicht eine einzige Thräne zu vergießen. Wir finden ihn wieder und er soll Euch reuig Abbitte leisten.“

„Nein, nein, mein Oheim, es ist nicht, was Ihr meint. Der Mann, den ich wiedersehen möchte, befindet sich unter den Gefangenen des Castello di Giove und Eure bereitwillige Güte wird sich mindern, sobald Ihr seinen Namen vernehmt.“

„So nennt ihn endlich, meine Nichte, sonst müßte ich ja glauben, daß Euer Erwählter ein ganz absonderlicher Geselle sei. In dem Kastell sind, außer den Verbrechern, gegenwärtig nur drei Edelleute, die wegen Raufereien mit Bürgersleuten eine kurze Strafe verbüßen, und der Prinz von Braganza."

„Dieser ist es, Graf Siruela," hauchte Paula, „seinetwegen kam ich her."

Don Velasco starrte sie an. Hätte sie ihm einen der inhaftierten Verbrecher genannt, er hätte nicht überraschter und betroffener sein können.

„Der Prinz von Braganza," sprach er langsam, „und ihn hofft Ihr durch meinen Beistand sehen zu dürfen?"

„Ich hoffe es," erwiderte Paula, von der mit der Nennung des Namens die bisherige Scheu geschwunden. „An Eure Großmut oder, wenn Ihr wollt, Eure Barmherzigkeit richte ich meine Bitte, die Ihr vielleicht der Unglücklichen erfüllt, sollte die Tochter Petronilha Gallieras sie umsonst an Euch gestellt haben."

Der wohlwollende Ausdruck war aus seinem Angesichte gewichen; er war nicht mehr der ritterliche Oheim, der sich ohne Zaudern in den Dienst der reizenden Nichte begeben hatte, der Gouverneur von Mailand saß ihr gegenüber, dem Spaniens wichtigster Gefangener anvertraut war.

„Ehe ich auf Eure Bitte näher eingehe, Signora," sagte er zurückhaltend, „muß ich eine Frage von Euch beantwortet haben, die Euer seltsames Verlangen mir

einigermaßen erklärt. Ihr sprachet das letztere so einfach und bestimmt aus, als ob diese Sache kein Bedenken verursachen könne. Was ist der Prinz von Portugal Euch, daß Ihr es, wie mir dünkt, ganz unauffällig findet, ihn in seinem Gefängnisse besuchen zu wollen?"

Paula errötete tief. „Ich liebe ihn," antwortete sie kurz und kalt.

Graf Siruela blickte sie durchdringend an. „Don Navarro, der mir den Prinzen im Namen des Kaisers übergab, erwähnte, daß auf seiner Reise noch ein verwegener Befreiungsversuch für Dom Duarte gemacht worden sei, bei welchem, wie er entdeckt hatte, auch Frauen ihre Hände im Spiele hatten. Seid Ihr eine jener Frauen gewesen, Signora?"

„Eure Frage ist hart und grausam, Don Velasco," erwiderte Paula, „und hätte ich mich an jenem Wagnis beteiligt, oder nur darum gewußt, könntet Ihr mir dies verargen?"

„Von Eurem Standpunkte aus gewiß nicht, aber von dem meinen. Navarro sagte mir noch außerdem, daß Dom Duarte in Graz eine Geliebte zurückgelassen, der der tollkühne Plan zuzutrauen gewesen. Seid Ihr diese Geliebte, Paula?"

Die unzarte Frage trieb von neuem das Blut in ihre Wangen. „Darauf Euch zu antworten, Graf Siruela, habe ich keine Veranlassung," rief sie stolz, „noch halte ich es mit den Sitten eines Edelmannes für vereinbar, eine Frau, die er zum ersten Male vor sich sieht, in solcher Weise zu verhören."

„Gestattet mir, Euch daran zu erinnern, daß ich nicht nur der Graf von Siruela, sondern gleichzeitig der Diener des Königs von Spanien bin, der Dom Duarte zu bewachen hat,“ war die trockene Erwiderung. „Ich kann mich kaum dazu verstehen, um der zarten Gefühle willen, die eine schöne Frau für den portugiesischen Infanten hegt, die Pflicht zu verletzen die mir der Graf-Herzog als ebenso angelegentlich, wie dringend empfohlen. Ich trage die Verantwortung dafür, daß Dom Duarte nicht entkommt und ich werde auf jede einzige Bewegung in und außerhalb des Kastells ein wachsames Auge behalten.“

„Die Art und Weise, wie Ihr mich empfinget, ließ mich nicht erwarten, daß Ihr so unerbittlich sein könntet,“ bemerkte Paula verletzt; „vor kaum einer Viertelstunde botet Ihr mir in umfassendster Bereitwilligkeit Eure Dienste an.“

„Ich vermochte nicht zu ahnen, worin diese Dienste bestehen würden,“ antwortete der Gouverneur; „der Tochter meiner Base stehen sie nach wie vor zur Verfügung, der Freundin Dom Duartes nicht.“

Paula trocknete mit ihrem Tuche die aufsteigenden Thränen; sie erwiderte nichts.

„Ich habe Euren Unwillen, wenn nicht Euren Haß, hervorgerufen,“ fuhr der Graf fort, „und das beklage ich. Aber ist es nicht Eure Schuld? Ich eilte auf die Ankündigung Eurer Mutter in arglosem Vertrauen her, Euch zu begrüßen, mich der neuen Nichte zu freuen und finde statt der schutzlos

holden Frauenblume, die man mir zu übergeben gesonnen, eine beherzte Verschwörerin, die, wie ich argwöhne, in der Absicht hergekommen, unter meinen Augen, vielleicht mit meiner Hilfe fortzusetzen, was ihr unterwegs mißlang. Täuschet Euch nicht, Paula, über Euer fruchtloses Beginnen. Eher sprenge ich die Rocchetta mit Pulver in die Luft, ehe ich es zugebe, daß sie sich für den Infanten öffne."

„Giebt es kein Mittel, Euer Herz zu rühren?" entgegnete Paula traurig. „Was that er Euch Übles, um ihm so feindselig zu sein?"

„Mir nicht das Geringste, Signora," sprach Graf Siruela gelassen. „Wäre er mein persönlicher Gegner, würde ich Euren Thränen ohne Weigern nachgeben und Euch zu ihm führen. Er jedoch und sein aufrührerischer Bruder sind meines Landes Feinde; dies ist schwerwiegender als das erste. Können wir des einen nicht habhaft werden, müssen wir uns wenigstens des andern versichern."

„Schließt mich mit ihm ein," flehte Paula, „trennt mich von Licht und Tag; ich will keine Klage ausstoßen, nur lasset mich bei ihm sein und den Trost ihm gewähren, daß sein Los von ihr geteilt wird, die ihn auf Erden am meisten liebt."

Ihre Stimme erstickte in Schluchzen; sie war langsam von ihrem Sitze gesunken, dem Manne zu Füßen, von dessen Lippen sie ihr Urteil erwartete. Don Velasco trat einen Schritt zurück.

„Stehet auf," ermahnte er, die gebrochene Gestalt emporhebend, „wie mögt Ihr Euch so über-

wältigen lassen? Euer Schmerz geht mir nahe, aber es ist nicht in meine Hand gegeben, ihn zu heilen. Stehet auf; ich vermag Euch nicht vor mir knien zu sehen. Werdet zunächst ruhiger und ich will nachsinnen, was ich für Euch thun kann, ohne meiner Pflicht entgegenzuhandeln."

Paula ließ sich willenlos von ihm zu ihrem Sessel geleiten. „Ihr mißtraut mir," murmelte sie matt.

„Nicht das, schöne Paula, ich bin nur vorsichtig, wie es mein schwierig Amt erfordert. Jetzt meint Ihr, es sei Euch genug, Euren — nun, ich wollte sagen, den Prinzen von Braganza einige Minuten zu sprechen und die Schwüre ewiger Treue mit ihm auszutauschen, die er wohl schon wiederholt von Euch empfing. Aber nicht lange wird es dauern und Ihr werdet mehr für ihn thun wollen. Wer bürgt mir, daß Ihr nicht ein Einverständnis mit seinen Wächtern anbahnt, daß Ihr sie nicht mit Euren süßen Worten bezaubert, mit Euren Thränen erweicht, mit Eurem Golde erkauft, um zu dem Ziele zu gelangen, das Euch, trotz Eurer Versicherung des Gegenteiles, beständig vor Augen schweben wird und das mit seinem Glücke zugleich das Eure bedeutet?"

„O, ich begehre nichts für mich," sagte Paula schmerzlich, „und will klagelos verzichten. Mein Schicksal möge in dem seinen versinken und ich will meine Aufgabe als gelöst betrachten, wenn es meiner Liebe gelang, ihm eine kurze Stunde seines Leidens zu erhellen. Gern würde ich aus diesem Leben

scheiden, wenn mein Tod ihm die Brücke zur Freiheit sein dürfte, zum Opfer mich für ihn seinen Feinden bieten, wenn ich ihn damit retten könnte."

Don Velasco fühlte sich wider seinen Willen bewegt und wie berückend war dieses schöne Weib in seinem Schmerze, berückender noch, als es im Lächeln gewesen. Beneidenswerter Gefangener, dem dieses prächtige Geschöpf zu eigen, mit jener elementaren Gewalt der Leidenschaft ihm hingegeben, der kein Hemmnis unüberwindlich erscheint.

„Ihr versetzt mich in eine schlimme Lage, meine Nichte," begann er endlich nach längerem Schweigen. „Ich möchte Euren Kummer lindern und vermag es nur mit der Gefahr einer Schädigung meiner Ehre zu vollbringen. Nehmt an, ich sei geneigt, Eurer Bitte zu willfahren, Euch eine Unterredung mit dem Infanten zu gewähren, — wollt Ihr mir dafür geloben, nie mehr für seine Befreiung zu wirken?"

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust der gequälten Frau. Sie dachte an Taquet, der unlängst ihr geschrieben, an Dom Joao, an die Freunde des Prinzen, die durch sie eine Verbindung mit dem Gefangenen anzustreben hofften, und sie zauderte, das verlangte Versprechen zu geben.

Der Graf bemerkte ihren inneren Kampf. „Besinnt Euch wohl, ehe Ihr Euch entscheidet," sprach er mit Nachdruck. „Es ist der Preis, den ich für meine Erlaubnis fordere. Auch Frauenwort, auf Pflicht und Gewissen gegeben, muß ohne Falsch

und unverletzlich sein. Ihr seid nicht wie die andern Eures Geschlechtes, dies ist mir schon heute klar. Ihr habt den Mut, das Äußerste für den von Euch geliebten Mann zu wagen, Ihr habt die Kraft, Euer eigenes Selbst um seinetwillen zu verleugnen, die Schätze Eures reichen Seins dort zu opfern, wo Ihr auf Lohn nicht einmal rechnen könnt, wie ihn die Welt versteht. So habt jetzt auch den Mut und die Kraft, der Versuchung zu widerstehen, die Euch vorspiegeln wird, er könne Euch noch mehr als das Gegebene einst zu danken haben. Wollt Ihr ihn wiedersehen, gebt den Gedanken auf, je seine Retterin zu werden."

Ihre Hand preßte sich gegen die Stirn. „Ihr wißt nicht, was Ihr verlangt."

„Ich weiß es sehr genau, meine schöne, ritterliche Nichte," entgegnete Don Velasco mit feiner Ironie, „und hätte ich noch einen Augenblick Zweifel hegen können, Ihr hättet mir jetzt verraten, daß Eure Zwecke weiter gehen, als nur die Trösterin eines Unglücklichen zu sein. Verzichtet darauf, Paula, den Kampf mit uns aufzunehmen, Ihr würdet rettungslos und vielleicht schmachvoll für Euch, darin unterliegen. Dies sagt Euch nicht der Gouverneur von Mailand, dies sagt Euch Euer Oheim, den Ihr in Euerm Innern einen Barbaren schelten werdet und der Euch trotzdem wohl will, Ihr holdseliges Weib, das mir viel zu schade für das Los ist, das Ihr in Eurem schwärmerischen Wahne allem vorzieht, was die Welt Euch bieten mag."

„Ich bin in Eurer Gewalt," sprach Paula, sich fassend, „Euer ist das Recht, mir Bedingungen vorzuschreiben, denn Euer Wille allein kann mir jene Pforte öffnen, wie sie der nämliche Wille ewig verschließen kann. Ich weiche dem Zwange, den Ihr auf mich auszuüben für gut befindet und will Euch geloben, was Ihr fordert."

Er streckte ihr die Hand hin. „Legt Eure Hand in die meine," gebot er ernst, „und versichert mir auf Euer heilig Wort, daß Ihr einer Flucht Dom Duartes weder in Worten noch in Thaten je Eure Hilfe leihen wollt, daß Ihr ihm nie auch nur die leiseste Hoffnung auf Befreiung erweckt, noch Euch zur Botin seiner Freunde oder Anhänger machen werdet."

„Und wenn ich dieses Euch versprach, mein Oheim, was leistet Ihr mir dafür?" fragte Paula. „Soll ich mit diesem Gelöbnisse nichts als eine karge Minute des Wiedersehens vielleicht am Gitter seines Kerkers erkaufen, den Preis im voraus zahlen, ohne zu wissen, was ich eintausche?"

Der spanische Edelmann lächelte. „Welch eine gefährliche Widersacherin Ihr seid! In Eurem zarten Körper wohnt neben der starken Seele des Mannes auch noch alle Schlauheit und Besonnenheit des gereiften Weibes. — Nein, fürchtet nichts, daß Ihr betrogen werdet. Ich bin der Tyrann nicht, den mich die Mailänder heißen. Ihr sollt Dom Duarte in bestimmten Zwischenräumen sehen und ungehindert

Zutritt in der Rocchetta erhalten, wenn Ihr mir jenes Versprechen gebt."

„Ich gebe es," erklärte Paula fest, und ihre Augen richteten sich voll auf ihn.

Graf Siruela küßte die schmale, durchsichtige Hand, die noch in der seinen lag. „Ich baue auf dieses Wort, meine Nichte," sprach er bedeutungsvoll, „eine Frau wie Ihr ist nicht fähig, es zu brechen. Erinnert Euch zugleich, daß ich das Gewährte Euch sofort und unwiderruflich wieder entziehen müßte, wenn Ihr nicht standhaft bleibet. — Wollt Ihr noch heute in das Kastell, so werde ich die nötigen Befehle geben."

„Nicht heute, mein Oheim," erwiderte Paula müde. „Die Reise und die stattgehabte Unterredung haben mich mehr als ich glaubte erschöpft. Ich möchte in Eures Gefangenen freudlosen Kerker ein freundlich Bild durch mein Erscheinen bringen, und ich fürchte, daß mir dies heute nicht gelingen würde."

Er betrachtete sie abermals bewundernd. „Ihr verzichtet auf das, was Ihr dennoch heiß und ungeduldig ersehnt, damit seine Freude größer sei," bemerkte er gedankenvoll. „Ob auch in Banden, Dom Duarte darf sich nicht ganz unglücklich nennen, so lange er Euer Herz besitzt. — Lebt wohl, Paula, Graf Rivera, dem das Kastell unterstellt ist, werde ich noch in dieser Stunde anweisen, wie er sich zu verhalten hat, und morgen abend werdet Ihr mir sagen, ob Ihr mit mir zufrieden waret."

Zehntes Kapitel.

Der nächste Vormittag war noch nicht sehr weit vorgeschritten, als vor dem Gasthause, welches Paula bewohnte, eine reich ausgestattete Sänfte hielt. Berittene geleiteten sie, der Marquis de la Fuente, ihr Führer, schwang sich vom Pferde und ließ sich bei der Baronin melden.

Sie trat ihm in einem blauen, goldgestickten Sammetgewande entgegen, das Haar von einem kostbaren Reifen gehalten, und er stand einige Sekunden geblendet vor dem strahlenden Frauenbilde, ehe er sich soweit sammeln konnte, um seinen Auftrag auszurichten.

„Don Antonio, Graf von Rivera, sendet mich, Signora, Euch in das Kastell zu holen," sagte er endlich verwirrt.

Paula neigte zustimmend ihr Haupt. „Ihr sehet mich bereit," erwiderte sie und reichte ihm die Fingerspitzen, sich von ihm hinausführen zu lassen.

Der Weg erschien dem jungen Edelmanne ungewöhnlich kurz; wäre wenigstens die Treppe etwas länger gewesen, die er sie geleiten durfte. Sie

freilich beachtete ihn nicht, der an ihrer Seite schritt; ihre Gedanken weilten wohl schon im Turme la Rocchetta, wo ein anderer sehnend sie erwartete.

Der Marquis half ihr in die Sänfte und blieb, während die Träger davoneilten, dicht an ihrer Seite. Gern hätte er ein Gespräch mit seiner schönen Schutzbefohlenen angeknüpft, sie aber blickte so kalt, so unnahbar an ihm vorüber, als sei er nicht vorhanden. Es verdroß ihn, aber leider fiel ihm auch nicht das Geringste ein, was er ihr hätte sagen können, und als endlich ihr großes Auge ihn zufällig einmal traf, fand er sogar kaum noch den Mut, sie länger anzuschauen.

Der Zug hielt vor dem Thore des Kastells. Der Marquis übergab sein Pferd einem der in der Nähe befindlichen Soldaten und trat an die Sänfte.

„Wir sind zur Stelle, edle Frau,“ sprach er, „dies ist das Castello di Giove, dort links die Rocchetta.“

Er bemerkte, wie sie erbleichte, doch sie bekämpfte ihre Bewegung und ihre Stimme zitterte nicht, als sie die Worte an ihn richtete: „Wollet die Güte haben, mich dem Gouverneur anzukündigen.“

„Er naht bereits selbst,“ antwortete Don Francisco, absichtlich den Eintritt der Sänfte in das Thor verzögernd und dann, wie zuvor, den Platz zu ihrer Linken einnehmend, um sich das Vorrecht nicht rauben zu lassen, der Freifrau bei dem Aussteigen behilflich zu sein. Sie achtete seiner schon wieder nicht; ihr Blick haftete auf dem hohen Turme vor ihr und schweifte zu den schmalen, vergitterten Fenstern

empor, während ihre Züge ein tiefes, schmerzliches Staunen ausdrückten.

An dem Eingange des Kastells stand Graf Rivera, sie zu empfangen; Don Francisco öffnete rasch den Schlag der Sänfte, um dem Gouverneur zuvorzukommen, der jetzt zu Paula trat, mit einigen ehrerbietigen Worten sie zu begrüßen. „Folgt mir, Signora," fügte er hinzu, „Dom Duarte ist von Eurem Kommen unterrichtet."

Sie gingen schweigend den säulengetragenen Gang hinab, durch den man in den Turm gelangte. Die schweren Eisenthüren öffneten sich, um sich sofort hinter den Eintretenden wieder zu schließen. Die feuchte Moderluft schlug Paula entgegen, in der er leben und atmen mußte, und es war ihr, als lege sich der Druck derselben erstickend ihr auf die eigene Brust.

Der Gang verengte sich; durch die Schießscharten streifte das matte Licht des Tages herein und spiegelte sich in den schwärzlichen Tropfen, die langsam an den steinernen Wänden herabrieselten.

Aufgescheuchte Fledermäuse schwirrten über den Häuptern der Vorwärtsschreitenden dahin und eine Ratte flüchtete vor den nahenden Schritten eilig in ihren Schlupfwinkel.

War es denn möglich? Hier, hier sollte Duartes Gefängnis sein? Paula schaute sich angstvoll, wie hilfesuchend um, der Arm des Marquis stützte die zitternde Gestalt.

„O, fort, fort," flüsterte sie, von Grauen über-

wältigt, „weshalb diesen schrecklichen Weg mich führen?"

Aber dort vor einer niedrigen Thür, die durch Eisenbarren geschlossen war, blieb der Gouverneur stehen und winkte dem Alferez, der ihm zur Seite schritt. Paula vernahm das Kreischen des Schlüssels in dem verrosteten Schlosse, die Eisenstange wurde hinweggeschoben, der Gouverneur öffnete die Thür. Wie aus weiter Ferne tönte seine Stimme an ihr Ohr: „Wollet eintreten, Signora, Ihr dürfet eine Stunde verweilen."

Dann aber war es, als ob sich ein Nebel über alle Gegenstände vor ihr lege oder war es nur das Dämmerlicht des vor ihr befindlichen Raumes, welches sie umfing, sie nichts sehen, nichts unterscheiden ließ, als die hohe Gestalt, die in der Mitte des Gemaches stand und nicht eine Bewegung machte, sich ihr zu nähern?

Und jetzt fiel die Thür hinter ihr in das Schloß, die Zeugen ihres Wiedersehens hatten sich zurückgezogen, mit einem schwachen Aufschrei, — war es Jubel, war es Schmerz, der ihn erpreßte? — sank sie an die Brust des Gefangenen, der sie in sprachloser Wonne umschlungen hielt.

* * *

Draußen übergab Graf Rivera die Schlüssel dem Marquis. „Nehmt es nicht zu genau mit der Zeit, Kapitän," sprach er dabei, „Don Velasco

empfahl mir einige Nachsicht. Richtet auch Ihr Euch danach."

Der Marquis steckte die Schlüssel zu sich und verließ mit dem Alferez den Vorplatz, um auf dem Hofe die Zeit zu verbringen, welche für den Besuch Paulas festgesetzt war.

„Was blickt Ihr so verdrossen, Kapitän?" fragte ihn sein Begleiter, als sie in den Bogenhallen auf und nieder gingen. „Und woran denkt Ihr, daß Ihr mir schon zweimal keine Antwort gebt?"

„O nichts Besonderes, Miguel," erwiderte der Marquis. „Ich dachte nur, daß es langweilig sei, eine ganze Stunde hier patrouillieren zu müssen."

„Aber jedenfalls habt Ihr es besser als die, welche dort hinter den Gittern sitzen," sagte der Alferez.

„Meint Ihr?" entgegnete Don Francisco mit eigentümlichem Ausdrucke. „Wenn ich Euch nun sagte, daß ich mit einem der Gefangenen ohne Besinnen und auf der Stelle tauschen möchte?"

„Was ficht Euch an?" lachte Miguel Pujalles. „Seid Ihr von Sinnen?"

„Durchaus nicht; doch lasset das jetzt. Dort naht Diego von Cordova und ihm gönne ich es wenigstens, daß er eine Viertelstunde zu spät gekommen, um sie zu sehen."

Miguel Pujalles schaute erstaunt auf. „Ah, das ist es also," spottete er, „Ihr habt wieder einmal Feuer gefangen und die schöne Baronessa ist es, die Euch diesmal die Ruhe raubt. Gebt es auf, Don Francisco, hier wird Eure Mühe vergeblich sein, und

hütet Euch, daß sie Euch nicht zum Mitverschworenen gewinnt."

Der Spanier richtete seine schlanke Gestalt höher empor. „Der Warnung bedarf es nicht, Miguel," sprach er stolz abweisend, „ich kenne meine Pflicht."

„Das sagten viele schon, ehe sie der Sklave zweier schöner Augen wurden," bemerkte der Alferez philosophisch. „Seid der Tedesca nur nicht allzu dienstbar, um das Lächeln zu gewinnen, das sie Euch heute, wie ich beobachtete, vorenthielt."

„Sie wird wiederkommen," sagte der Marquis wie vor sich hin.

„Werdet Ihr das auch nach Madrid berichten?" fragte Pujalles gespannt.

„Es ist nicht wichtig genug dazu."

„Und es wäre ja auch sehr unbequem, wenn ein Verbot von dort käme, die reizende Fremde ferner einzulassen und Euch Eures Ritteramtes beraubte."

„Ihr seid unleidlich, Miguel."

Der Alferez lachte rücksichtslos; Don Francisco zog es vor, seinen Spott nicht länger herauszufordern und rief den Lieutenant des Schlosses, Fernando Diego von Cordova herbei, ihm einige Mitteilungen zu machen, während seines Gespräches mit ihm ungeduldig den Augenblick herbeiwünschend, der es ihm gestattete, die schöne Deutsche wieder heimzugeleiten.

* * *

In dem Turmgemache des Gefangenen saß Paula auf dem plumpen Holzsessel, der eines der wenigen

Geräte des Zimmers bildete. Duarte kniete vor ihr und küßte ihre Hände, ihr Gewand, die Wellen ihres Haares, das gelöst über ihre Schultern bis zum Gürtel fiel.

„Du bist wieder bei mir,“ sagte er halblaut, „o, es geschehen noch Wunder in dieser kalten, hoffnungsarmen Welt, die Dich mir nicht gönnte, wie sie alles von mir schied, was mir einst teuer war. Du hast den Weg zu mir gefunden und ich scheue mich, zu fragen, wie es geschah. Ich möchte lieber mich an den Kinderglauben halten, daß Dich ein Engel zu mir trug, der meine Sehnsucht nach Dir mitleidig gewahrte.“

Paula drückte sein Haupt an sich. „Du riefest mich und konntest denken, daß ich nicht alles, alles daran setzen würde, zu Dir zu dringen?“ entgegnete sie. „Ich habe Graz für immer verlassen und meine Heimat wird fortan im Schatten Deines Kerkers sein.“

Ihr Blick fiel auf die starken Mauern, die schmalen Fenster, die niedrige Thür.

„Hier, hierher konnten sie Dich bringen,“ murmelte sie, „o tausendfache Schmach über sie, die Dir dies anthaten.“

„Schaue nicht um Dich,“ bat er, seine Hand über ihre Augen legend. „Dein Blick soll in dieser Stunde nur mir gehören, und was uns umgiebt, sei vergessen!“

„Sie trennten Dich von jedem Lichtstrahle,“ fuhr sie trauervoll fort, „wie hoch ist jenes Fenster, wie dunkel dieser Raum!“

„Das macht der trübe Herbsttag heute, der den Himmel verhüllt," tröstete er, „siehe, hier an Deinem Platze fällt am Morgen die Sonne herein. Heute bedarf ich ihrer nicht; es ist Sonne um Dich, wo Du bist, und mir ist es, als könne es in meinem Gefängnisse nicht Winter werden nach dieser Stunde."

Sie versuchte zu lächeln. „Lasse uns von anderem sprechen, als der Umgebung, in der ich Dich finde und die meine schlimmsten Befürchtungen übertrifft. Ich hatte mir vorgenommen, Dich zu erfreuen, zu erheitern und fühle jetzt von neuem den Druck auf meiner Brust, der mich bei jedem Gedanken an Deines Schicksals Schwere zu ersticken droht. Könnte ich nur einen geringen Teil Deines Heldenmutes mein nennen, der unter jedem neuen Schlage siegreicher sich erhebt."

„Gott ist es, der mein Kreuz mir sandte, Geliebte, und es ist sein Wille, daß ich es als solches, nicht als gerechte Strafe für ein Vergehen trage. Dürfte ich mich je dagegen auflehnen, murren wider ihn, der seinen eigenen Sohn als schuldlosestes Opfer für uns alle gab? Wenn die Wogen der Trübsal über mir zusammenschlagen wollen, blicke ich auf ihn, der sein Kreuz uns wortlos, ohne Klagen vorantrug, der auf seine reine Stirn die Dornenkrone drücken ließ und im Sterben seinen Feinden verzieh. — Möchte ich aus seinem Vorbilde die Kraft schöpfen, in der Todesstunde, gleich ihm, ohne Groll derer gedenken zu können, die mich frühzeitig in den Tod getrieben!"

„Duarte, Du wirst nicht sterben, o, mein Viel-

geliebter, es kann nicht sein, daß sich Dein Leben zwischen diesen Mauern verzehrt. Ist der Himmel denn so unerbittlich gegen unser Flehen, wie es die harten Herzen derer sind, die über Dich bestimmen? Ich will mich an die Hoffnung klammern, daß es ihnen gelinge, die sich für Dich mühen, daß Gott ihrem Streben Sieg verleihe und ihnen die Genugthuung zu teil werde, für Dich zu vollbringen, was mir von nun an versagt ist."

„Du unterschätzest Deine Hilfe, Dein unermüdet Sorgen für mich. Würde jemals noch die Freiheit mir zu teil, würde ich auch wissen, daß ich sie Deinem Beistande verdankte."

„Du irrst Dich, Duarte," erwiderte sie trübe. „Der Gouverneur, mein Oheim Siruela, nahm mir das Wort ab, nie mehr zu Deiner Rettung thätig sein zu wollen. Nur unter dieser Bedingung willigte er in meine Bitte, Dich wiedersehen zu dürfen."

„Und Du überwandest Dich, das Wort zu geben, das Du gewissenhaft halten wirst, wie ich Dich kenne, und das dennoch Dir bittere Kämpfe bereiten wird?"

„Hätte ich es verweigern sollen? Vergieb mir; die Sehnsucht nach Dir zersprengte mir fast das Herz; ich würde mich vielleicht zu einer noch härteren Forderung verstanden haben. Zürnst Du mir, daß ich nicht anders konnte?"

Er zog sie von neuem stürmisch an sich. „Nein, nein," murmelte er. „Lieber auf die Freiheit verzichten, als auf Dich!"

„Es werden andere statt meiner schwachen

Kraft für Dich wirken," sprach sie nach einer Pause. „Taquet will in kurzem in Mailand eintreffen, mir mitzuteilen, welches seine Hoffnungen sind. Er wird mich schelten, daß ich so schwach gewesen, dem Verlangen meines Herzens die größere Sache unterordnete, die er mit Recht zur Aufgabe sich stellte."

„Du thatest es für mich; für die unsichere Verheißung eines fernen Glückes giebst Du mir die süße Gewißheit Deiner Gegenwart. Die wenigen Minuten in Deinen Armen sind es wohl wert, daß sie mit dem Sehnen langer Monate erkauft wurden. Mir sagte Rivera vor einer Stunde, daß Du kommen würdest, und ich vermochte kaum daran zu glauben, daß es Wahrheit würde. Wie oft, wie oft hatte ich in meinen Träumen Dich gesehen, ich hatte Deine Hand gehalten, Deine weiche Stimme gehört, und ich erwachte dann, mich zu erinnern, daß ungezählte Länderstrecken zwischen Dir und mir sich dehnten und daß enge Mauern mich umschlössen, die niemals Deiner Trostesworte Klang vernehmen würden. Ich meinte abermals zu träumen, als die Thür sich öffnete und Du so strahlend schön auf der Schwelle standest. Die Lichtgestalt, die vor mir auftauchte, mußte bei meiner Berührung ja zerfließen und ich in meinem Kerker wieder einsam sein, wie ich es zuvor gewesen, ja doppelt einsam, weil ich an ein Glück geglaubt. Und dann —"

„Und dann?" fragte sie unter Thränen lächelnd, als er inne hielt.

„Dann," flüsterte er leidenschaftlich, „mühte ich

mich nichts mehr zu denken, nichts zu empfinden, als, der Welt und ihrer Qual entrückt, Dein zu sein."

Die Wolken draußen am Himmel hatten sich zerteilt, durch das Gitter am Fenster fiel ein Sonnenstrahl; er streifte das Haupt des gefangenen Mannes und glitzerte in den Edelsteinen des Goldreifens, der Paulas Haar gehalten und der, ohne daß sie dessen geachtet, auf den Boden gefallen war.

Ein Sonnenstrahl in langer Tagesöde, sowie er auch die Herzen durchleuchtete, die, ihres Leides vergessend, selig aneinanderschlugen! Bald deckte eine neue Wolke das freundliche Licht, bald riß des Wächters Ruf die kaum Vereinten wieder auseinander, — es war doch eine kurze Spanne Zeit hell um sie gewesen, des Tages goldener Schein auf den dunklen Weg gefallen, den sie getrennt weiter zu wandern hatten.

Klirrende Schritte ließen sich vor der Thür des Gefängnisses hören; Paula schrak zusammen.

„Schon?" sagte sie. „Die Zeit kann nicht vorüber sein, die man uns gewährte."

„Es ist die Ablösung der Posten," beruhigte er. „Man kann noch nicht kommen, Dich mir zu nehmen."

Sie seufzte. „Wir sind so selten mit dem Augenblick zufrieden und ahnen nicht, daß wir ihn preisen sollten, im Vergleiche zu dem, was uns später bevorsteht. In Graz pflegten wir zu klagen, daß uns die Zeit geringe zugemessen sei, die wir miteinander im Garten der Stubenbergs zubringen

durften; ich denke jenes Jahres jetzt wie eines Gnadengeschenkes zurück.“

Auch er empfand so. Würde sich die Härte seiner Haft steigern, wie es bisher geschehen war? Würden die hinter ihm liegenden langen Monate nur der Anfang einer größeren Leidenskette sein?

Ihre weiße Hand legte sich auf seine Stirn und strich ihm die Locken des blonden Haares zurück, das noch nichts von seiner Fülle, seinem Glanze eingebüßt.

„Ich mache Dich traurig,“ sagte sie, „und sollte Dir doch nichts als Erheiterndes und Wohlthuendes mitteilen. Von Leonhard und Andrea wurden mir viele ehrerbietige Grüße aufgetragen; sie küssen Dir die gütigen Hände, die die ihren einst vereinigen halfen. Dasselbe thun Achaz und Marcella, unser zweites Paar, das wohl schon seit länger als einem Monat froh im eigenen Heim waltet. Sie alle gedenken Deiner in gleich treuer Ergebenheit, wie jemals, und ihre Gebete für Dich steigen täglich zum Himmel empor.“

„Ich freue mich ihres Glückes, das sie schwer erkämpften und dessen sie dennoch so würdig sind,“ erwiderte Duarte, „fern sei es von mir, ihnen nur den kleinsten Teil davon zu mißgönnen, aber sie sind besser daran als wir.“

„Wohl sind sie es, Duarte, und möge sich in die Erinnerung an sie nie die Bitterkeit dieses Gedankens mischen. Mögen wir die Kraft behalten, nie die Frage auszustoßen: ‚Warum, mein Gott, hast Du nur uns verlassen?‘“

„Er wird es nicht, meine Paula. Dunkel und Wolken umhüllen sein Thun, aber einst wird der Tag anbrechen, an dem es uns zur Klarheit werden soll, was seine Absicht mit uns war."

Sie schwieg. Sein starker Glaube, den kein Sturm zu erschüttern vermochte, erfüllte sie mit anbetender Bewunderung, doch war es schwer, von neuem stets zu sagen: „Dein Wille, nicht der unsere, geschehe", wenn sie die fühllose Grausamkeit sich vergegenwärtigte, mit der man zollweise den geliebten Mann für anderer Schuld hinopferte.

„Du sollst mit mir nicht von den Plänen einer möglichen Befreiung sprechen," fuhr er fort, „und ich will Dich auch nicht in die Versuchung bringen, Dein gegebenes Wort zu verletzen, aber eins darf ich Dir zum Troste dennoch verraten: daß man nämlich in Lissabon meiner nicht vergißt. Gestern wurde mir durch den Gouverneur ein Brief meines Bruders überbracht, in welchem Dom Joao zuversichtlicher schreibt als bisher, wenn er auch keiner Thatsache Erwähnung thut, die inzwischen für mich geschehen. Er nimmt — und jedenfalls mit Recht — an, daß seine Briefe hier einer Prüfung unterzogen werden und ist in seinen Äußerungen vorsichtig."

„So werden auch die Briefe von dem Gouverneur gelesen werden, die ich Dir senden möchte?"

„Zweifelsohne, meine süße Paula," antwortete er, „aber die Sache ist nicht so besorgniserregend, als sie sich ansieht. Ich erhalte immerhin noch einige Briefe, die keines Menschen Auge zuvor liest.

Claudio, mein Diener, hat es verstanden, sich in dieser kurzen Zeit mit einigen Personen außerhalb des Kastells in Verbindung zu setzen. Man legt mir in der Kapelle, die ich besuchen darf, die Briefe unter den Teppich des Altares und holt in der gleichen Weise die Antwort ab. Auf diesem Wege wird auch, was wir uns zu sagen haben, nicht zu der Kenntnis anderer gelangen und nur hier und da werden wir uns des besseren Scheines wegen Mitteilungen durch meine Hüter machen."

„Glaubst Du, daß die Männer, die Dich zu bewachen haben, Dir wohlwollen?" fragte Paula.

„Wer vermag in ihre Herzen zu schauen? Graf Rivera ist, wie mir dünkt, ein Ehrenmann, doch dabei ein starrer Soldat, der nicht um eines Haares Breite von seiner Vorschrift abweichen würde. Die ihm untergeordneten Offiziere ahmen seinem Beispiele nach und wetteifern in der Furcht, daß ich Fluchtpläne entwerfen könne. Die persönlichen Wächter, die täglich mehrmals gewechselt werden, haben ihr Benehmen gegen mich bereits geändert und bemühen sich, in ihrer einfachen und ungelenken Art mir Freundliches zu erweisen, wie sie eben bei ihrer sehr beschränkten Vollmacht es vermögen."

„Könnte es anders sein?" entgegnete sie innig. „Wie hingen zu Leipheim die Deinen an Dir! Und muß nicht Dein Leiden auch diese unbelehrten Gemüter bewegen, Deine Güte und Geduld sie Dir gewinnen? Diese Menschen wenigstens treibt weder

Ehrgier noch Rachsucht, Dich zu verfolgen, an. — Doch Du sagtest von Fuente nichts."

„Vor ihm möchte ich Dich warnen. Er ist mir als ein Spion bezeichnet worden, den man von spanischer Seite eigens mir bestellte."

„Er holte mich zu Dir und wird mich voraussichtlich auch zurückgeleiten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich dabei in mein Vertrauen stehlen könnte und jedenfalls werde ich Deiner Worte eingedenk bleiben."

Duarte nahm ein Kästchen von dem Tische neben ihm. „Mit dem Briefe meines Bruders," sprach er, „sandte auch die Königin mir einige Zeilen und zum ersten Male, seit wir uns kennen, ein Geschenk. Ich gebe es Dir, Geliebte, der ich ja nie etwas zu geben vermochte. Die Verhältnisse haben sich für uns gewandelt; ich bin der Arme jetzt, Du die Reiche, die schrankenlos denen, die ihr teuer sind, spenden kann."

Er entnahm dem Kästchen eine Agraffe, die, aus Diamanten und Smaragden gebildet, den Namenszug Joaos unter einer Königskrone zeigte. Sie schob sanft seine Hand zurück.

„Du müßtest derartige Kostbarkeiten behalten, mein Duarte," erwiderte sie. „Man kann nicht wissen, wie sie Dir nützen können, und mir gebührt ein königlicher Schmuck wie dieser nicht."

„Was wäre zu hoch, zu kostbar für Dich, Du höchste aller Frauen? Und wäre in Wahrheit eine Krone mein eigen, ich setzte sie voll Stolz Dir auf das schöne Haupt."

Sie lehnte ihre Wange an seine Schulter. „Lasse mich Deine Dornenkrone teilen und mein Zweck auf dieser Erde ist erfüllt."

Er befestigte die Agraffe an dem Ausschnitte ihres Kleides. „Weißt Du, daß ich es oft beklagte, Dir nichts schenken zu können?" sprach er dabei. „In Leipheim fand ich nicht den Mut, denn Deine vorwurfsvollen Augen hätten dem Verwegenen seinen Fehler sofort klar gemacht, und später besaß ich nichts mehr, das mir Deiner würdig erschien. So müßte ich Doña Luiza eigentlich dankbar sein, daß sie mir die Schleife sandte. Sie paßt gar wohl zu dem reichen Gewande, das Du angelegt und das Dich selbst wie eine Königin erscheinen läßt."

„Spotte meiner Eitelkeit," lächelte sie. „Ich wollte Dir gefallen."

„Dann darfst Du auch die Gabe nicht zurückweisen, mit der ich Dich zu schmücken suchte, wenn dies noch notwendig gewesen wäre," sagte er scherzend.

„Dein Wunsch, Geliebter, ist mir Gesetz. Was könnte mir teurer sein, als ein Geschenk, das ich von Dir empfange? Aber sicherlich lag dies nicht in dem Willen Deiner hohen Schwägerin."

„Vielleicht nicht, doch kann Doña Luiza nicht den Anspruch erheben, daß ich ihren Willen ehre."

Der Eisenbarren vor der Thür wurde geräuschvoll hinweggeschoben. Fuentes Stimme ließ sich in dem Gange vernehmen.

Paula erhob sich. „Es ist Zeit," sagte sie leise.

Er umklammerte krampfhaft die Lehne des

Sessels, welchen sie inne gehabt. „Lasse uns stark sein, meine Paula, jener Fremde darf unsern Schmerz nicht sehen."

„Ich komme wieder, Duarte. Wie ich dieses Mal den Weg zu Dir erkämpfte, so wird es ein anderes Mal geschehen."

Die Thür sprang auf. Der Marquis trat in das Kerkergemach. „Ich bin zu meinem Bedauern gezwungen, Euch an die Rückkehr zu mahnen, edle Dame," wandte er sich an Paula, „die Zeit Eures Besuches ist zu Ende."

Er machte dem Infanten eine Verbeugung und bot der Freifrau die Hand, sie hinwegzuführen.

Sie verließ ohne Zögerung den Raum, auch Duarte sprach nicht mehr zu ihr. Als die Thür hinter ihr gefallen, blieb Paula in dem engen Gange stehen.

„Erlaubt Ihr, daß ich den Dienern Seiner Hoheit ein Wort des Grußes sage?" fragte sie. „Die Getreuen kennen mich seit langer Zeit; es würde ihnen wohlthun, sähen sie in der Einsamkeit des Gefängnisses und der Fremde ein befreundetes Antlitz wieder."

„Ich habe keine Befugnis, solches zu gestatten, Signora," erwiderte der Marquis, „doch will ich, um Euch zu dienen, die Verantwortung auf mich nehmen. Nur möchte ich Euch ersuchen, nichts als das Grußeswort zu den Gefangenen zu sprechen."

Er ließ den Raum aufschließen, in welchem sich die Diener des Prinzen befanden, die bei dem

Erscheinen der Baronin ihr entgegenstürzten, unter Thränen ihr Gewand zu küssen.

„Ich habe mir die Erlaubnis erbeten, Euch wiedersehen zu dürfen,“ sagte Paula gütig, „und Euch zu danken, daß Ihr die nämlichen für Euren Herrn geblieben, wie auch ich es bin. Man weigert es mir, mehr zu Euch zu sagen; so lasset denn mein einzig Wort der Freude gelten, daß ich Euch noch um ihn weiß.“

Sie legte eine gefüllte Börse in Claudios Hand. „Möchte dieses Wenige dazu verwendet werden können, Eure Haft etwas zu erleichtern. Lebt wohl!“

Hastig entzog sie sich den Dankesäußerungen der Gefangenen und schritt mit dem Kapitän dem Ausgange des Kastells zu.

„Ich hoffe mir Eure Zufriedenheit erworben zu haben, Signora,“ begann der Marquis auf dem Wege dorthin. „Ich zögerte mit Absicht, Euch aus dem Gefängnisse zu holen.“

„Thatet Ihr das wirklich?“ fragte Paula. „Mir kam es vor, als hättet Ihr die Zeit nicht allzu reichlich gemessen.“

„Fast eine halbe Stunde mehr, als ich es sollte,“ antwortete Don Francisco, „und trifft mich ein Verweis dafür, will ich mich mit der Erinnerung trösten, daß Ihr die holde Veranlassung dazu gewesen.“

„Ich möchte nicht, daß Ihr meinetwegen Unliebsames erführet,“ erwiderte Paula kühl, „doch Eure heutige Nachsicht kann nicht anders, als mich mit Dank gegen Euch erfüllen.“

„Ihr seid derselben zu jeder Zeit gewiß, sobald Euer schöner Fuß das Kastell zu betreten wünscht," rief er feurig.

Paula kamen die warnenden Worte in den Sinn, die Duarte mit Bezug auf den Marquis gesprochen. Ruhig entgegnete sie: „Ob ich wiederkehren darf, hängt von der Großmut des Grafen Siruela ab. Wird es der Fall sein, werde ich mich gerne Eurem Schutze anvertrauen."

Elftes Kapitel.

Der Winter folgte dem Herbste, der Frühling zog in das italische Land, ohne eine Änderung in das Schicksal des Gefangenen zu bringen. Schneestürme brausten um die festen Mauern des Kastells und Regenschauer schlugen gegen die schmalen Fenster. Der eingekerkerte Fürst folgte von seinem Platze aus mit den Augen den spielenden Flocken und gedachte der schneebedeckten Fluren Leipheims, die ihm damals wie ein ausgebreitetes Leichentuch erschienen. Waren sie es nicht in Wirklichkeit gewesen? Dort hinter jenen fernen Bergen lagen seine Jugend, sein Hoffen, sein Streben begraben, kein Frühling, keiner Auferstehung Morgen brachte das Verlorene ihm zurück. Das Opfer seines ganzen Lebens würde Philipps Rache als Sühne für seine Niederlage fordern; es würde ihm nicht genügen, ihm nur die Freiheit zu rauben, deren Entbehren seinem regen, thatendurstigen Geiste mit jedem Jahre, das sich in seiner Kerkersöde abspinnen sollte, schwerer fallen mußte.

O, nur noch einmal über jene schneeigen Fluren dahinjagen zu können, den blauen Himmel über

sich, der ihm im deutschen Lande stets so blaß gedäucht, die ernsten Wälder vor ihm, die schimmernden Höhen, die der Abendschein rosig erglühen ließ!

Der Himmel Italiens war wohl von tieferem Blau, die Sonne trieb den kaum gefallenen Schnee hinweg, er aber sehnte sich nach jenem blassen Himmel zurück, unter dem er noch frei und hoffnungsvoll dahingeschritten, nach Kampf und Schlachtgewühl, nach jenem kräftigen Hauche, der in den deutschen Bergen wehte, nach seinen Soldaten, die ihn wohl schon als einen Toten betrauerten, nach Sorgen und Mühen für andere, nach allem, was sein Leben einstmals ausgefüllt, das sich zwischen vier engen Mauern langsam, nutzlos verzehrte.

Die Tage schlichen in der Einsamkeit und Thatenlosigkeit so bleiern schwer dahin. Er durfte am Morgen in der nahen Kapelle eine Messe hören, an die sich zuweilen eine kurze Unterredung mit seinem Beichtvater schloß. Dann nahm er die Bücher zur Hand, die ihn in sein Gefängnis begleitet hatten. Der Gouverneur ließ ihm von Zeit zu Zeit einige neue zukommen; sie gingen durch die Hände Don Franciscos und Miguel Pujalles und wurden sorgfältig Blatt für Blatt untersucht, um nicht zu Trägern fremder Botschaften zu werden.

Gegen Mittag wurde der Gefangene unter der Bedeckung zweier Soldaten zu einem Spaziergange in den Hof des Kastelles geführt. Er ging in dem von den Gebäuden umschlossenen Raume auf und nieder und zerstreute sich damit, die Tauben zu füttern, die sich gewöhnten, in Scharen sich um ihn

zu versammeln, sobald er sich zeigte. Oftmals lockte das seltsame Bild die Vorübergehenden an das Gitter, welches den Hof der Citadelle von der Straße schied, und manch mitleidiger Blick traf den hohen stattlichen Mann, um den die Tauben flatterten und der mit den zutraulichen Gefährten seiner kurzen Erholungszeit sprach, als ob sie ihn verstehen müßten.

Auch die zahlreichen Armen Mailands kamen an das Gitter und unter sie warf der Infant kleine Geldstücke, die er aus dem Erlöse einiger Kostbarkeiten bei dem Gouverneur einwechseln ließ. Der König von Spanien hielt seine Staatsgefangenen karger noch als der Kaiser und Geldsendungen von Lissabon wurden für den Prinzen nicht angenommen. — Die kleinen Bettelkinder mit den schwarzen Augen, dem wirren Kraushaar, waren die besonderen Lieblinge Duartes und sie jubelten ihm entgegen, wie es einst die blauäugigen Kinder Deutschlands gethan; sie streckten ihre ungewaschenen Händchen durch die Eisenstäbe, bis der Infant seine Gabe hineingelegt, oder seine weiße, wohlgepflegte Hand kosend die braunen Gesichter gestreichelt.

Auf den Spaziergang folgte ein frugales Mittagsmahl, Gefangenenkost, wie sie die übrigen empfingen, schlecht zubereitet und häufig für den Prinzen und seine Diener kaum ausreichend. Duarte nahm das Gebotene, ohne je zu klagen, und die ruhige Seelengröße, mit der er jede neue Entbehrung, jede neue Pein ertrug, rief mitunter sogar die geheime Bewunderung seiner Kerkermeister hervor.

Nach dem Essen pflegte er einige Zeit stillen

Andachtsübungen zu widmen. Sein tiefes, unerschütterliches Gottvertrauen zog ihn stets von neuem aufwärts, dorthin, von wo ihm einzig Hilfe und Rettung kommen konnte. Oft schöpfte er aus seinem Gebete die Kraft, den Leiden des neuen Morgens standhaft zu begegnen und leiser Hoffnung abermals Raum zu geben, daß es anders werden könne.

Der Rest des Tages wurde mit dem Schreiben von Briefen verbracht, soweit das matte Licht des Kerkers es zuließ. Zur Zeit der Vesper wurde er noch einmal in die Kapelle geleitet und hier war es, wo er zuweilen an der angegebenen Stelle unter dem Teppich des Altares eine Nachricht fand, die ihm sagte, was sein Bruder, was seine Freunde in der Ferne für ihn zu erreichen suchten.

Am 4. Dezember des Jahres 1642 war in Frankreich der gewaltige Richelieu gestorben, Graf Vidigueira hatte sofort sich mit seinem Nachfolger, Mazarin, in Verbindung gesetzt, bei ihm für Duarte zu wirken. Der neue Ratgeber des kränkelnden Königs war zugänglicher als sein bisheriger Meister; ihn durfte man durch Gold und Versprechungen zu gewinnen hoffen, was bei seinem Vorgänger fruchtloses Beginnen gewesen wäre.

Auch Taquet war in seinen Bestrebungen unermüdlicher als je. Sein unruhiger Geist vermochte sich mit unsicheren Zusagen nicht zu begnügen, seine Spione waren allerorten, die von ihm angeknüpften Verbindungen zahllose. Die diplomatischen Verhandlungen gingen seiner Ungeduld stets zu langsam, er war der Meinung, daß man der Gewalt auch mit

Gewalt antworten dürfe und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um mit der Waffe in der Hand bis in das Kastell von Mailand dringen zu können.

Duarte nahm die Vorschläge des feurigen Mönches mit großer Besonnenheit entgegen. Er verhehlte sich die Gefahr derselben nicht, denn er wußte, wie streng jede seiner Handlungen bewacht sei und daß Rivera wie Fuente keine Gnade kennen würden, wenn jemals eine noch so leise Kenntnis eines Befreiungsplanes zu ihnen dränge.

Auch Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen war mit dem früheren Pagen Duartes, Paolo Seraphim, unter fremdem Namen nach Mailand gekommen, um zu erforschen, ob er dem einstigen Waffengefährten nützen könne, doch auch ihn mußte die Aussichtslosigkeit abschrecken, die sich für jedes Beginnen zeigte.

Aus der Kapelle zurückgekehrt, wurde dem Infanten die zweite Mahlzeit des Tages gereicht, dann folgte unter der Führung Don Diegos von Cordova die tägliche Prüfung des Gefängnisraumes und es kam die Nacht, die endlos lange Nacht, in der der Schlaf ihn so häufig floh, um düsteren Bildern Platz zu machen, die in der Dunkelheit greifbare Gestalt anzunehmen schienen.

So ging ein Tag nach dem andern einförmig dahin, bei seinem Schwinden mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt, wie das Aufgehen des nächsten einen Seufzer des Bedauerns hervorrief. Sie glichen sich in ihrer grauen Inhaltlosigkeit wie die Tropfen,

die in das unendliche Meer versinken und deren keiner eine Spur hinterläßt.

Nur einen Tag im Monat gab es, der eine Ausnahme davon bildete und der von dem Gefangenen herbeigesehnt wurde, wie sich der Verschmachtende nach der frischen Quelle, der Verstoßene nach der Heimatstätte sehnt — es war der Tag, an welchem Paula zu ihm kommen durfte. Sie war in Mailand geblieben und hatte von dem Grafen Siruela die Erlaubnis errungen, in jeder dritten Woche einige Stunden in dem Gefängnisse zuzubringen. Ihr Oheim hatte sich schwer dazu verstanden, schwerer noch Graf Rivera, der von dem Verkehr des Infanten mit irgend einer Person, die sich außerhalb der Citadelle befand, alle nur möglichen Gefahren voraussah.

Widerstrebend fügte er sich endlich dem Befehle seines Oberen, gab jedoch Fuente die strengsten Weisungen, die Baronin genau überwachen zu lassen, eine Vorschrift, welcher der Marquis bereitwillig nachkam.

Es ließ sich nichts Verdächtiges in Paulas Lebensweise entdecken. Sie verkehrte mit niemand, als den Mitgliedern des Hauses Siruela und brachte ihre Tage in tiefster Zurückgezogenheit zu. Die Spione, welche Don Francisco zu ihrer Überwachung bestellt, wußten nur von frommen Werken zu berichten, denen sie obliege, wenn sie sich nicht mit Büchern oder der Ausbildung ihrer mannigfachen Gaben beschäftige.

Der Marquis traf sie zuweilen an der Staffelei, unter der Anleitung eines bekannten Meisters in der Malerei sich übend oder zur Laute eines ihrer deutschen

Lieder singend, die er zu seinem geheimen Verdrusse nicht verstand. Er hörte sie auch im Kerker des Infanten singen und blieb dann oftmals lauschend vor der Thür, die süße Stimme zu vernehmen. Wie eigen war es, solche Lieder, solche Klänge inmitten dieser Mauern zu hören!

Die wachehabenden Soldaten schienen das auch zu finden. Sie ließen die Muskete aus dem Arm sinken und horchten bei den weichen Tönen auf, bei denen es einem so seltsam um das Herz werden konnte, daß sie nicht wußten, ob es ihnen wohl oder wehe zu Mute war. Wenn aber die holdselige Sängerin kurz darauf den Kerker verließ und ihnen, wie schon alten Bekannten, freundlich zunickte, dann hätten sie ihr gerne irgend einen Dienst erzeigt, der sie erfreuen konnte, der fremden Lichtgestalt, die diese düsteren Räume für kurze Zeit erhellte, auf irgend eine Weise die Verehrung und Bewunderung ausgedrückt, die sie für sie empfanden.

Der Marquis hatte nach wie vor das Amt, sie aus ihrem Hause abzuholen und heim zu geleiten, und er hätte dieses Amt um keine Welt einem anderen abgetreten, soviel Mühe sich der Lieutenant des Schlosses, Diego von Cordova, bereits gab, ihn zeitweilig zu ersetzen. Nur schade, daß sein Ritterdienst und seine Anbetung von der schönen Frau so wenig gewürdigt wurden. Sie begegnete ihm, wie allen anderen, mit gleich unveränderter Güte, sie wechselte bei dem Kommen und Gehen die üblichen Worte mit ihm, Fortschritte in ihrer Gunst schien er jedoch nicht zu machen, ja, mitunter wollte es

ihm erscheinen, als wenn sie Don Diego als Begleiter ihm vorzuziehen geneigt sei.

Ob sie wirklich nicht das Geringste mehr versuchte, dem Gefangenen das Werkzeug seiner Rettung zu werden? Es war ihm, trotz der Versicherung des Gouverneurs, daß sie ihr Wort verpfändet, es zu unterlassen, nicht denkbar. Ein Weib, das des Opfers ihres ganzen Lebens für den geliebten Mann fähig, wie sie, giebt auch den geheimen Gedanken nicht auf, ihm beistehen zu wollen. Welch andere Hoffnung hatte sie für ihn, als seine gewaltsame Befreiung, wie mochte sie sich an dem kargen Glücke genügen lassen, in wochenlangen Zwischenräumen nur zwei Stunden ihn sehen und sprechen zu dürfen?

Der König würde keiner Bitte, keiner Vorstellung nachgeben; er hatte es zu wiederholten Malen öffentlich erklärt. Schon ging in Mailand das Gerücht, daß man Dom Duarte vor ein eigens gebildetes Tribunal stellen wolle, um ihn des Verbrechens des Hochverrates zeihen und demgemäß verurteilen zu können.

Ob Paula Guilerin dies bekannt war? Er wußte es nicht; ihre ruhigen Züge verrieten ihm nicht, was sie bewegte, sowie sie sich auch im Zusammensein mit Duarte in einer Art zu beherrschen vermochte, die den Marquis in Erstaunen setzte. Sie trat mit einem Lächeln in sein Gefängnis und er hörte auf seinem Lauscherposten, wie sie heiter mit dem Infanten plauderte und scherzte.

Er ahnte freilich nicht, was dieses Lächeln, diese Heiterkeit ihr kostete, wie jedes scherzende Wort, das

sie zu sprechen sich überwand, aus Thränen sich emporgerungen, die sie in stiller Nacht zuvor geweint.

Es war ihr Wille, daß ihr Besuch ihm nur Freude bringen solle, und sie zwang ihren Kummer, ihre Sorge hinunter, dem Geliebten eine Heiterkeit zu zeigen, die sie nicht besaß. Sie wußte, daß er doppelt litte, wenn er sie traurig sah, und sie durfte sein Leiden nicht vermehren, das groß genug, um einen noch stärkeren Geist, als den seinen, darniederzubeugen.

Auch er verbarg seinen Gram vor ihr, soviel er konnte. Sie suchten sich gegenseitig über den furchtbaren Ernst ihrer Lage zu täuschen, um dem andern nicht wehe zu thun, und mieden fast ängstlich die Schatten, die in die Sonne ihres kargen Liebesglückes fallen konnten. Die Frage gewann nicht einmal Raum in ihnen, wie lange es ihnen gewährt sein würde, sich zu sehen, sie fürchteten die Antwort darauf, wie eine neue Wendung ihres Geschickes, die ihnen ihre wehmutgemischte Seligkeit raubte.

Draußen in der Welt gingen die Ereignisse ihren Gang, und die Kunde von ihnen drang zuweilen auch in den Turm von Rochetta, wo an der Eintönigkeit der Tage dem Gefangenen die Berechnung der Zeit zu schwinden schien, wie lange er in diesem dumpfen Hinbrüten zugebracht. Schon waren Jahre verflossen und noch war keine Aussicht vorhanden, daß sich ihm die Kerkerthüren jemals wieder öffneten. Schon fühlte er, wie seine Kräfte nachließen, wie seine Gesundheit durch das Gefängnisleben schwankender wurde, und noch war keine Milderung seiner

Haft, viel weniger die angestrebte Erlösung zu erreichen gewesen.

Wohl hatte die gewaltsame Verletzung des Völkerrechtes, deren man sich an ihm schuldig gemacht, auf alle europäischen Mächte den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck hervorgerufen, wohl mißbilligte man den Verrat des Kaisers, die Tücke Philipps IV., aber niemand vermochte auf einen der beiden Monarchen den genügenden Druck auszuüben, das Geschehene wieder gut zu machen, dort zu sühnen, wo sie sich so schwer vergangen.

Es erschienen eine Anzahl von Flugschriften, die in ungeschminkten Worten das Verfahren wider Dom Duarte schilderten und besonders Ferdinand III. auf das schärfste verurteilten.

Antonio de Sousa, Vetter des portugiesischen Gesandten am dänischen Hofe, veröffentlichte eine Abhandlung, betitelt, „Proclamatio de injustitia germanica ad regem hungariae principes ordines et magnates imperii.“

Ihm folgte in Paris ein ungenannter Verfasser mit der Schrift: „El principe vendido“, in Turin wurden „Decisiones anonymi I. C. de injusto carcere Eduardi principis Portugalliae“ gedruckt, eine Schrift, die dem Prinzen Thomas von Savoyen gewidmet war und in beredten Worten ihn zur Hilfe für den unglücklichen Infanten aufrief.

In Lissabon erschien ein Flugblatt: „Sentimento da fé quebrantado en alemanha per industria de castilla“ und der italienische Geschichtsschreiber Birago widmete in seiner Schilderung der „Revolution

in Portugal“ Dom Duarte einen besonderen Abschnitt, in welchem auf das grellste die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit beleuchtet war.

So wurde in den verschiedensten Ländern, den verschiedensten Sprachen die Sache des Gefangenen von Rocchetta geführt und die Teilnahme der ganzen civilisierten Welt für ihn erweckt, ohne daß diese Teilnahme auch nur das Geringste zu seinen Gunsten zu thun vermochte. Philipp IV. blieb allen Vorschlägen unzugänglich, wie er für den Tadel, der ihn traf, unempfindlich war. Die öffentliche Stimme galt ihm noch weniger, als sie Ferdinand gegolten; sein war die Macht, Europa beugte sich vor ihm — was lag ihm daran, ob es mit Widerwillen und innerer Verachtung geschah?

Von französischer Seite wurden ihm die wiederholten Anerbietungen gemacht, den Infanten gegen irgend einen anderen Gefangenen hohen Ranges auszuwechseln. Man nannte ihm den Herzog von Tursis, den Grafen Hatzfeld, den Marquis Mortara, den jüngeren Doria. Philipp verwarf die Vorschläge und weigerte sich, auch nur einen derartigen noch anhören zu wollen.

Karl I. schrieb an ihn, ohne einen besseren Erfolg zu haben, der Sultan wandte sich auf die Bitte Joaos an Philipp, wie es einige Zeit zuvor der Papst gethan — es war umsonst. Der König antwortete nicht darauf, sondern erkannte deutlicher als je die Notwendigkeit, sich auf irgend eine Art des unbequemen Gefangenen für immer zu entledigen, um

von den Bestürmungen der befreundeten Monarchen in Zukunft nicht mehr behelligt zu werden.

François Taquet war schon seit längerer Zeit in Mailand, um irgend eine günstige Gelegenheit zu erwarten, die es ihm gestatten sollte, mit dem Infanten in Verbindung zu treten. Er verhehlte Paula seine Enttäuschung nicht, ihrer Hilfe sich beraubt zu sehen.

„Die Schwierigkeiten mehren sich für uns, edle Frau," sagte er, „Eure Vermittelung wäre von unschätzbarem Werte gewesen; nun sind wir gezwungen, andere Wege einzuschlagen, die gefahrvoller und ungewisser sein werden."

„Ihr könnt es nicht tiefer als ich beklagen, daß ich zur völligen Unthätigkeit verdammt bin," erwiderte sie seufzend, „aber gesteht selbst, ob ich anders zu handeln vermochte, wenn man mich vor eine solche Wahl stellte?"

„Der Gouverneur von Mailand wußte, an wen er sich wendete," sprach Taquet achtungsvoll, „eine andere Frau als Ihr würde ein derartiges Versprechen kaum zu halten fähig sein."

„Glaubt nicht, daß es mir leicht geworden, doch bin ich der Meinung Dom Duartes: auch dem Feinde gegenüber Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit und Wortestreue."

„Seiner Hoheit Gegner dachten nicht so," entgegnete der Frater sarkastisch, „sie handelten vom ersten Augenblicke an in völlig widersprechendem Sinne."

„Die Thaten, die wir an unseren Gegnern miß-

billigen und verachten, dürfen uns nicht zur Richtschnur unserer eigenen Handlungen werden, wollen wir uns nicht mit jenen auf eine gleich niedrige Stufe stellen," war die feste Antwort.

„Diese Grundsätze sind gut für alle, die in keinem ernsten Kampfe standen und ihres Lebens Kräfte nur an geringem Zwiespalte zu erproben hatten. Nie aber werdet Ihr, edle Frau, mit solchen Gesinnungen in einer Welt zum Ziele gelangen, in der das Recht nicht hoch genug geachtet wird, um nicht der rohen Gewalt geopfert zu werden, oder unwürdiger List zum Spielball zu dienen. Steht Ihr auf einer Höhe, um niemand mehr fürchten zu müssen — und wie wenigen Sterblichen wird dies zu teil! — so mögt Ihr Eure Handlungen Euch von Eurem Herzen vorschreiben lassen, dessen Regungen, großmütig und rein, von Eurem klaren Geiste beherrscht werden, der die Ausübung des erkannten Guten als die erste Bedingung Eures Seelenfriedens empfindet. Die Welt aber, die Euch gegenwärtig umgiebt, ist nicht reif, mit Güte und Gerechtigkeit allein regiert zu werden, sowie der ehrliche Kampf nicht gegen die zum Siege führt, die alle Mächte der Finsternis zu ihren Bundesgenossen anrufen, den tugendhaften Träumern zu schaden, die sich auf ihre Rechtlichkeit verlassen."

„Ihr seid ein Priester, ein geweihter Diener des Herrn und vermögt solche Lehren aufzustellen."

„Ich hatte als Priester vielfache Gelegenheit, das Dichten und Trachten der Menschenherzen zu ergründen und kam zu der Überzeugung, daß die Redlichen auf dieser Erde dem Märtyrertum verfallen

sind, wie Euer Beispiel es, Signora, wie es das Beispiel des erlauchten Prinzen beweist."

Ein Leuchten ging über Paulas Züge. „Ich will die Wahrheit Eurer Worte nicht bestreiten, Mr. Taquet, doch höher als das Scepter des Tyrannen wird mir jederzeit die Märtyrerpalme dessen stehen, der für eine gerechte Sache gelitten und seine Ehre fleckenlos bis an das Ende bewahrte."

„Und wenn Ihr mit Eurer Festigkeit zu dem Untergange dessen beitragen hülfet, den zu retten Ihr Euer Leben geben würdet?"

Paula erbebte. „Barmherzigkeit," flüsterte sie, „führt mich mit Euren Worten nicht in Versuchung, die ich mehr als einmal vor mir erstehen sah und die ich niederkämpfte, um seiner wert zu bleiben."

„Ich will es nicht, edle Frau," antwortete Taquet ernst. „Ich will Euren Sinn nicht einmal beschweren, indem ich Euch mitteile, was ich zu thun gesonnen bin, wenn meine letzten Entwürfe vereitelt werden, damit auch nicht der Schein einer Mitwisserschaft auf Euch falle. Der hohe Zweck, den ich verfolge, läßt mir jedes Mittel brauchbar erscheinen, und ich werde mir nie einen Vorwurf machen, unsere Gegner mit den nämlichen Waffen zu bekämpfen, die sie selbst uns führen lehrten."

„Was habt Ihr im Sinne?" forschte Paula beunruhigt, „Ihr sprecht, als ob Ihr ein Verbrechen begehen wolltet."

Der einstige Dominikanermönch lächelte. „Nennt Ihr die Tötung eines Menschen ein Verbrechen, wenn seit fünfundzwanzig Jahren Europa von einem Kriege

zerfleischt wird, der die Vernichtung der Leben als oberstes Gesetz aufstellt? Einen Feind aus dem Wege zu räumen, ist in jedem Kampfe erlaubt."

„Im Kampfe ja, doch, was Ihr vorhabt, ist kein solcher."

„Er wird es, denn auch ich setze mein Leben ein und habe das Recht, es teuer zu verkaufen — doch beunruhigt Euch nicht. Ich sagte Euch, daß es noch andere Mittel gäbe, Seine Hoheit zu befreien, und zwei*) derselben werden von Eurer Liebe, Eurem Opfermute abhängen."

„Von dem meinen? Was könnte ich vollbringen, nachdem ich mich bei keinem Werke mehr beteiligen darf, das zu seinen Gunsten unternommen wird?"

„Ich war, wie fast an allen Höfen Europas, auch am schwedischen," berichtete Taquet. „Der Gesandte, Don Francisco de Sousa, ist dort, der schon einmal dem Reichstage zu Regensburg im Namen des Königs von Portugal eine Beschwerdeschrift vorlegte, und seitdem nicht aufgehört hat, für Dom Duarte thätig zu sein. Er schlug dem Kanzler vor, den Prinzen mit Gustav Adolfs Tochter, der jungen Königin Christina, zu vermählen und Oxenstierna ist nicht abgeneigt, darauf einzugehen, da Schweden und Portugal einander verbrüdert sind, die Allianz noch fester zu schließen."

„Weiter, weiter," gebot Paula, als er innehielt.

„Der Vorschlag ist dem Prinzen bereits zugegangen," fuhr der Unterhändler fort, „die Antwort

*) Man suchte zu jener Zeit den Papst zu bewegen, Duarte zum Kardinal zu machen.

blieb bis jetzt aus. Fordert Ihr sie von ihm, Signora, der er sie nicht verweigern wird. In Eure Hände lege ich die Frage, die für Dom Duartes Befreiung von hoher Bedeutung werden kann, wenn Eure Liebe stark genug ist, sich selbst der größeren Sache zum Opfer zu bringen. Und sie wird es, Paula Guilerin! Ihr, die Ihr den Mut gehabt, um seinetwillen der Welt zu trotzen, Euer ganzes Leben ihm zu weihen, damit er in seines Kerkers Öde nicht trostverlassen sei, Ihr werdet auch die Kraft besitzen, auf ihn zu verzichten, wenn es sein Heil und seine künftige Wohlfahrt vorschreiben. — Erwägt, was Ihr jetzt hörtet; beratet Euch in Stille und Einsamkeit mit Eurem Gott und Eurem Herzen und geht dann zu ihm, der vielleicht um Euretwillen nur zögert, auf ein Anerbieten einzugehen, das wichtig genug ist, nach allen Seiten sorgfältig erwogen zu werden. — Euer Wort wird schwerer in die Wagschale fallen, als die Vorstellungen Dom Joaos und seiner Räte. Gott erleuchte Euch, daß Ihr das Rechte zu ihm sprechen mögt!"

* * *

Duarte war einige Tage krank gewesen; die Gefängnisluft, verbunden mit der mangelhaften Kost, begann mehr und mehr ihre verderbliche Wirkung an ihm zu üben; er war bleich und müde geworden; Jahre des Leidens hatten die Jugendfrische von seinen Zügen gestreift.

Graf Rivera begann einiges Mitleid für ihn zu

empfinden. Er tauschte sein bisheriges Zimmer gegen ein anderes aus, das etwas luftiger gelegen war und den Vorzug besaß, noch einen Nebenraum zu haben, in welchem einer seiner Diener sich aufhalten konnte. Die Mahlzeiten wurden verbessert und auf eine Erinnerung des Marquis de la Fuente verstand sich der Gouverneur dazu, Paula zu dem Infanten rufen zu lassen, obgleich die gesetzte Frist noch nicht verstrichen war.

Sie kam, von dem Marquis, wie gewöhnlich, begleitet. Es waren vier Tage seit der Unterredung mit François Taquet verstrichen. Fuente schrieb die Blässe ihrer Wangen, die sichtliche Bewegung, die in ihren Zügen sich aussprach, ihrer Sorge um den Kranken zu. In einer Aufwallung ritterlicher Großmut suchte er sie zu beruhigen, als er sie zu der Thür des Gefangenen führte.

„Seid getrost, holde Dame,“ sagte er zu ihr, „es ist keine Gefahr für Dom Duarte vorhanden und in einigen Tagen wird er wieder hergestellt sein.“

Sie dankte ihm mit jenem Lächeln, nach welchem er mit jedem kleinen Dienste strebte, den er ihr erweisen durfte und er schob mit eigener Hand den Eisenbarren zurück, ihr Eingang zu verschaffen. Was hätte er nicht für dieses Lächeln gethan, das dennoch heute einen so seltsam trüben Ausdruck hatte, als berge sich ein neuer Schmerz dahinter. Sie aber blieb unnahbar, wie sie es am ersten Tage gewesen und er mußte sich für seine lange Anbetung an dem Bewußtsein genügen lassen, die Stunden des Glückes ihr bereiten zu helfen, das sie einem anderen schenkte.

Paula war in das Gefängnis Duartes getreten; sie erschrak vor seinem Anblicke, sowie auch er mit schmerzlichem Befremden sie betrachtete.

„Wir wollen uns nicht weich machen, Geliebte," sprach er endlich. „Die Stunde, die uns heute gewährt worden, ist wie ein unerwartet Himmelsgeschenk uns in den Schoß gefallen und sie soll uns nicht durch Bitterkeit getrübt werden. Komm, setze Dich zu mir, lasse mich Deine liebe Hand halten, Dir sagen, wie ich glückselig bin, daß Du bei mir bist."

Sie rückte gehorsam einen Sessel neben ihn und mühte sich zu sprechen, ihn zu zerstreuen wie sonst. Es gelang ihr nicht; die Mitteilung Taquets klang beständig in ihrer Seele; sie fühlte, daß sie den Auftrag ausführen müsse, der eine ewige Trennung für sie bedeutete und den sie dennoch übernommen, weil er vielleicht die Bedingung seiner künftigen Wohlfahrt war.

Ihr verändertes Wesen mußte ihm endlich auffallen.

„Dir ist etwas widerfahren, meine Paula, das Du mir verbergen möchtest," sprach er. „Willst Du es mir nicht anvertrauen? Siehe, ich fürchte keine Schreckensnachricht mehr; das lange Leid hat mich gestählt, unempfindlich gegen jede neue Prüfung zu werden."

„Es ist keine Schreckensnachricht, die ich Dir mitzuteilen habe," antwortete sie nach einiger Überwindung. „Vielleicht ist sie eine der besten, die Du seit Jahren erhieltest. Taquet äußerte sogar, daß Du seine Botschaft bereits wüßtest."

Duarte zog die Brauen zusammen. „War er bei Dir?“ fragte er. „Ich glaubte, er habe es aufgegeben, Dich zur Vermittlerin seiner Pläne zu machen und nun muß ich zu meiner Betrübnis gewahren, daß er das Herz Dir schwer werden ließ, statt es zu erleichtern.“

„O, Geliebter, achte dessen nicht. Nimm vielmehr an, daß meine Freude über seine Mitteilung sich in ein fremdartiges Gewand kleidete. Ich habe Ursache, ihm zu danken und ich werde es von Herzen thun, wenn Wirklichkeit geworden, was er im Verein mit dem Kanzler Oxenstierna angestrebt.“

„Ah, ist es das?“ entgegnete der Infant. „Mir ging der Vorschlag schon vor meiner Erkrankung zu.“

„Und Du antwortetest?“ fragte Paula mit melancholischem Lächeln.

Er schlang den Arm um sie. „Die Antwort war, wie sie nicht anders ausfallen konnte: daß ich auf diese Heirat nun und nimmermehr eingehen würde. Hättest Du je eine zusagende vermutet?“

„Ja, mein Duarte. Ich hätte sie sogar gewünscht, wenn ich die Gewißheit erhielte, Dich dadurch frei zu sehen.“

„Das kann Dein Ernst nicht sein; Du weißt, daß ich auch in der Freiheit nie einem anderen Weibe gehören würde, als Dir allein.“

„Nein, nein, Geliebter. Es darf Dich keine Erinnerung an mich bestimmen, jene Verbindung auszuschlagen, die, wie ich annehmen muß, der einzige Weg zu Deiner Rettung ist. Was sind die Opfer, die ich Dir gebracht, im Vergleiche zu diesem

ungeheuren einen, das Du mir mit Deinem Verzichte bringen willst? Nichts glückte uns bisher, Dir die Freiheit wieder zu verschaffen; die Hoffnung schwindet mehr und mehr, daß es jemals geschehe, wenn alle Vorstellungen fremder Mächte, alle Anerbietungen Frankreichs bei dem Könige kein Gehör finden. Besteht die junge Königin von Schweden darauf, Dich zum Gemahle haben zu wollen, so muß Philipp endlich nachgeben, der Kerker wird sich Dir nach Jahren der Entbehrung, des Grames wieder öffnen und in dem Glanze eines Thrones wirst Du vergessen, was Du hier gelitten."

„Und Du, Paula?" fragte er wehmutsvoll. „Was wird aus Dir, die in unwandelbarer Treue bei mir ausharrte?"

„Ich," sagte sie, sich über ihn neigend, „werde mich glücklich und zufrieden preisen, daß Gott es mir vergönnte, eine kurze Zeit meines Lebens Dich lieben zu dürfen, daß ich in schwerster Zeit an Deiner Seite war und meine Gegenwart Dir Trost und Freude brachte. Ich werde die Erinnerung daran wie mein teuerstes Kleinod hüten und sie wird mir es tragen helfen, daß ich Dich einer andern lassen muß."

„Und wenn ich trotzdem meine Zustimmung verweigerte?"

„Dann würde ich Dich anflehen, nicht in einer Übereilung zu handeln, die Dein großes, gütiges Herz Dir eingiebt, sondern es in Erwägung zu ziehen, was Du im Begriffe bist, zu opfern."

„Wird es Dir so leicht, mich für immer aufzugeben, Paula?"

„O, frage nicht, Duarte; fordere die Antwort nicht heraus, die ich gewaltsam zurückdrängen würde, wenn sie Deine Entschließung leiten sollte. Wie könnte ich an mich denken in dieser Stunde, die nicht nur über Deine ganze Zukunft, die über Freiheit und Leben Dir entscheidend werden kann? Wie könnte meine eigene Zukunft, wie mein Schicksal von Wert sein, wenn es sich um das Deine handelt? Ich müßte Dich mit einer anderen Liebe geliebt haben, als die meine es von Anbeginn gewesen, wollte ich nur ein einziges Wort sprechen, das Dich von einem Schritte zurückhielte, zu dem Dich tausend Gründe zwingen müßten."

Sie hatte mit all der Beherrschung gesprochen, die ihr möglich war, als sie jedoch seinen Blick fest und fester auf sich ruhen fühlte, wandte sie sich hastig ab. Er ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Der hohe Mut, der Dich von je beseelte, verleugnet sich auch heute nicht bei Dir," sagte er, „Du bist eine Heldin, ebenso in diesem Augenblicke, wie Du es damals warst, als Du Deine Hand in die des alternden Guilerin legtest, um die Deinen vor Armut und Elend zu schützen, — Du sprichst mit ruhigen Lippen die Worte, gegen die Dein Herz sich aufbäumt, und würdest Dich zu überzeugen suchen, es sei Dein Wunsch, den ich erfüllte, wenn ich das Königskind von Schweden an den Altar führte. Du würdest Dich nicht einmal zu dem Geständnisse herbeilassen, daß es Dir Schmerz bereite, sähest Du darin ein Hindernis für meine Einwilligung. Und Dich, Du stolzes, herrliches Weib, sollte ich aufgeben, Dich

opfern um der Aussicht auf ein Bündnis willen, das vorderhand vielleicht nur in den Köpfen derer lebt, die es ersonnen? Ich sollte es vergessen, daß ich über diese Hand nicht mehr verfügen darf, die ich Dir einmal schon angelobte und die ich auch um den Preis einer Krone nie in eine andere legen würde, als die Deine?"

„Bedenke, Geliebter, was für Dich auf dem Spiele steht. Erinnere Dich, daß mir Entsagung hier ein Gebot der Pflicht, wie die Deine Dir gebietet, dieses vielleicht letzte Rettungsmittel nicht zu verschmähen."

„Der Gott, auf den ich in meiner tiefsten Trübsal baute und zu dem ich heute, wie in den fernen Tagen sorglosen Glückes mit dem unerschütterlichen Vertrauen bete, daß auch die dunklen Wege, die er mich gehen hieß, mir zum Heile dienen müssen, kann es nicht wollen, daß ich meine Freiheit mit einem Treubruche an Dir erkaufe, die er mir als Engel der Gnade sandte. Ist es sein heiliger Wille, mich aus meinen Banden zu lösen, wird er ein anderes Mittel finden, nicht eines, das ein Herz grausam verwundet, von dem ich alles Leid fernhalten möchte."

„Du bist unbeugsam, wie Dein Ahnherr Pedro es in seiner Liebe zu Inez de Castro war."

„Pedro," wiederholte Duarte sinnend, „er war in seiner Treue fest bis weit über das Grab jener hinaus, die er geliebt. Er riß sie aus ihrem Sarge und trug sie auf den Thron, daß alle Großen seines Reiches ihr die Huldigung erwiesen, die ihr im Leben versagt geblieben. — Wann hätte Liebe jemals so

dem Tode getrotzt? Ich habe in den einsamen Nächten der letzten Jahre oft und oft an ihn gedacht und ich vermochte es zu begreifen, daß er in seiner Rache furchtbar war, wie er es in seiner Liebe gewesen. Ich fühlte, daß ich fähig wäre, gleich ihm zu handeln, wenn man Dich mir raubte, wie es ihm mit seiner Inez widerfuhr, und daß ich an mein höchstes Glück auf Erden im Leben wie im Tode mich klammern würde, wie er es that, dem kein Platz der Welt dem geliebten Weibe würdig genug erschien, als jener eine, den sie erst als Leiche einnehmen durfte."

Zwölftes Kapitel.

Das Projekt der Vermählung Dom Duartes mit der jugendlichen Tochter Gustav Adolfs hatte sich zerschlagen; der Infant machte die Verschiedenheit des Glaubens geltend und man kam auch in Schweden zu der Einsicht, daß ein streng katholischer Fürst als Gemahl der Königin dem protestantischen Volke unerwünscht sein werde.

Taquet, der den wahren Beweggrund der Weigerung des Prinzen kannte, hatte in einem längeren Schreiben Duarte nochmals die Dringlichkeit des Antrages vorgestellt und eine Hinauszögerung der Antwort erbeten. Der Infant war bei seiner Weigerung geblieben, auf die Sache näher einzugehen und Taquet hatte demgemäß nach Stockholm berichtet.

Die Zeit verging, schon waren mehr als vier Jahre verflossen, seit die Thore des Castell di Giove sich hinter dem Gefangenen geschlossen, als eines Tages der Gouverneur, Graf Siruela, in der bescheidenen Wohnung erschien, welche Paula unweit der Citadelle innehatte.

Sein Besuch war eine Seltenheit, sowie auch ihr Verkehr in dem Hause der Anverwandten ein beschränkter war. Sie wünschte jedes Aufsehen zu vermeiden und mischte sich daher nie in die Kreise des lombardischen Adels, welche Don Velasco und seine Gemahlin um sich versammelten. Graf Siruela versuchte nichts, sie aus ihrer Zurückgezogenheit zu locken. Ihn hatte die Erlaubnis, die er ihr erteilt, schon oft gereut; er war daher zufrieden, daß Paula mit niemand in Berührung kam, den entweder Neugier oder Bewunderung für die schöne Frau veranlassen konnte, in ihr Geheimnis zu dringen.

Paula empfing den Oheim mit achtungsvoller Freundlichkeit, doch bemerkte sie an seinem verfinsterten Angesicht, daß ein besonderer Anlaß ihn zu ihr geführt haben müsse.

Graf Siruela ließ sie nicht lange darüber im unklaren. „Als ich zum ersten Male zu Euch kam," begann er in frostigem Tone, „gab ich Euren Bitten, Euren Thränen nach, Euch den Verkehr in der Rocchetta zu gestatten, und empfing dafür Euer feierliches Wort, Euch nie zur Mitwisserin oder Helferin der Verschwörungen zu machen, die unaufhörlich zu Gunsten des gefangenen Prinzen von Braganza und zu meinem eigenen Verderben stattfinden."

„Dieses Wort, mein Oheim," erwiderte Paula, „glaube ich gehalten zu haben. Auch sind meines Wissens seit meiner Ankunft in dieser Stadt keine Versuche zu seiner Befreiung gemacht worden."

„Ihr seid schlecht unterrichtet, schöne Nichte, oder gebt vor es zu sein. Sollte es Euch wirklich unbekannt sein, was man in jüngster Zeit in dem Kreise derer vorbereitete, die Ihr doch wohl Eure Freunde nennt, weil sie die Freunde des Infanten sind?“

„Ich muß Euch ersuchen, Euch deutlicher zu erklären,“ entgegnete Paula mit ruhiger Würde, „meine Versicherung müßte Euch genügen, daß mir die Ereignisse, von denen Ihr sprecht, nicht zur Kenntnis gelangt sind.“

„Gestern abend,“ sagte der Gouverneur, „kam der Gesandte Frankreichs, Mr. de Gremonville, zu mir. Er teilte mir mit, daß ein Mann zu ihm gekommen, der sich Taquet nannte, und von dem Könige von Portugal als Unterhändler in den Angelegenheiten seines Bruders verwendet wird. — Kennt Ihr diesen Mann, Paula?“

„Ich habe schon in Graz mit ihm verkehrt,“ antwortete sie, „und ihn auch hier gesprochen.“

„Und er hat Euch nichts — nicht das Geringste von seinem letzten Vorhaben gesagt?“ fragte Graf Siruela mit Nachdruck.

„Er wußte aus meinem eigenen Munde, um welchen Preis es mir nur gestattet war, mit Dom Duarte zu verkehren und er versuchte nicht mehr, mich in seine Pläne zu ziehen.“

„Ich will es glauben, aber es vermag an der Notwendigkeit nichts mehr zu ändern, die durch jenes Mannes beabsichtigtes Verbrechen auch über Euch verhängt werden muß. Der vorgebliche Taquet — denn man sagte mir, daß sein eigentlicher Name

anders laute — hat es verstanden, in der Citadelle selbst Verbindungen anzuknüpfen; er scheint sogar die Absicht gehabt zu haben, einige der dort weilenden Offiziere zu gewinnen. Der Kapitän de la Fuente, dem die besondere Bewachung des Infanten anvertraut ist, hat schon seit einiger Zeit Verdächtiges bemerkt, das mich veranlaßte, die Wachen zu verstärken und die Offiziere des Kastells zu wechseln. Zum Glück ist Fuente ein gewissenhafter Soldat, der sich weder durch weichherziges Mitleid noch durch seine Bewunderung für Euch von seiner Pflicht abwendig machen läßt, und dieser Umstand scheint den geheimen Anhängern des Infanten unbequem geworden zu sein. Jener Taquet eröffnete Mr. de Gremonville, daß er den Marquis durch zwei gedungene Mörder werde töten lassen, um des allzu eifrigen Spions, wie er ihn bezeichnete, entledigt zu sein. Er hoffte, daß der französische Gesandte aus Rücksicht auf das Bündnis Dom Joaos mit seinem Monarchen dem verbrecherischen Anschlage unbedingt beistimmen werde. Mr. de Gremonville dagegen begab sich ungesäumt zu mir und seiner Ehrenhaftigkeit ist es zu danken, daß die Unthat vereitelt wurde. Ich habe noch in der verflossenen Nacht nach Madrid berichten lassen und mir neue Befehle mit Bezug auf Dom Duarte erbeten."

„Weshalb erzählt Ihr mir dies alles?" fragte Paula beängstigt. „Wollt Ihr daran festhalten, daß ich Mitwisserin eines Mordanschlages gewesen?"

„Ich erzählte Euch diese Angelegenheit," sprach Graf Siruela kühl, „um Euch damit den Grund an-

zugeben, der auch Eure sofortige Entfernung von Mailand bedingt. Zu lange schon habe ich eine Nachsicht in betreff des Infanten walten lassen, die, wie die Ereignisse lehren, für uns, die für ihn haften, verhängnisvoll zu werden droht. Die Fluchtpläne hören nicht auf, so lange ihm die Möglichkeit geboten wird, mit irgend jemand noch, der sich außerhalb der Rocchetta befindet, zu verkehren. Ihr werdet Mailand binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, Paula, und damit Ihr nicht einen Vorwand findet, diesen Befehl zu umgehen oder im Verborgenen hierzubleiben, wird eine Abteilung meiner Reiter Euch bis zur Grenze geleiten."

Paula war unter seiner Rede totenbleich geworden; ihre Augen blickten mit Entsetzen auf den unbarmherzigen Sprecher. „Ihr wendet eine Härte mir gegenüber an, Graf Siruela," sagte sie mit bebenden Lippen, „die ich nicht verdient zu haben meine. Ihr dehnt die Strafe für ein Vergehen, welches nicht einmal zur Ausführung gelangte, auf mich aus, die desselben ahnungslos geblieben. Weiset es mir nach, daß ich gegen Euren Willen, Eure Wünsche handelte, seit Ihr mir Eure Bedingungen stelltet und Ihr hättet das Recht, ein Urteil an mir zu vollstrecken, das mir nicht geringer als die Verkündigung des Todes erscheint und zu welchem Euch jegliche Begründung mangelt."

„Es ist begreiflich, daß Ihr von Eurem Gesichtspunkte aus mit meiner Maßregel nicht einverstanden seid; ich aber muß zu meinem eigenen Bedauern darauf bestehen. Der Infant wird mit niemand

mehr, außer seinen Wächtern, sprechen. Auch sein Beichtvater, Pater Storr, wird durch einen andern ersetzt werden und es steht noch im Zweifel, ob ich ihm seine Diener lassen kann."

„Ihr seid grausam und ungerecht," sprach Paula bitter, „möge Gott nicht an Euch selbst oder an denen, die Euch teuer, die Härte strafen, mit der Ihr einem Schuldlosen, einem Unglücklichen begegnet."

„Diese Härte, wie Ihr meine Handlungsweise bezeichnet, hat Dom Duarte selbst und der unkluge Eifer seiner Freunde veranlaßt," war die trockene Erwiderung, „ich gehorche meinem Herrn, dem Könige von Spanien, das ist alles."

„Werdet Ihr es auch mit Eurer Pflicht für unvereinbar halten, mir ein letztes Mal den Besuch in der Rocchetta zu gestatten, um von Dom Duarte Abschied zu nehmen?"

„Selbst auf die Gefahr hin, mehr als Eure Vorwürfe gegen mich herauszufordern, auf die Gefahr, mir Euren Abscheu zuzuziehen, muß ich auch dies verweigern."

Paula erhob sich. „So muß ich annehmen, Graf Siruela," sprach sie förmlich, „daß wir uns nichts mehr zu sagen haben und Euch ersuchen, mir Zeit zu meinen Reisevorbereitungen zu lassen."

Der Graf verbeugte sich. „Ich wußte, daß Ihr so besonnen sein würdet, Euch in das Unabänderliche zu fügen und kann es nur beklagen, daß ein trauriger Zwischenfall, wie dieser, mich des Vorzuges beraubt, Eure Gegenwart, holde Nichte, länger zu genießen. — Der Wagen, welcher Euch aus dieser

Stadt führt, wird morgen um die gleiche Stunde vor Eurer Thür stehen."

Es war gegen Abend des nämlichen Tages, als, tief in seinen Mantel gehüllt, ein Mann in Paulas Wohnung Einlaß begehrte. Die italienische Dienerin wollte ihm die Thür nicht öffnen; er schob sie ungeduldig beiseite und schritt, als sei er mit der Einteilung des Hauses vollkommen vertraut, in das Gemach, welches Paula meistens zu benutzen pflegte.

Sie war allein. Der ungestüme Eintritt eines Fremden ließ sie aufschrecken; furchtlos, aber mit allen Zeichen des Befremdens trat sie ihm entgegen.

„Wer seid Ihr?" redete sie ihn an. „Wie durften meine Diener Euch einlassen?"

„Ich fragte sie nicht, ob sie es wollten," antwortete der Eindringling. „Hätten sie Euch meinen Namen genannt, würdet Ihr mich nicht vor Euer Antlitz gelassen haben und doch ist es Anteilnahme für Euch, die mich hergetrieben."

Sie hatte seine Stimme bereits erkannt. „Wollet Euer Angesicht enthüllen, Marquis de la Fuente," sprach sie gelassen, „was Ihr mir auch zu sagen habt, ich ziehe es vor, Eure Züge zu sehen."

Er warf den Mantel ab und beugte ein Knie vor ihr. „Ihr seid erstaunt, mich hier zu sehen, edle Frau," sagte er, „und ich war noch vor einer Stunde im Zweifel, ob ich ausführen sollte, was ich nicht darf und wozu mich dennoch die Anbetung gezwungen, die ich für Euch hegte, seit ich Euch zum ersten Male sah und an der Ihr achtlos, gleichgültig stets vorüberginget."

„Mir von Eurer Anbetung zu sprechen, Marquis, ist die Stunde übel gewählt,“ erwiderte Paula hörbar ablehnend. „Daß ich sie nicht gewürdigt, wie Ihr es wünschtet, kann Euch kaum befremden, da Ihr um den Zweck meines Hierseins wußtet. Ebenso wird es Euch bekannt sein, daß ich auf Befehl des Gouverneurs morgen Mailand zu verlassen habe. Weshalb wollt Ihr Euch von mir die Bestätigung dessen noch holen, was Ihr längst errietet?“

Don Francisco lächelte. „Ich wußte um den Zweck Eures Hierseins; ich wußte, daß in Eurem Herzen nur das Bild des Mannes Raum hatte, den ich unzählig oft beneidete, und meine Treue hielt der Enttäuschung stand, die Ihr mir stets von neuem bereitetet. Ich hoffte auf ein Wunder, ein Ungefähr, das meinen Wünschen Erhörung brächte, Ihr aber, gegen jedermann so aller Güte voll, verharrtet in Eurer gewohnten Kälte. Ich liebte Euch noch mehr um Eurer Treue willen und das verwegene Verlangen gewann mehr und mehr Raum in mir, es Euch einmal gestehen zu dürfen, was Ihr vermutlich nicht einmal anhören mögt.“

„Ihr habt recht! Schon dieses überraschende Geständnis zu vernehmen erscheint mir ein Vergehen gegen den, welchen ich liebe.“

„Und dennoch hätte ich mir Eure Nachsicht in reichem Maße zu erwerben gemeint, da ich, einer Lebensgefahr kaum entronnen, die Eure Freunde mir zugedacht, in meinen Gefühlen für Euch unerschüttert bin.“

„Ich beklage, daß der Eifer, dem unglücklichen Prinzen zu dienen, sich zu solchen Mitteln verlieren konnte," sprach Paula ernst, „und ich erkenne Eure Großmut an, es mich nicht entgelten zu lassen, was andere gesündigt. Doch wollet jetzt zu der Sache kommen, die Euch zu mir führte; meine Zeit ist kurz, da ich von hier in Hast und Eile vertrieben worden."

„Ihr reiset schon morgen?" fragte der Marquis.

„Wie Ihr hörtet, ja."

„Und wenn dieser Trennung nie ein Wiedersehen mit ihm folgte, den Ihr zurücklasset?"

Paulas Hände falteten sich. „Gott allein weiß, ob ich ihn wiedersehe," sagte sie gepreßt. „Er kann einen Weg dazu mir zeigen und ich werde nicht aufhören dessen zu warten."

„Habt Ihr keinen Versuch gemacht, den Grafen Siruela umzustimmen und Euch ein ferneres Verweilen zu gestatten?"

„Ich wußte, daß es nutzlos sei. Ich vermag dort nicht mehr zu bitten, wo man mir mit Mißtrauen begegnete."

„Der Gouverneur, edle Frau, glaubt, daß Ihr Euer Wort gebrochen, das zu halten mehr als gewöhnliche Seelenstärke erforderte, denn Frauen sind zu leicht geneigt, jeglichen Verrat, jeglichen Treubruch mit irgend einer beliebigen Notwendigkeit zu entschuldigen, die sie vor dem eigenen Gewissen straffrei macht."

„Glaubt Ihr das auch von mir?"

„Nein, ich würde es niemals glauben, denn ich hatte Gelegenheit, Euch genauer kennen zu lernen

als Euer Oheim, der zunächst Gouverneur von Mailand in Diensten des Grafen-Herzogs und dann erst Mensch ist."

„Dank Euch für Euer Zutrauen, das mir nach Eurem vorigen Geständnisse von doppeltem Werte ist, aber mir keine Hilfe zu bieten vermag."

„Vielleicht doch, Signora, und Ihr erhieltet damit den Beweis, daß meine Anbetung für Euch groß genug, um für Euch zu vollbringen, was kein anderer Mann je auf sich nähme, indem ich Euch den Weg zeige, auf welchem Ihr in die Rocchetta zurückgelangen könnt."

„Ihr, Marquis?" fragte Paula zweifelnd.

„Ihr traut mir nicht," erwiderte er, „weil es Euch undenkbar erscheint, daß ich Euch ohne Lohn diesen Dienst leisten wolle. Hätte ich die Hoffnung, Euch je zu gewinnen, ich ließe Euch jetzt in die Ferne ziehen und folgte Euch in kurzem, Euch als Marquise de la Fuente in meine eigene Heimat zu entführen."

„Nicht weiter," gebot sie, unangenehm berührt, „wenn ich nicht glauben muß, daß Ihr nur gekommen seid, mich mit Euren Beteuerungen verletzen zu wollen."

„Nein, Signora. Liebte ich Euch weniger, achtete ich Euch geringer, sähet Ihr mich heute nicht vor Euch. Hört mich an. Graf Siruela hat es für notwendig erachtet, die ganze Besatzung des Kastells zu wechseln, um völlig sicher zu sein, daß keine geheimen Freunde des Infanten sich dort befinden. Nur ich bleibe dort, dem er vertraut, und zwei Dienerinnen, die mit der Reinigung der Gefängnisse

beschäftigt werden, als die einzigen Personen, die Euch kannten."

Er griff nach seinem Hute. „Ana und Maria, die erwähnten Frauen," fügte er hinzu, „haben jeden Tag ungefähr eine Stunde in dem Gefängnisse Dom Duartes zu thun. Auch ist es ihr Amt, ihm das Frühmahl zu bringen. Beide sind gutmütige Geschöpfe und sie sind arm, Signora, sie würden einem Anerbieten nicht widerstehen, das ihnen eine Verbesserung ihrer Lage dünkte."

Paulas Augen begannen zu leuchten. „Verstehe ich Euch recht, Marquis? Es wäre möglich durch diese Frauen —"

„Nicht sogleich, edle Dame," unterbrach er sie, „aber doch in absehbarer Zeit. Ihr lasset Euch morgen von des Gouverneurs Reitern aus der Stadt geleiten und folgt ihnen gehorsam bis zur Grenze. Von dort begebt Ihr Euch nach Lecco und wartet, bis Ana Giuocati Euch aufsucht, die in dem Orte zu Hause ist und in wenigen Tagen dahin beurlaubt wird, ihre kranke Mutter zu pflegen. Sie kehrt in einigen Wochen zurück und könnte eine jüngere Schwester mitbringen, die ihr in manchen Dingen zur Hand geht. Ich fürchte zuviel zu sagen, Signora. Das übrige mögt Ihr mit ihr selbst verabreden."

„Und wird Graf Rivera die Täuschung nicht entdecken?"

„Auch er bleibt nicht an seinem bisherigen Posten. Sein Nachfolger wird die Dienerinnen nicht beargwöhnen, die in dem Kastell aus und ein gehen."

„So seid Ihr der einzige, Marquis, der mich

verraten könnte," sagte Paula gedankenvoll, „wie Ihr der einzige jetzt seid, der mir neue Hoffnung giebt. Ich war der Verzweiflung nahe, als mich Don Velasco verließ. Ich werde nun meinen Weg mit etwas leichterem Herzen antreten und in Geduld und Ergebung der Zeit warten, die meine Rückkehr ermöglicht. Ich möchte Euch danken und weiß nicht, wie ich es in Worte kleiden soll, was mich erfüllt. Ihr behauptet mich zu lieben, und sucht gleichzeitig den heißen Wunsch mir zu fördern, der dem Glücke eines anderen gilt."

Don Francisco küßte ehrerbietig die Hand, die sie ihm reichte. „Ich habe vier Jahre hindurch Euer Duldertum beobachtet," antwortete er nicht ohne Bewegung. „Ich sah den seltenen Mut, die Kraft, mit der Ihr Euer Leben ertruget, die Seelenstärke, mit der Ihr Euren Gram bekämpftet, damit ein anderer froher sei, und ich lernte zu Euch wie zu einer Heiligen aufblicken, die mit irdischen Frauen nichts mehr gemein hat. Wäret Ihr ein Weib, wie Tausende neben Euch, ich hätte es versucht, Euer Herz so lange zu bestürmen, bis es mir gelungen, jenen daraus zu verdrängen, den ich beneidete, weil er von Euch mit einer Liebe geliebt wird, wie sie nur vereinzelten auf Erden als Göttergeschenk zu teil geworden. Ich haßte ihn um dieser Liebe willen, sowie ich Euch bewunderte, und ich war lange Zeit mit mir uneins, ob ich den Rat Euch geben sollte, den Ihr zuvor empfinget. Dann kam ich in sein Gefängnis; ich sah Euer Bildnis vor ihm stehen, das Ihr ihm unlängst durch den Grafen Rivera

sandtet, und ich dachte an Euren Schmerz, nicht den seinen, wenn Siruela seinen Vorsatz ausführte, Euch von hier zu senden. Ihr liebt mich nicht; Ihr werdet es niemals thun; ich bin Euch einer der Peiniger mehr, die Eduard von Braganza als unerbittliche Wächter umgeben, und auch wenn ich nicht an der Stelle meiner Pflicht stände, Ihr habt für keinen Mann Gedanken und Empfinden, als für ihn allein. Ich muß mich darein ergeben, Eure Gleichgültigkeit zu ertragen, aber ich könnte es nicht ertragen, von Euch gehaßt zu werden, weil ich zu jenen zählte, die die Urheber Eures neuen Schmerzes gewesen."

„Mein Haß konnte Euch nicht treffen," entgegnete Paula, „denn Eure Pflicht, wie hart sie mir zuweilen erschien, durfte ich Euch nicht zum Vorwurfe machen. Ich hielt Euch für einen Feind; jetzt naht Ihr Euch mir als ein ritterlicher Schützer, dessen Edelmut mich mit Staunen und Achtung erfüllt. Lasset Euch an diesem armen Ausdrucke meines Empfindens genügen und bleibt mir der Freund, als welcher Ihr Euch heute erwieset und dessen Beistand mir die unschätzbarste Gabe ist, die ich seit langer Zeit empfing." —

Am anderen Tage verließ Paula die Stadt; sie hatte versucht über Taquets Schicksal noch etwas zu erfahren, doch war sein Aufenthalt nicht zu entdecken; sie mußte vermuten, daß er mit Hilfe seiner Freunde entkommen sei.*)

---

*) Taquet wurde in späteren Jahren von König Joao zum Bischofe von Tanger und dann von Funchal erhoben.

Graf Siruela ließ in dem Franziskanerkloster nachforschen, in welchem der einstige Mönch sich vorübergehend aufgehalten, aber auch dort war er nicht mehr aufzufinden. Der Gouverneur setzte einen Preis auf seinen Kopf; er drohte ihn auf der Stelle töten zu lassen, wenn er ergriffen würde, und den Infanten nach Spanien zu senden, falls noch ein einziger Versuch gemacht würde, ihn zu befreien.

Die neuen Befehle, die er sich von Madrid erbeten, ließen nicht lange auf sich warten. Sie gingen dahin, dem Prinzen von Braganza den Prozeß zu machen, damit die ärgerliche Sache aus der Welt komme, und ihn nicht besser zu behandeln als irgend einen anderen Verbrecher.

Don Velasco begab sich nach Empfang der von Spanien gekommenen Weisungen in das Gefängnis des Infanten. „Ich habe Eurer Hoheit mitzuteilen," redete er ihn an, „daß auf Grund der letzten Anschläge, die Ihr im Verein mit Euren Freunden ersonnen, von dem Grafen-Herzog im Namen Seiner Majestät des Königs mir Verhaltungsmaßregeln zugegangen sind, welche Eurer Hoheit das Entweichen zur Unmöglichkeit machen. Ihr werdet außer Euren Wächtern mit niemand mehr verkehren, auch Eure bisherigen Diener wird man entfernen, um sie durch Soldaten zu ersetzen, welche täglich gewechselt werden."

„Auf diese letztere Vergünstigung ziehe ich vor zu verzichten," erwiderte Duarte stolz, „habt Ihr im Sinne, mich von meinen letzten Getreuen zu trennen, kann ich der Dienste Fremder auch entraten und werde mich in Zukunft selbst bedienen können."

„Es steht in dem Belieben Eurer Hoheit," war die kalte Entgegnung. „Ich habe ferner den Befehl, Euch dieses Schreiben zur Unterschrift vorzulegen, das aus dem Kabinet Seiner Majestät kommt."

Er legte ein Dokument vor den Infanten nieder, das dieser mit den Augen überflog. Es enthielt die Erklärung, daß König Joao ein Usurpator, der widerrechtlich sich ein Reich angeeignet, das einem anderen Herrscher gehöre, und daß die Revolution in Portugal ein ebenso strafbares als verräterisches Beginnen gewesen sei, das man mit allen Mitteln und für alle Zeiten niederzuzwingen habe.

Der Prinz warf das Schriftstück, nachdem er es gelesen, verächtlich auf den Tisch. „Und Ihr mögt glauben, Graf Siruela, daß ich dergleichen unterzeichnen werde?" fragte er.

„Der König und seine Minister fordern es von Euch," antwortete der Gouverneur, „um sich überzeugen zu können, daß Ihr mit dem Herzoge von Braganza nicht im Einverständnis gewesen."

„Sagt meinem einstigen Bekannten, dem Herzoge von Olivarez, daß ich lieber sterben würde, als auf ein solches Ansinnen jemals eingehen," sprach Duarte, „daß ich meine Hand nicht dazu leihen werde, meinen Bruder zu beschimpfen, und daß ich sein Recht auf die neuerworbene Krone vollkommen anerkenne."

„So nimmt Eure Hoheit die Folgen auf sich, die eine derartige Erklärung nach sich ziehen muß?" entgegnete Graf Siruela langsam, mit Betonung.

Duarte maß ihn mit geringschätzigem Blicke. „Verfahrt mit mir, wie es Euch gut dünkt und wie

Euer eigener Vorteil es erheischt. Ihr könnt mich foltern, aber mich nicht zwingen, eine Schandthat zu begehen."

Der Gouverneur schritt zur Thür, einige Worte in den Gang hinauszurufen. In den Kerker traten zwei Soldaten, welche Ketten in den Händen trugen; ihnen folgte ein Schmied mit seinen Werkzeugen.

„Ich bin, da Eure Hoheit auf der Weigerung besteht, jenes Dokument zu unterzeichnen," sprach Don Velasco, „genötigt, zur Ausführung zu bringen, was ich Euch gern erspart hätte. Mir ist befohlen, Euch Ketten anzulegen und es wird zur Stelle geschehen."

Der gefangene Fürst erbleichte unmerklich. Die ihm zugedachte Schmach erschien fast zu groß, um ertragen zu werden. Doch er gönnte seinen Quälern den Triumph nicht, Zeugen einer auch nur vorübergehenden Schwäche zu werden. Wie er mit unbewegten Mienen die Nachricht hingenommen, daß er Paula nicht mehr wiedersehen würde, so stand er auch jetzt in ruhiger Fassung den Soldaten gegenüber, die ihn zu fesseln gekommen und die sich dem Gefangenen nicht zu nähern wagten.

Der Gouverneur gab ihnen ein gebieterisches Zeichen. „Es steht Eurer Hoheit frei," bemerkte er, „ob Ihr an den Händen oder an den Füßen gefesselt sein wollt."

„Ich ziehe es vor, die Kette an dem rechten Arme zu tragen, da Ihr großmütig die Wahl mir stellt," antwortete der Infant ironisch. „Im übrigen überlasse ich es Eurem Geschmacke."

Der Schmied trat vor und legte den eisernen Reifen, an dem die Kette hing, um den Oberarm des Prinzen. Das Schloß befand sich an einem Gürtel, der über der Kleidung des Gefangenen befestigt wurde.

Duarte ließ widerstandslos den Schmied und seine Begleiter gewähren. Die Hände der Männer, die die Kette zu schließen hatten, erwiesen sich seltsam ungeschickt; Graf Siruela herrschte sie an, sich zu beeilen. Auch ihm war es erwünscht, die Prozedur so schnell als möglich abgethan zu sehen.

„Ich habe Eurer Hoheit zum Schlusse noch zu verkündigen," sagte er, als der Schmied mit seiner Arbeit fertig war, „daß man demnächst Euch vor ein Gericht stellen wird, damit Ihr Euch wegen der Anklagen verantwortet, die man wider Euch erhebt."

„Wessen schuldigt man mich an?" entgegnete der Infant.

„Dies wird Eurer Hoheit vor Euren Richtern zur Kenntnis gebracht werden," erwiderte der Gouverneur.

„Und diese Richter," fuhr Duarte fort, „wer sind sie?"

„Das Tribunal wird aus den beiden Senatoren, Don Juan Arias Maldonado, dem Grafen Bartolomeo Arese und dem Großkanzler von Mailand, Don Geronimo Quixada, bestehen."

„Ein solches Tribunal," erklärte der Infant, „habe ich nicht anzuerkennen. Ich bin ein Prinz aus königlichem Hause und kann nur von Fürsten gerichtet werden."

Graf Siruela zuckte die Achseln. „Eurer Hoheit bleibt es anheimgegeben, darüber zu denken, wie es Euch beliebt, doch werdet Ihr es nicht umgehen können, bei den Verhören zu erscheinen. Bis der Urteilsspruch gefällt ist, wird Eure Bewachung die allerstrengste sein und während der Nacht ein Posten in Eurem Zimmer aufgestellt werden."

Er grüßte kurz und verließ mit den Soldaten und dem Schmied das Gefängnis. Duarte wandte sich zu dem Tische, auf welchem seine Bücher lagen; die Kette klirrte bei der Bewegung an seinem Arme und der Klang durchzuckte ihn mit schneidender Schärfe.*)

So würde dieses Klirren ihn jetzt fort und fort begleiten, ihn mit jedem Schritte daran zu mahnen, daß man ihn auf eine Stufe mit Mördern und Verrätern gestellt, und würde je ein Tag erscheinen, an welchem man dieses Merkmal der Verbrecher wieder von ihm löste, oder würde man sie erst dem Toten abnehmen, wenn der Lebende nie mehr in die Reihen freier Menschen zurückkehrte?

Sein Blick fiel auf das Bildnis Paulas, das in lächelnder Schöne ihm gegenüberstand. „Du gingest von mir, meine Heiderose, ohne Abschied, ohne ein Wort der Hoffnung auf ein Wiedersehen, und ich klagte den Himmel an, daß er auch Dich mir entriß, Du meine letzte Blume in der Wüste und mein letzter Stern der Gnade in der Nacht, die

---

*) Auf dem einzigen Bilde, das von Duarte existiert, ist er mit dieser Kette dargestellt.

mich umgiebt. Jetzt fühle ich, daß es besser so gewesen, daß Deinen Augen, die so viel der Thränen schon um mich vergossen, der Anblick erspart bleibt, der Dein Herz von neuem zerreißen würde."

Er drückte seine Lippen auf das Bild und nahm dann eines der Bücher zur Hand, wie sonst durch Lesen und Arbeit seinen Geist von der Gegenwart abzulenken. Die großen Bilder der Vergangenheit, die Tacitus entrollte, sollten ihm heute helfen, für kurze Zeit die neue Schmach zu vergessen, die man ihm zugefügt.

* * *

Gegen Abend erschien ein ihm fremder Soldat in seinem Gefängnisse, ihm seine Dienste anzubieten. Der Infant lehnte sie mit ruhiger Entschlossenheit ab und erklärte, sich ohne Hilfe aus- und ankleiden zu wollen, wenn man seine eigenen Diener ihm vorenthielte.

Der Soldat zog sich zurück. Es kam niemand mehr, den Prinzen zu bedienen, und er wies auch in den folgenden Tagen die Hilfeleistungen anderer zurück.

Der Gouverneur des Kastells entschloß sich endlich, die angeordnete Maßregel wieder aufzuheben. Nach vier Tagen der Abwesenheit durften Claudio Huet und Simao Noè wieder zu ihrem Herrn kommen, und man bestand auf ihrer Entfernung nicht mehr.

Die Anklage gegen ihn war inzwischen fertiggestellt worden. In früher Morgenstunde holte man ihn aus seinem Kerker, um ihn in einen Saal der einstigen herzoglichen Wohnung zu führen, der in Ausnahmefällen zu Gerichtssitzungen diente.

Der Großkanzler, Don Geronimo Quixada, richtete als Vorsitzender die üblichen Fragen an ihn, an welche sich die fünf Punkte der Anklage schlossen.

„Ihr seid des Hochverrates und der Majestätsbeleidigung beschuldigt, Prinz von Braganza," sprach der Großkanzler mit Nachdruck. „Ist Euch dies bewußt? Bekennt Ihr es?"

„Ich kann unmöglich mich eines Vergehens schuldig bekennen," antwortete der Infant, „bevor ich weiß, auf welche Thatsachen sich die wider mich erhobene Anklage stützt. Auch glaube ich dem von mir freiwillig erwählten Kriegsherrn getreu und ohne Verräterei gedient zu haben. Verrat ist, wie es mir erscheint, an keinem anderen als an mir begangen worden."

„Die Anklage behauptet zunächst, daß Ihr um den Aufstand in Portugal wußtet, der gegen die Krone von Spanien gerichtet war, gegen den Beherrscher eines Reiches, das in engster Blutsfreundschaft dem Kaiser, dem Ihr dientet, anverwandt und zugethan ist. Es wäre Eure Pflicht gewesen, Seiner Majestät, dem Kaiser Deutschlands, davon Kenntnis zu geben, damit er seinen hohen und erlauchten Schwager darüber unterrichte."

Duartes Lippe kräuselte sich. „Wenn Ihr mit Euren Worten, Don Quixada, ausdrücken wollt, daß

ich um die plötzliche Erhebung meines Volkes wußte, so irrt Ihr Euch. Ich wußte um seine Bedrückungen, seine Klagen, nicht aber um den kühnen Entschluß, mit dem es seine Vaterlandsliebe zu bekunden unternahm. Doch wäre zu mir, der, fern den Meinen, in deutschen Landen war, die Nachricht davon zuvor gedrungen, ich hätte jene Pflicht, von der Ihr sprecht, nicht anerkannt, mich nicht zum Henker meines Volkes gemacht, das im Kampfe um seine heiligsten Rechte rang."

Der Großkanzler schwieg einen Moment. Die Antwort war zu treffend, um die Anklage, deren Richtigkeit sogar die Richter befangen machen mußte, sogleich fortzusetzen. Der Blick des Grafen Arese, der neben Maldonado saß, ruhte auf dem Gefangenen und es war mehr als Anteilnahme, es war Trauer und geheime Bewunderung darin zu lesen.

„Ihr sollt ferner Eurem Bruder, dem Herzoge Joao von Braganza, beigestanden haben," fuhr der Großkanzler fort, „seine aufrührerischen Pläne auszuführen, in Wort und That ihn ermutigt, ihm in seinem Thun beigestimmt haben. Die Euch kennen bezeugen sogar, daß Ihr bei einem Festmahle auf die Gesundheit des Königs und der Königin von Portugal getrunken."

„Welcher Art der Beistand sein sollte, den ich meinem Bruder, dem Könige, geleistet, ist mir nicht klar," erwiderte Duarte. „Mein Bruder nahm die Krone an, die ihm geboten wurde, ohne meines Rates zu begehren, und Euch, Ihr Herren, wird es allen bekannt sein, daß der Aufstand in Lissabon sowie die Wahl des neuen Königs in dem kurzen

Zeitraume von zwei Tagen sich vollzog. Mit der That aber konnte ich seine Erhebung noch weniger unterstützen, da mir keine eigene Truppenmacht zu Gebote stand, die ich der seinen hätte vereinigen können. Daß es ein Vergehen sein soll, der Gesundheit eines nahen Blutsverwandten und seiner Gemahlin ein Glas darzubringen, habe ich bisher nicht gehört."

„Ihr gabt dem Herzoge den Titel, der ihm nicht gebührte und den er widerrechtlich sich aneignete; darin liegt das Vergehen," bemerkte Don Quixada.

„Ich nannte ihn, wie alle Souveräne Europas, mit Ausnahme des spanischen und des deutschen, ihn bezeichnen. Die Gesandten des Königs von Portugal wurden an allen Höfen empfangen."

„Ihr sollt, dies ist der vierte Punkt der Anklage, zu einem Eurer Begleiter auf der Reise nach Mailand geäußert haben: es wäre Euch lieber gewesen, Ihr hättet den Türken oder den Scythen gedient, als Seiner Majestät, dem Kaiser."

Der Gefangene warf stolz das Haupt zurück. „Ich leugne diese Worte und auch diesen Wunsch nicht," entgegnete er fest, „denn ein ungläubiger Herrscher würde mir vielleicht meine Dienste nicht so gelohnt haben, wie es der christliche gethan."

Wieder traf ihn der Blick des einen seiner Richter lange und ausdrucksvoll. Es wäre allen dreien offenbar willkommener gewesen, der Angeschuldigte, der so frei, so kühn vor ihnen stand, hätte den an ihn gerichteten Fragen weniger offen geantwortet. Doch auch, wenn er das Gegenteil gesprochen,

sie wußten, daß sie ihn den Befehlen gemäß verurteilen mußten, die ihnen von Madrid her zugegangen waren.

„Der letzte Punkt der Anklage,“ nahm Don Quixada von neuem das Wort, „betrifft die Versuche, welche Ihr in Verbindung mit mehreren Personen anstelltet, die sich außerhalb des Kastells befanden, Euch Eurer Haft zu entziehen. Es sind derartige Versuche schon im deutschen Lande und auf dem Wege hierher gemacht worden und nur die Wachsamkeit der Euch bestellten Hüter konnte sie vereiteln.“

„Ich war in Regensburg wider alles Völkerrecht und wider alles Gesetz verhaftet worden,“ sprach Dom Duarte, „ich hatte dem Rufe des Kaisers Folge geleistet, wie es meine Pflicht als Soldat, als Führer seiner Truppen vorschrieb, und erwartete Mitteilungen von Wichtigkeit oder neue Befehle für den Feldzug zu erhalten. Statt dessen warf man mich in ein Gefängnis, man stellte mich keinem Richter gegenüber, der wenigstens den Versuch machen konnte, irgend eine Schuld mir nachzuweisen, und als ich den Kaiser um eine Audienz bitten ließ, wurde mir auch diese verweigert. Ich wußte nicht, was man über mich beschlossen, ich erfuhr erst die volle Größe des über mich verhängten Elends, als ich nach Mailand ausgeliefert wurde, nein, nicht nur ausgeliefert, sondern verkauft, — verkauft für eine geringe Summe Geldes, die mein Bruder zehnfach für mich geben würde, mich aus diesen Banden zu lösen. Könnt Ihr es mir verargen, edle Herren, wenn ich dahin gestrebt, aus eigener Kraft und mit der Hilfe derer, die mir er-

geben waren, die Freiheit mir wieder zu gewinnen, die man ungerecht und verräterisch mir raubte, könnt Ihr es zum Verbrechen stempeln, daß das Verlangen nach Luft, Licht, Sonne, nach frischer That und mutigem Wagen größer in mir ward, als die mir aufgezwungene Unterwerfung in den Willen derer, die mich in meinen Kerker sandten? Sechs Jahre fast sind darüber hingegangen, sechs lange Jahre, die man aus meinem Leben strich, mit denen man die Jugend, die Hoffnung und den Glauben an des Ewigen Gerechtigkeit mir begrub, sechs Jahre der Thatenlosigkeit, des dumpfen Hinbrütens in toter Einsamkeit, und ich sollte es verhehlen, daß ich die Hand ergriffen hätte, die bereit gewesen, mich aus der Kerkernacht wieder in den hellen Tag zu führen?"

Don Quixada wandte sich zu dem an einem Nebentische sitzenden Schreiber. „Ihr habt die Aussagen Seiner Hoheit, des Prinzen von Braganza, getreulich niedergeschrieben?" fragte er.

Der Schreiber bejahte.

„Das Verhör ist für heute zu Ende," sagte der Großkanzler, „man geleite Dom Duarte von Braganza in sein Gefängnis zurück. Ein zweites Verhör wird in acht Tagen stattfinden und diesem erst die Urteilssprechung folgen."

Dreizehntes Kapitel.

Duarte kehrte, von drei Soldaten und dem Lieutenant des Kastells eskortiert, in den Turm zurück, an dessen Pforte der neue Gouverneur, Don Juan Vasques de Coronado, stand.

Der Nachfolger des Grafen Rivera hatte vor diesem den Vorzug größeren Wohlwollens und Zartgefühls für seinen hohen Gefangenen voraus. Er war, so weit es die strengen Vorschriften gestatteten, bestrebt, seine Haft zu mildern; er zog aus eigener Machtvollkommenheit bald nach seiner Ankunft den Posten zurück, der während der Nacht in dem Gefängnisse Duartes weilen sollte, und bestand darauf, daß dem Infanten ein Arzt gesendet würde, weil seine Gesundheit immer schwankender wurde.

Duartes Züge erhellten sich, als er seiner ansichtig ward. Mit jener gewinnenden Leutseligkeit, die ihm eigen war und die sich auch unter seiner jetzigen Umgebung nicht verleugnete, reichte er dem Gouverneur die Hand.

„Ich bin wohl lange ausgeblieben?" fragte er. „Und Ihr waret genötigt, um meinetwillen viel kostbare Zeit zu versäumen, weil Don Geronimo Quixada

so viele Dinge vortrug, auf die ich mich verteidigen sollte."

Der Gouverneur verbeugte sich. „Ich hatte eher im Sinne, Eure Hoheit zu noch längerem Ausbleiben zu überreden," antwortete er. „Die Sonne ist so mild und warm; wollt Ihr Euch nicht noch ein wenig im Hofe ergehen? Don Diego begleitet Euch; ich lasse inzwischen Euer Zimmer lüften und reinigen, das ich arg verstaubt und dumpfig vorgefunden."

„Maria behauptet, sie habe in der letzten Zeit zuviel der Arbeit gehabt, um mehr Sorgfalt darauf zu verwenden," erwiderte Duarte. „Ihr gebt eben auf alles acht; Dank Euch dafür!"

„Es ist zu meinem Bedauern wenig, was ich thun kann," sagte Don Coronado. „Ihr aber, gnädiger Herr, nehmt mit Nachsicht alles auf, was man an Euch versäumt."

„Die fleißigen Spinnen in den Ecken meines Gefängnisses haben mich noch nie verdrossen. Oft schaue ich ihnen zu und möchte von ihnen die Geduld lernen, die sie bei ihrer Arbeit haben, um rastlos stets von neuem zu beginnen, wie oft man auch ihr Werk zerstört."

„Dann wird Eure Hoheit unzufrieden sein, die geschäftigen Arbeiterinnen nicht mehr vorzufinden," meinte der Gouverneur scherzend.

„O, Maria weiß, daß sie mir keine vernichten darf," lächelte der Infant.

„Maria ist heute nicht in Eurem Gefängnisse beschäftigt," entgegnete Don Coronado, „die zweite der Frauen, die hier im Dienste stehen, ist wieder-

gekommen, wie mir Fuente sagte. So darf Maria sich nicht mehr über ihre Last beklagen."

„Ihr meint unsere Ana, die längere Zeit daheim war. Ihr gutes altes Gesicht hat mir gefehlt; Ihr seht, man wird genügsam in den Wünschen, Bekanntes und Vertrautes um sich zu erblicken. Da geht sie selbst, die wackere Alte, aber wer ist denn mit ihr?"

Über den Seitenhof, der durch ein Gitter von dem ersten geschieden war, schritt die langjährige Dienerin des Kastells, an ihrer Rechten eine fremde Begleiterin, deren Gesichtszüge ein faltiges Kopftuch verhüllte.

„Es wird ihre Brudersstochter sein, die sie aus Lecco mitgebracht hat," meinte der Gouverneur gleichgültig. „Sie fragte bei mir an, ob sie sie hier behalten dürfe, um in ihrer Arbeit unterstützt zu werden. — Doch da kommt Soto wieder. Er soll Euch noch eine Stunde im Freien lassen; es ist genug, wenn Ihr bis zur Mittagsmahlzeit wieder in Eurem Zimmer seid."

Duarte schenkte den letzten Worten keine Aufmerksamkeit mehr; sein Blick folgte den beiden Frauen, die jetzt in einer der Seitenpforten des Kastells verschwanden.

Wie seltsam! Der leichte schwebende Gang der jüngeren, das stolze Tragen des Hauptes erinnerte ihn an sie, die seinem Auge wohl für immer entschwunden war, oder zauberte seine Sehnsucht ihm allerorten in trügerischem Gaukelspiele die geliebte Gestalt vor die erregten Sinne?

Der Lieutenant Diego de Soto hatte ihn jetzt erreicht; schweigend wurde der Spaziergang im Hofe fortgesetzt. Auch Soto war erst seit einigen Wochen auf seinem Posten, und allen neuen Bewohnern des Kastells war es auf das strengste untersagt, mit dem fürstlichen Gefangenen mehr als die notwendigsten Worte zu wechseln.

Duarte war diese Vorschrift, von der nur Don Coronado ausgenommen war, heute fast willkommen. In Gedanken verloren durchmaß er das Viereck des Hofes wieder und wieder, bis ihn sein stummer Begleiter daran mahnte, daß die freudlose Wanderung ihr Ende zu nehmen habe.

Von den Wächtern gefolgt ging er in sein Gefängnis zurück; es war die Zeit, da ihm seine Mittagsmahlzeit gebracht zu werden pflegte. Dort auf dem Tische stand bereits das Gerät und neben dem Becher, aus dem er zu trinken gewohnt war, lag eine Rose.

Duarte lächelte unwillkürlich Wer hatte sie hierhergelegt, ihn zu erfreuen, der so lange schon kein grünes Blatt und keine Blume mehr gesehen? Kam die Aufmerksamkeit von Ana, der guten mürrischen Alten, die so gerne brummte und dennoch ihn in kranken Tagen mit der Sorgfalt einer Mutter umgab? Nun, dafür sollte sie auch wieder ein Geschenk erhalten, wie schon zu häufigen Malen, und er wollte ihr sagen, daß sie ihm in den letzten Monaten arg gefehlt habe. —

Claudio trat ein, ihm das Essen zu bringen; der Infant nahm nur wenig zu sich. Das Verhör

des heutigen Morgens beschäftigte ihn, welches würde das Ergebnis dieser Verhandlungen sein, bei welchen er — wie deutlich fühlte er es — gerichtet war, noch ehe man ihn angeklagt? Würde es der Tod sein, den man ihm bestimmt, würde er zu ewiger Einschließung verurteilt werden und sollten diesen hier vertrauerten Jahren noch eine lange Reihe gleicher folgen, bis seines Lebens Mark sich endlich in Siechtum und Gram völlig verzehrt hatte? Dann war es wohl besser, ein rascher Tod brachte ihm die Erlösung, die er so oft in heißem Gebete erfleht hatte; es schien ihm, als habe er seinen Richtern zu danken, wenn sie dieses Urteil über ihn fällten.

Sein Diener hatte die Reste der Speisen hinweggeräumt. „Befiehlt Eure Hoheit noch etwas?“ fragte er.

„Nein, Du kannst gehen.“

„Ana,“ fuhr Claudio fort, „hat Eurer Hoheit einige Früchte mitgebracht. Sie wollte sie durch ihre Bruderstochter schicken, wenn Eure Hoheit sie annehmen will.“

„Sie soll selbst kommen; ich möchte kein fremdes Gesicht sehen, nachdem hier alles um mich sich geändert hat.“

Der Diener zog sich zurück. Die Thür wurde leise geöffnet, Duarte hörte hinter seinem Sessel Schritte, doch es war nicht der schwere Fuß der alten Dienerin; so hatte sie trotz seiner Ablehnung ihre Begleiterin geschickt. Er las in seinem Buche weiter, ohne sich umzuwenden.

„Setzt Anas Gabe auf den Tisch dort,“ sagte er nur, „ich werde ihr später danken.“

Die von der Alten gesandte Botin machte keine Miene, sich zu entfernen; er vernahm hinter sich ihr unterdrücktes Schluchzen; betroffen schaute er sich um.

„Was ist Euch? Was begehrt Ihr?“ wollte er fragen, doch er kam nicht mehr dazu.

Das angebliche Landmädchen in lombardischer Tracht hatte das verhüllende Kopftuch herabgerissen und war zu den Füßen des Gefangenen niedergestürzt.

„Duarte!“

Der Name, so voller Jubel, so voller Schmerz, durchtönte das Gemach, — war es denn Wirklichkeit, war es nicht dennoch ein Blendwerk, das ihn täuschte? — Zwei weiche Arme schlangen sich um ihn und sie, die er für immer verloren geglaubt, lag schluchzend an seiner Brust.

„Geliebteste!“

Er wollte sie in seine Arme schließen; bei dem Klirren seiner Kette fuhr sie empor, mit wirren, entsetzten Blicken ihn anzuschauen.

„In Ketten — Du?“ rang es sich von ihren Lippen und verzweifelnd schlug sie die Hände vor das Angesicht.

Er gewann es über sich zu lächeln. „Es ist der rechte Arm nur,“ sagte er in ruhigem Tone, „man ließ den linken mir frei, Dich an mein Herz zu nehmen.“

Sie berührte wie zagend das Eisen. „Man

sagte mir nichts davon," murmelte sie, „und so muß ich Dich nach der bitteren Trennung wiederfinden."

„Denke jetzt nicht an die Kette, mein Lieb, mein Leben," bat er. „Du wieder mein, — es ist alles, was ich zu erfassen vermag. Wie kommst Du hierher, die man mir als Anas Bruderstochter nannte und die ich zu empfangen fast verweigern wollte? Wie war es Dir möglich, von Späherblicken unerkannt zu bleiben? Und weiß Dein Oheim Siruela darum?"

„Er weiß es nicht und erführe er es je, wäre es vielleicht um mich und die geschehen, die mir zu dieser Verkleidung halfen. Ich werde jetzt als Anas Nichte im Kastell bleiben und ihren Dienst bei Dir übernehmen."

„Nicht doch, Geliebte; welcher Gefahr setzest Du Dich aus! Wenn man Dich entdeckte!"

„Es kennt mich niemand außer dem Marquis, und er gelobte mir zu schweigen. Die beiden Frauen haben das Versprechen erhalten, daß sie für ihre ganze Lebenszeit ein Jahrgehalt von mir ausgesetzt bekommen werden, wenn sie mich nicht verraten, sondern mir getreulich beistehen."

„Aber Deine Stellung hier, der unwürdige Aufenthalt, den Du unmöglich ertragen kannst?"

Sie schmiegte sich fest an ihn. „Du erträgst ihn," sagte sie leise, „und ich sollte mich scheuen, ein Leben auf mich zu nehmen, das noch nicht den geringsten Teil Deiner Leiden aufwiegt? Freudig wollte ich alles mit Dir teilen, ohne Weigern die schwerste Entbehrung auf mich nehmen, nur damit Du

es empfändest, daß Deine Paula mit Dir leidet, da sie Dich nicht retten konnte."

Er küßte ihr die Thränen hinweg, die von neuem über ihre Wangen flossen, und sprach wirre, abgerissene Worte dabei! Tödliche Liebe, tödlicher Schmerz wogten durch seine Seele; wußte sie bereits, daß mit dem heutigen Tage das Verfahren wider ihn begonnen, daß vielleicht nur Monde oder Wochen von dem ewigen Scheiden sie trennten?

„Wie Du blaß bist," murmelte er, „und doch wie schön! Ich meinte, Dein Bild sei unvergänglich meinem Herzen eingeprägt und schaue Dich an, als hätte ich Dich nie gesehen. Sprich wieder zu mir, wie sonst; erst wenn ich Deine Stimme höre, läßt der dumpfe Bann von mir, in dem ich wähne, daß Deine Traumgestalt meinen Armen entweicht."

Sie hatte sich etwas gefaßt; ihr starker Geist zwang wie oftmals zuvor den Gram zurück und sie erinnerte sich, daß es ihr Vorsatz gewesen, zu seinem Troste zu ihm kommen zu wollen.

„Ich wollte schon vor längerer Zeit zu Dir zurückkehren," sprach sie, „es war nicht ratsam, weil Graf Rivera noch auf seinem Posten geblieben. Der Marquis ließ mich wissen, daß ich noch mehrere Monate zu warten habe; so eilte ich in Hast nach Deutschland, dort einiges zu ordnen und die Schwestern wiederzusehen."

„Vincentia und Armgard, meine kleinen Freundinnen," sagte er traurig; „wie ist die Zeit vergangen, seit ich mich in Leipheim mit ihnen durch

den Garten jagte. Sie müssen inzwischen zu Jungfrauen herangeblüht sein."

„Vincentia ist fünfzehn Jahre alt," erwiderte Paula, „und ein liebliches Mädchen geworden. Eberhard von Stubenberg wirbt um ihre Hand und ich habe sie vor meiner Abreise ihm anverlobt."

„So wird er zufrieden sein, daß er nicht darauf bestand, Marcella zur Frau zu haben. Die Heirat mit Deiner Schwester ist jedenfalls auch seinen Eltern willkommen."

„Herr Lorenz und seine Gattin sind dessen hocherfreut, wie es auch meine Mutter ist, die ihr vergnüglich Leben weiterführt und es lebhaft wünscht, daß auch Armgard sich bald vermähle."

„Und war Deine Mutter noch so unzufrieden wie vor Jahren mit Dir, meine Paula, weil Du ihren vernünftigen Ratschlägen nicht folgtest?"

„Ich blieb nicht lange genug in Graz, um mehr als vorübergehend mit ihr darüber zu sprechen, da ich nach Wien mußte, die Gelder zu erheben, welche als Heiratsgut Vincentias bestimmt waren. Dorthin nahm ich die Schwestern beide mit, um ihre Gesellschaft noch zu genießen, und wir trafen in Wien mit Andrea und den Ihren zusammen."

„Es geht ihnen gut, wie ich hoffe," bemerkte Duarte in Gedanken verloren.

„Sie sind unendlich glücklich, wie es auch Marcella ist, die ich als fröhliche Meisterin und als Mutter zweier prächtiger Knaben fand."

Sie schwieg und auch er erwiderte nichts. Die Glücklichen dort droben im Norden standen vor ihres

Geistes Blicken; sie durften frei und stolz einander vor der Welt angehören und ihre Liebe durfte in tausend Beweisen dort vergelten, wo sie einstmals die höchsten Opfer empfing; die Sonne, die ihnen lachte, war kein flüchtiger Winterstrahl, der durch das Gitter eines Kerkers fiel.

Er erriet, was sie bewegte. „Ich muß die trüben Gedanken, die in Dir aufsteigen, von Deiner Stirn hinwegküssen, damit sie klar und rein bleibe, wie ich sie stets gekannt," sprach er. „Wie ist das Menschenherz ein trotzig und begehrlich Ding! Soeben waren wir dankerfüllt, daß wir wieder vereint, und schon ist dies nicht mehr genug, weil andere glücklicher sind."

„Du hast recht," antwortete sie mit leiser Wehmut, „wir sollten zufrieden sein mit dem, was uns durch die Großmut eines Feindes geworden, und nicht daran denken, daß es mehr sein könnte. In den verflossenen Jahren sah ich Dich in langen Zwischenräumen nur; jetzt darf mir niemand wehren, jeden Tag bei Dir zu sein."

„Um Anas Dienste zu übernehmen?" scherzte er.

„Sei nicht bange; Ana, die Dich zärtlich liebt, würde dessen schnell eifersüchtig werden. Sie will mir nur gestatten, Dir das Frühmahl und wie heute einige Früchte zu bringen oder irgend etwas anderes, das der Gouverneur Dir zu Deiner Stärkung sendet."

„Und wirst Du mit den beiden Frauen im Kastell wohnen? Ich kann es Dir nicht aussprechen, wie mich die Vorstellung bedrückt, Dich in solcher

Umgebung, fern aller gewohnten Bequemlichkeit zu wissen."

„Ich habe in dem Nebengebäude, das sich an der Südseite des Hofes befindet, eine kleine Kammer für mich erhalten, die an das Zimmer Anas und Marias stößt. Sie wollen sie mir noch einrichten, so gut es geht, denn beide wetteifern darin, mir dienstbar zu sein. Das Fenster geht auf den Hof, so daß ich den Turm sehen kann, in dem Du bist, und bin ich nicht selbst bei Dir, wirst Du wissen, daß meine Blicke auf der Mauer festgebannt haften, die Dich umschließt, wie meine Gedanken, meine Sehnsucht stets in diesem Raume weilen werden."

* * *

Eine Woche später fand ein zweites Verhör des Infanten statt, dem noch ein drittes und viertes folgte. Es war für seine Richter eine schwierige Aufgabe, aus seinen klaren und treffenden Antworten, welchen das Bewußtsein seiner völligen Schuldlosigkeit noch einen größeren Nachdruck verlieh, eine Anklage formen zu können, so wie sie von Madrid her verlangt wurde. Man mußte sich daher entschließen, den von Dom Duarte gesprochenen Worten, wie es in den Inqusitorialverfahren geschah, einen beliebig anderen Sinn unterzulegen, um den königlichen Befehlen Genüge thun zu können.

Von den drei eingesetzten Richtern war Don Juan Maldonado eines plötzlichen Todes gestorben; an seine Stelle trat Don Fernando de Castro ein, der

den Prinzen von Madrid her kannte und nur mit äußerstem Widerstreben das ihm übertragene Amt annahm.

Nach monatelangen Beratungen wurde der Tag des Urteilsspruches endlich festgesetzt und über den Prinzen von Braganza, der des Hochverrates und des Verbrechens schwerer Majestätsbeleidigung sich schuldig gemacht habe, die Todesstrafe verhängt.

Duarte hörte das fast erwartete Urteil mit unbewegter Fassung an. Nur als der Großkanzler ihn, wie üblich befragte, ob er dem Urteile noch etwas hinzuzufügen habe, trat er dem Tische um einen Schritt näher, an welchem die Richter saßen.

„Ich habe gegen das Urteil nichts einzuwenden," sprach er verachtend, „das weise und erfahrene Männer doch wohl nach gewissenhafter Prüfung der Thatsachen, nach Recht und Überzeugung gesprochen. Zu danken habe ich Euch vielmehr, meine Richter, daß Ihr die lange Pein mir mit einem einzigen kurzen Worte endet. Der Tod kann mir, dem man das Leben längst schon gänzlich vernichtet, kein Schrecknis, keine Strafe, er kann mir nur Befreier eines endlosen Elends sein. — Euch, Marquis von Gallarat," wandte er sich an seinen Verteidiger, „danke ich gleichfalls, daß Ihr Euch soviel Mühe gabet, den zu retten, der schon bei dem Beginne des Verfahrens rettungslos verloren war, Euch, Don Fernando de Castro, für Euer Widerstreben, in das Urteil zu willigen, das Euch vorgeschrieben worden."

Der letzte der Angeredeten wandte sich halb ab. „Ich habe bereits viele Urteile zu sprechen ge-

habt," erwiderte er mit stockender Stimme, „nie aber ist mir eines derselben so schwer gefallen, als das heutige. Versucht, mein Prinz, uns zu verzeihen, was wir thaten, und gestattet, für Euch die Gnade des Königs anzurufen."

Duarte machte eine abwehrende Bewegung. „Auf eine Gnade des spanischen Königs werde ich jederzeit verzichten," erklärte er fest. „Ich würde seine Gnade nicht einmal heischen, fühlte ich mich schuldig, mein Leben aber wird nicht einer Schuld, es wird dem Hasse und der Rache geopfert. — Ihr thatet Eure Pflicht; ich werde auch in meiner Todesstunde Eurer ohne Groll gedenken."

Er schritt zur Thür; de Castro eilte ihm nach und küßte dem von ihm Verurteilten die Hand.

In seinem Gefängnisse erwartete ihn Paula, die den Tisch zu seiner Mahlzeit hergerichtet hatte und in tödlicher Spannung des Ergebnisses der Sitzung harrte. Ein Blick auf sein ernstes Antlitz verriet ihr, was sich zugetragen, noch ehe er gesprochen.

„Du bist verurteilt?" stieß sie mit bleichen Lippen hervor.

Er nahm sie in die Arme und strich sanft ihr Haar zurück. „Ich bin es, Geliebte," antwortete er gefaßt, „und ich empfinde dabei nur den einen Schmerz: Dich mit dieser Nachricht verwunden zu müssen."

Sie drückte ihre Hände gegen beide Schläfen, die das darin hämmernde Blut zu zersprengen drohte; ihre großen thränenleeren Augen starrten vor sich hin.

„Du hast mich oft und oft auf die Gerechtigkeit Gottes vertröstet, wenn ich die Menschen blinder Willkür anklagte," sprach sie bitter. „Wo ist der Gott, zu dem wir alle für Dich beteten, und dringt in seinen fernen Himmel keine, keine Stimme zu ihm, die ein ungeheures Menschenleid abzuwenden strebt? Ist unser Flehen, unserer Herzen Angst, der Aufschrei der Verzweiflung ungehört verhallt?"

„O Paula, einzigteure, fasse Dich," sagte er mild. „Nicht wir sind es, die sich vermessen dürfen, unser Schicksal lenken zu wollen, noch ihn, der über uns ist, in seinen Entschlüssen wankend zu machen. Wir haben nicht das Recht, es zu verlangen, daß unsere Bitten das unabänderlich über uns Verhängte abwenden; wir müssen es in Demut auf uns nehmen, wie er es schickt."

„Wozu dann beten?" war die düstere Entgegnung. „Wozu im Staube liegen vor ihm, den wir Vater nennen sollen und der sich hart und kalt vor seiner Kinder Bitten verschließt? Woher sollen wir das Vertrauen zu dem Herrn unserer Geschicke schöpfen, wenn er dort grausam straft, wo keine Schuld vorhanden und den geduldig und klaglos Leidenden noch tiefer in den Abgrund stößt? Wir nennen die Menschen ungerecht und mitleidlos, die Dich durch lange Jahre verfolgten und marterten. So sprich mir nicht von der Allgüte, von der Allgerechtigkeit dessen, der es zuließ, daß man sich so weit an Dir versündigen durfte."

Er suchte sie vergebens zu beruhigen. „Mein Herz, mein Trost, Du über alles Geliebte, sprich

nicht diese wilden Worte, die Dir der Himmel gnädig verzeihen möge, weil sie der Verzweiflung Deines Schmerzes entsprangen. Erinnere Dich, daß bitterer als der Tod ein vielleicht langes Leben in diesen Mauern mir sein müßte. Du warst es, die durch Dein heldenmütig Opfer es mich ertragen lehrte, Du warst es, deren Liebe mir stets neuen Mut gab, doch weißt Du denn, ob Du nicht abermals gezwungen würdest, mich zu verlassen, weißt Du, ob Deine Kraft ausreichend sei, in dieser lichtlosen Einsamkeit weiterzuleben, wie Du es bisher gethan? Ob Du nicht endlich Sehnsucht nach der Welt wieder empfändest, die Du um meinetwillen aufgegeben, weißt Du, ob Du bis zu meinem Ende bei mir ausharren könntest, ob nicht ein Scheiden für uns beide kommen kann, das schmerzvoller als jenes andere ist?"

Sie richtete den Blick vorwurfsvoll auf ihn. „Du glaubst an mich nicht, wenn Du so zu sprechen vermagst."

„Ich glaube an Dich, wie an das Edelste auf Erden und wie an das Erbarmen meines Erlösers; ich würde freudiger noch in den Tod gehen, könnte ich Dich mit mir nehmen, sowie ich mich Dir fest verbunden auch über das Grab hinaus fühle, das sich jetzt vor mir geöffnet hat."

„Und warum wollen wir nicht zusammen gehen, Duarte?" fragte sie in eigentümlich bedecktem Tone. „Warum willst Du Deinen Feinden noch den letzten Triumph gönnen, Dich als ein Schauspiel für die Menge auf das Blutgerüst zu schleppen oder hinter=

listig in Deinem Kerker Dich zu überfallen? Ich habe, ehe ich zum zweiten Male zu Dir kam, mir ein Mittel zu verschaffen gewußt, das mir den Ausweg aus des Daseins Wirren zeigt, wenn alles andere fehlschlagen sollte. Es reicht für mich und Dich, Geliebter. Teile es mit mir; heute abend noch kann unsere Erdenqual vorüber sein und wir in ewigem Schlafe unser langes Leid vergessen."

Duarte schloß mit einem Kusse ihre Lippen. „Nicht so, meine Paula, möge unser Ende sein, nicht in Auflehnung und Empörung lasse uns das Ziel suchen, wie sehnsuchtswert es uns auch scheine, nicht mit schwerster Sünde belastet an den Thron dessen treten, der der Herr ist über unser Leben, unsern Tod. Lasse uns beide um Kraft bitten, uns dem Unerforschlichen zu beugen und es wird in Deiner Seele stille werden, wie zuvor. Glaubst Du denn an keine Wunder mehr? Er, von dem Du Dich in einem Augenblicke der Verzweiflung gewandt, kann Deinen Kleinmut beschämen und im Wunder seiner Gnade wirst Du das Vertrauen wiederfinden oder in reuiger Ergebung Dich wieder sein Kind fühlen."

* *
*

Die Kunde des Prozesses wider Duarte, das über ihn gesprochene Todesurteil hatten abermals die weitesten Kreise erregt, und aller Augen richteten sich nach Mailand, wo seit fast sechs Jahren der unglückliche Prinz in harter Gefangenschaft eingeschlossen war.

Noch einmal erhob auf dem Kongresse zu Münster der portugiesische Gesandte, Luis Pereira de Castro, seine Stimme, um gegen die unerhörte Vergewaltigung eines freien Fürsten zu protestieren. Sie verhallte wirkungslos. Man hatte wichtigere Interessen zu vertreten, als das Schicksal eines Mannes, dessen Tod oder Leben den hadernden Parteien nicht den geringsten Vorteil verschaffte; man durfte es um seinetwillen mit keiner der Mächte verderben, von der man eine Vermehrung des eigenen Besitzes, oder einen sonstigen entscheidenden Einfluß erwarten durfte.

Auch an den Hof König Joaos war die Schreckensbotschaft der Verurteilung Duartes gedrungen und hatte dort die lebhafteste Unruhe, die tiefste Betrübnis hervorgerufen. Alle Mittel waren fehlgeschlagen, die der König zur Befreiung des geliebten Bruders versucht hatte, und die letzte Hoffnung schwand dahin, wenn nicht von Frankreich endlich noch die Hilfe kam.

Graf Vidigueira war von Paris abberufen worden, um in Lissabon Mitglied des Staatsrates zu werden; außerordentlicher Gesandter in Paris war der Marquis von Niza, den Joao mit den weitgehendsten Vollmachten ausgerüstet hatte, um bei Mazarin energischen Beistand für den bedrohten Infanten zu erreichen.

Portugal sollte Frankreich in seinen auswärtigen Kriegen mit zwei Schiffen unterstützen, der Kardinal das Erzbistum Evora erhalten, falls seine Verwendung von Erfolg sei. Außerdem verpflichtete sich der

König, der Mazarins Habsucht kannte, zu der Zahlung einer größeren Geldsumme, die der Lenker Frankreichs selbst bestimmen sollte.*)

Mazarin ließ sich durch die dringenden Vorstellungen des Gesandten und, mehr noch, durch die Aussicht auf erheblichen Gewinn erweichen; er versprach, auf keinen Frieden mit Spanien einzugehen, wenn nicht die Freiheit des Infanten ausdrücklich darin bewilligt sei, und wies seine Gesandten auf dem Kongresse zu Münster an, auf ihrer Forderung bis zum äußersten zu bestehen.

Auf eine sofortige Freilassung des Gefangenen war nicht zu zählen, da die Verhandlungen des Kongresses infolge des zu bewältigenden Materiales sich in unabsehbare Länge ziehen mußten; immerhin jedoch versprach das Auftreten des Kardinals eine bessere Bürgschaft des Gelingens, als die bisherigen Anerbieten Joaos an Spanien, die von Philipp mit Geringschätzung und Hohn zurückgewiesen worden.

In Madrid waren inzwischen die Akten des Prozesses eingegangen**) und der Staatsrat hatte ihre Prüfung vorgenommen. Auch mit dem gefügigsten Willen, dem Könige zu dienen, war es fast unmöglich, zur Bestätigung des Todesurteils anzuraten, gegen das sich nicht nur Recht und Billigkeit, sondern auch alle Gründe der Vernunft erhoben.

*) Der König hatte Mazarin 100,000 Cruzados geboten, der Kardinal verlangte das Doppelte, also 600,000 Frcs.

**) Sie wurden erst im Januar des Jahres 1647 von Mailand abgesandt, weil die Richter selbst das Urteil als zu wenig begründet erachteten.

Philipp selbst zögerte, das Todesurteil zu unterschreiben, als es ihm nach langen Beratungen vorgelegt wurde. Er berief seine ersten Minister zu sich, um in geheimer Sitzung ihre Ansichten zu hören. Über das Ergebnis dieser Sitzung wurde in der Öffentlichkeit nichts bekannt; man hörte nur, daß der König gesonnen sei, für den Verurteilten Gnade walten zu lassen, oder in Unterhandlungen über ihn mit Frankreich stände, dann trat vor anderen Ereignissen die Gestalt des Gefangenen der Rocchetta zurück und man gedachte seiner nicht mehr.

Vierzehntes Kapitel.

Graf Siruela kehrte von einem Besichtigungsritte in sein Haus zurück. Seine Stirn war umwölkt, sein Auge finster; es waren offenbar Gedanken unerfreulichster Art, die ihn beschäftigten.

„War der Kapitän de la Fuente schon hier?“ fragte er den Diener, der ihm entgegeneilte.

„Der Herr Kapitän wartet bereits droben,“ meldete der Gefragte.

Der Gouverneur stieg die Treppe hinan, um sich in das Zimmer zu begeben, wo ihm die Meldungen erstattet wurden.

„Was habt Ihr mir Neues aus der Rocchetta zu berichten?“ redete er den Marquis rasch an.

„Nur, daß Dom Duarte abermals erkrankt ist, und seine Kräfte sichtlich abnehmen,“ antwortete der Marquis.

„Sonst nichts?“ forschte der Gouverneur, seinen Untergebenen scharf in das Auge fassend.

„Sonst nichts, mein General,“ lautete die gelassene Erwiderung.

„Hat man einen Arzt zu ihm gerufen?“

„Don Coronado ließ den Doktor Saroldoni kommen, wie das letzte Mal.“

„Warum nicht Julio Solari?“ fragte der Graf.

„Der Infant scheint jenen vorzuziehen, wenigstens meinte es der Gouverneur.“

„Das kommt hierbei nicht in Betracht,“ sagte Siruela kurz, „ein nächstes Mal geht Solari zu ihm, wie ich es angeordnet habe.“

Er machte einige Gänge durch das Zimmer und blieb dann vor Fuente stehen.

„Ich habe Eure Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue in einer Reihe von Jahren erprobt, Marquis,“ begann er von neuem, „und ich weiß, daß ich Euch mein Vertrauen schenken kann. Seit einiger Zeit aber glaube ich zu gewahren, daß Ihr für den Gefangenen eine wärmere Teilnahme hegt, als früher, und ich wünsche zu wissen, woher diese ihren Ursprung hat.“

„Die Teilnahme, die ich zuweilen für Dom Duarte zeigte,“ antwortete der Marquis, „hat ihren sehr erklärlichen Grund darin, daß er in jüngster Zeit mehr als zuvor zu leiden scheint. Die Ungewißheit, welche nun schon länger als ein Jahr über die Vollstreckung des Urteils andauert, würde auch den stärksten Geist aufreiben. Er trägt es standhaft, aber er erscheint uns allen darum doppelt mitleidwürdig.“

„Dieser Zustand muß ein Ende nehmen,“ erklärte der Gouverneur. „Seine Majestät wünscht, daß er endlich von dieser ganzen Angelegenheit nichts mehr höre, und das kann nur durch den Tod des Prinzen geschehen.“

„So ist die Bestätigung des Urteils eingetroffen?“ fragte der Marquis.

„Nicht diese,“ erwiderte der Gouverneur etwas zögernd, „doch giebt es ja Mittel, das Leben eines Menschen zu enden, ohne das lästige Aufsehen, das eine Hinrichtung erregt.“

„Das bedeutet, Ihr habt den Auftrag, den Infanten auf andere Art aus dem Wege zu räumen.“

„Wie Ihr es nehmen wollt. Es ist des Königs Wille, daß der Gefangene verschwinde und zwar in einer Weise, als ob ein natürlicher Tod ihn dahingerafft habe. Der Arzt, der ihn behandelt, wird nicht in Verlegenheit sein, dies zu bewerkstelligen. Schickt mir noch heute Doktor Solari, daß ich mit ihm rede.“

„Und wenn er es ablehnt oder Euch verrät?“

„Er wird es nicht,“ war die kalte Antwort, „sein Lohn ist ihm in einem Falle sicher, im anderen seine Strafe.“

„Der Infant könnte gewarnt werden.“

„Nur durch ihn, dem ich das Geheimnis anvertraute,“ fiel der Graf ein. „Ich zweifle, daß Ihr es thun werdet.“

Auch der Marquis zweifelte daran; seine Teilnahme für den Prinzen ging nicht so weit, seine eigene Zukunft durch die Warnung an ihn gefährden zu wollen. Ein Menschenleben war schon mehr als einmal auf diese Art vernichtet worden; er blieb dem Tode ohnedies verfallen und starb er jetzt — es durchzuckte Fuente — dann war Paula frei.

Der Gouverneur hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. „Ich wüßte niemand, dem das Hinscheiden des Prinzen von Braganza nicht eine willkommene

Lösung all der Verwickelungen wäre, die seine Gefangenschaft mit sich brachte," fügte er hinzu. „Seine Majestät, der König, wird abermals von den verschiedensten Seiten gedrängt, ihn freizugeben. Schon haben die französischen Abgesandten die Drohung ausgestoßen, den Friedenskongreß zu verlassen, wenn ihr Verlangen nicht erfüllt würde, und die Feindseligkeiten gegen Spanien sollen zu Wasser und zu Lande von neuem eröffnet werden. Kehrt aber der Infant in seine Heimat zurück, so sind die Portugiesen um einen Feldherrn reicher, dessen Mut und Tapferkeit durch seinen Rachedurst gegen uns, seine Feinde, verdoppelt wird, und er wird in dem Kampfe um die Herrschaft seines Bruders die festeste Stütze des Hauses Braganza werden. Nein, er darf nicht leben; der König will dieses gefährlichen Feindes entledigt sein; ich bin sein Diener und ich habe zu gehorchen."

Der Marquis verzog keine Miene. „Wann befehlt Ihr, General, daß Doktor Solari erscheine?"

„Ich werde um die dritte Stunde für ihn zu sprechen sein. Noch eins, Marquis," rief er, als Fuente sich zum Gehen wandte, „Ihr bewarbet Euch ja um den Posten des Gouverneurs, als Rivera abberufen wurde. Coronado wird nicht lange bleiben; ich werde Eures Wunsches dann gedenken."

*   *
*

Don Francisco kehrte in tiefen Gedanken in das Kastell zurück. Es hatte nicht anders kommen

können; es war ihm klar gewesen von jenem ersten Abende an, da sich die Thore der Rocchetta hinter dem Bruder Joaos IV. geschlossen hatten. Er kannte die Meinung der spanischen Gewalthaber besser als ein anderer, seit man ihn vor beinahe sieben Jahren zum Wächter des Gefangenen bestellt hatte; er wußte, daß der portugiesische Infant schon längst ein verlorener Mann gewesen, daß auch die Unterhandlungen, die Philipp mit dem Kardinale führte, nur für den Schein berechnet waren, daß der König lieber eine Provinz seines Reiches opfern würde, als diesen Triumph seiner Rachgier, der erst seine volle Höhe erreichen konnte, wenn Joao sich überzeugen mußte, daß alle seine Opfer für den einzigen Bruder, alle seine Sorge, alle seine Bitten nichts gefruchtet, daß ihm als ewig brennende Wunde die Erinnerung bleiben müsse, der Heldenmütige, der Hochherzige, der Herrliche sei ihm gemordet worden als Sühne für seine eigene Schuld und Größe.

Oftmals in den vergangenen Jahren, wenn Fuente vor des Gefangenen standhaftem Duldertum zum Mitleid sich für ihn bewegt fühlte, hatte er das widerwärtige Spionenamt niederlegen, um einen anderen Posten nachsuchen wollen, dann aber waren es andere Bande gewesen, die ihn hielten, und diese Bande zu brechen fehlte ihm die Kraft.

Wie thöricht, sich in eine Leidenschaft zu verlieren, die nicht einmal erwidert wurde! Aber vielleicht eben darum! Was lag an einem Siege, der ohne Kampf und Mühe errungen worden, welch ein anderer Triumph mußte es sein, dieses königliche

Geschöpf endlich für sich zu gewinnen, das mit dem kühnen Mute der Heldin die tiefste Hingebung des liebenden Weibes verband? Was waren andere Frauen neben Paula Guilerin, deren Sklave auf ewig zu werden die Erfüllung seines heißesten Begehrens umschloß? Und war er nicht um ihretwillen schon der gelobten Pflicht treulos geworden, hatte er sich nicht in ihren Dienst gestellt, als er, dem Befehle des Gouverneurs trotzend, ihr das Mittel in die Hand gab, nach Mailand zurückzukehren?

Er hatte ein gewagtes Spiel getrieben, aber er konnte nicht anders. Es war nicht ihr Schmerz allein, der ihn in jener Nacht bewogen, zu ihr zu gehen, er hatte ebensowohl an sich gedacht, als er sie zurück an den Platz rief, den sie ersehnte. Welches Frauenherz war nicht endlich wandelbar, wenn Hoffnungslosigkeit und Trauer beständig neben seiner Liebe standen? Es konnte der Tag kommen, da die Dankbarkeit, die sie für ihn empfand, sich in ein anderes Gewand kleidete.

Und jetzt war dieser Tag durch die letzte Entscheidung von Madrid in größere Nähe gerückt. Duarte war dem Tode geweiht; in wenigen Monden, vielleicht Wochen war das dunkle Werk der Ärzte vollendet; das schutzlose Weib, das um den Toten trauerte, war abermals dann auf seine Ergebenheit, seine Hilfe angewiesen.

Ihm schwindelte bei dieser Vorstellung. — Nein, nein, kein falsches Mitgefühl jetzt noch mit dem Geopferten; er hatte für ihn gethan, was ihm selbst höchste Überwindung gekostet, indem er ihm das ge-

liebte Weib wiedergab, und wenn er es auch gewollt, er konnte ihn nicht retten, für den sich in dieser oder jener Gestalt der bestellte Mörder finden würde.

Dort kam sie, welcher er soeben gedachte, den Gang herab, der zu seinem Zimmer führte. Er trat ihr entgegen, sie zu begrüßen.

„Ihr suchtet mich, edle Frau?" fragte er, sich vor ihr verneigend.

„Ja, Don Francisco," antwortete Paula unbefangen, „ich wollte Euch die Bücher zurückbringen, die der Prinz gelesen, und Euch bitten, sie durch andere zu ersetzen."

Er nahm ihr diensteifrig die Bücher ab. „Wollet die Gnade haben, in mein Zimmer einzutreten," sagte er, „die Bücher sind dort und ich möchte Euch nicht auf dem Gange warten lassen."

Sie zögerte einen Moment. „In Euer Zimmer, Marquis?"

„Wir stehen bereits davor," bemerkte er, „und es ist nichts dabei, was Euch erschrecken könnte. Ihr mögt, wenn Ihr draußen bliebet, Eurem Ohm, dem Gouverneur, begegnen, der in kurzer Frist hier sein kann."

Diese Befürchtung war genügend, ihren Widerstand zu bekämpfen. Siruela konnte sie anreden, sie erkennen, und dieser Möglichkeit wich sie bei jedem Anlasse sorgfältig aus.

Der Marquis öffnete die Thür seines Zimmers. „Ihr seht, daß ich über nicht viel mehr Bequemlichkeit zu verfügen habe, als die Gefangenen. Arm und schmucklos, wie es einem Soldaten geziemt, ist auch

dieses Gemach, doch von heute an wird es mir wertvoll, wie das Prunkgemach eines Palastes dünken, da Ihr es für kurze Minuten mit Eurer Gegenwart heiligtet."

Er rückte ihr einen Sessel herbei und nahm die gewünschten Bücher aus einem Schranke.

„Wie befindet sich Dom Duarte?" fragte er.

„Es geht ihm besser heute, wie es mir scheint."

„Ihr aber, Señora, seid bleicher als sonst. Ich fürchte, Eure Opferung übersteigt Eure Kräfte."

„Seid unbesorgt, ich fühle mich wohl."

„Das sagt Ihr stets, weil Ihr an Euch nicht denkt, doch ich beruhige mich bei Eurem Ausspruche nicht. Ich möchte Euch einen Vorschlag machen, wie kühn er Euch auch erscheine, denn Euer Wohl liegt mir am Herzen, obgleich Ihr es mir nicht glaubt."

„O, ich glaube es, Don Francisco," erwiderte Paula, „und oftmals in dem letzten Jahre meines Hierseins habe ich Eure unermüdliche Sorge dankbar empfunden."

„Lasset Euch jetzt erbitten und begebt Euch für einige Wochen nach Como, um an den Ufern des Sees Eure Gesundheit etwas zu kräftigen. Meine Mutter besitzt ein Landhaus dort. Sie wird mit Freuden Euch aufnehmen, Euch gesund und blühend pflegen."

„Eure Mutter?" wiederholte Paula, „welchen Anteil sollte sie an mir, der Fremden, nehmen?"

„Sie kennt Euch längst und weiß, daß ich — Euch liebe."

Paula schüttelte den Kopf. „Ich hoffte, Mar-

quis, daß Ihr ritterlich genug seiet, mir eine Wiederholung dessen zu ersparen, was ich nicht anhören will, noch darf."

„Ihr könnt mir verbieten, Euch zu gestehen, was mich für Euch erfüllt, aber mich nicht hindern, daß trotzdem alle meine Gedanken bei Euch sind."

Paula erhob sich. „Wollet mir die Thür öffnen; ich möchte in meine Wohnung zurück."

„Jetzt könnt Ihr unmöglich hinaus. Dort kommt Euer Oheim soeben über den Hof. Wollt Ihr ihm begegnen?"

Wirklich war es Graf Siruela, der in Begleitung Don Coronados sich der Eingangspforte näherte. Paula wich unwillkürlich tiefer in den Hintergrund des Zimmers.

„Kommt er auch zu Euch?" fragte sie ängstlich.

„Nein, er hat mit Don Vasques zu sprechen. Auch würde ich Euch schlimmsten Falles verteidigen. Es ist uns ja länger als ein Jahr geglückt, Euch seinen Späherblicken zu entziehen, obgleich er mich bereits mit Mißtrauen betrachtet und mich erst heute fragte, was meine Teilnahme für den Prinzen von Braganza hervorgerufen."

„Mein Oheim scheint sich nicht zu erinnern, daß man Großmut auch an dem Feinde üben könne, aber beklagen würde ich es, wenn diese Eure Großmut Euch irgend einen Schaden bereitete."

„Ich fürchte ihn nicht," rief Don Francisco feurig, „denn ich würde wissen, daß ich für Euch gelitten habe."

„Dies würde mein Bedauern nicht mindern und

auch Dom Duarte würde es tief betrüben.“ — Sie blätterte in den Büchern, welche er vor sie gelegt hatte. „Prüft Ihr noch immer so sorglich, was Ihr in das Gefängnis sendet?“ fügte sie hinzu. „Ich meine, Ihr argwöhnt nach wie vor, daß der Infant durch diese Bücher geheime Botschaften empfange.“

„Wäre das so unmöglich?“ lächelte er. „Euch traue ich es nicht einmal zu, Señora, denn Ihr denket zu groß, um mich hintergehen zu wollen, doch ist es mir auf das strengste befohlen, jedes Buch und jeden Gegenstand zu untersuchen, der an den Infanten gelangt.“

„So ließet Ihr die Botschaft ungehindert durchgehen, die ich Dom Duarte am Morgen meiner Abreise sandte? Mein Diener überbrachte Euch die ‚Göttliche Komödie‘ mit der Bitte, sie dem Eigner zurückzustellen.“

„Ich erinnere mich, aber auch sie wendete ich Blatt für Blatt um.“

„Und es entging Euch, daß bestimmte Buchstaben darin mit einem Nadelstiche bezeichnet waren.“

Er blickte überrascht auf sie nieder. „Euer scharfer Verstand weiß alle Vorsicht zu überlisten. Nun aber, da Ihr mir so viel verraten, sagt mir auch, was Ihr den Infanten wissen ließet.“

„O, nichts, was Euch Geheimnis bleiben müßte. Ihr hattet mir die Hoffnung erweckt, ihn mit Eurer Hilfe wiederzusehen. Ich sandte ihm zwei Worte nur, die geeignet waren, ihn in unserer neuen Trennung aufzurichten: ‚Speranza, ritorno‘, — und

er hat sie, wenn auch viel später, gefunden. Ihr werdet die unschuldige List verzeihen, die ich Euch ohne Zaudern jetzt anvertrauen darf."

„Ich bin stolz darauf, Eures Vertrauens gewürdigt zu werden," entgegnete er, „doch stolzer noch wäre ich, legtet Ihr die Sorge für Euer Wohl auf einige Zeit in meine Hände. Erwägt meinen Vorschlag, geht zu meiner Mutter. Ich lasse Euch benachrichtigen, sollte etwas hier vorfallen, das Eure Gegenwart dringend machte."

Sie glaubte in seinen Zügen mehr als nur die Besorgnis um ihre erschütterte Gesundheit zu lesen. Ein jäher Schrecken durchzuckte sie.

„Marquis," rief sie atemlos, „Ihr habt einen Grund, mich zu entfernen, den Ihr mir verschweigen wollt. Ist — ach, ich wage es nicht auszudenken — ist das Urteil bestätigt? Ihr wollt nicht, daß ich hier sei, wenn —" sie vermochte das Entsetzliche nicht in Worte zu kleiden.

„Nein, nein, Ihr täuschet Euch," suchte er zu besänftigen, „das Urteil wird voraussichtlich nie bestätigt werden."

Sie hörte nur halben Ohres die Worte. „Wir begannen bereits zu hoffen," sprach sie wie zu sich selbst, „die Verhandlungen mit dem Kardinal schienen einen günstigen Verlauf zu nehmen. Wenn die Entscheidung zu spät käme — Marquis, ich beschwöre Euch, sagt mir, ob Ihr eine Nachricht erhalten, die das Schlimmste befürchten läßt."

Der Anblick ihrer Angst, die flehende Bitte, die ihn aus ihren Augen traf, drohten ihn um seine

Fassung zu bringen. Sollte er ihr sagen, was über Duarte verhängt war, ihm durch sie die Warnung zugehen lassen, daß sein Leben bedroht sei?

Er war Spanier. Gewaltsam rief er sich seine Pflicht, seinen Soldateneid in das Gedächtnis. Dort in dem Fache seines Tisches lagen die geheimen Befehle des Königs, droben im Zimmer des Gouverneurs war Siruela, der keine Gnade kennen würde, wenn er das anvertraute Geheimnis preisgäbe. Sein eigenes Leben war verfallen, wenn er verriete, was er heute erfahren, und vor ihm in stummer Qual lag in dem Sessel das Weib, das er nur durch den Tod des anderen besitzen konnte.

Er drückte ihre Hand an seine Lippen; sie achtete es nicht. —

„Seid ruhig, edle Frau," sprach er stockend, „ich wollte Euch nicht erschrecken. Mein Vorschlag gilt Euch nur, Euch allein. Eure Gesundheit muß bei dem eingeschlossenen Leben, das Ihr führt, völlig zerstört werden und dies zu sehen, macht mir Schmerz."

Paula richtete sich langsam empor. „Ich gehe nicht fort," murmelte sie, „ich kann es nicht. Was Ihr auch sagen mögt, ich fürchte Schreckliches herannahen, das ich nicht von ihm wenden kann, aber ich will wenigstens das Recht mir wahren, in den letzten schweren Stunden bei ihm zu sein."

An die Thür des Gemaches wurde geklopft; Don Francisco ging zu öffnen; Doktor Solari stand vor ihm. Der Marquis bebte unmerklich zusammen.

„Ich komme nach dem Prinzen von Braganza

zu sehen," sagte der Arzt, „wollet mich begleiten, Don Francisco!"

„Ich stehe Euch zur Verfügung," antwortete Fuente, „doch zuvor habe ich Euch einen Auftrag des Gouverneurs auszurichten. Wartet eine Minute draußen; ich bin sogleich bereit."

Er wandte sich zu Paula zurück und übergab ihr die für Duarte ausgewählten Bücher. „Fragt Seine Hoheit, ob er außerdem noch etwas befiehlt," sprach er, sie zur Thür geleitend, „was ich thun kann, es herbeizuschaffen, soll geschehen."

Sie dankte ihm mit einem Neigen des Hauptes und verließ das Zimmer, um dem Arzte Platz zu machen, der von ihrem Oheim ausersehen war, den Befehl des spanischen Königs zu vollziehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die heiße Sonne des September brannte auf den weißen Mauern des Kastells und warf ihre blendenden Strahlen in das Zimmer zu ebener Erde, in welchem Duarte im Halbschlummer auf seinem Lager ruhte.

Er war seit Wochen schon krank gewesen, seit sechs Tagen hatte sich sein Zustand erheblich verschlimmert und man wußte, daß er sterben würde.

Welches seine Krankheit sei, niemand fragte danach. Die Ärzte gingen ab und zu und verordneten Arzneien und Tränke. Er nahm ohne Weigern, was man ihm reichte und fiel in seinen Schlummer zurück, aus dem er nur auf kurze Stunden erwachte, müden Blickes um sich zu schauen und sie zu suchen, die in den Tagen seiner Krankheit fast beständig neben seinem Bette weilte.

Man hinderte sie nicht mehr, bei ihm zu sein. Don Coronado kannte ihr Geheimnis und hatte ihr in der Rocchetta ein Zimmer einräumen lassen. Auch der Kerker des Infanten wurde nicht mehr verschlossen wie zuvor, und die Kette von ihm genommen. Der todkranke Mann dort drinnen entwarf keine Fluchtpläne mehr.

Der Gouverneur des Kastells hatte ihn gefragt, ob er ihm irgend einen Wunsch erfüllen könne, und als Duarte nach Paulas Hand griff, die stumme Bitte verstanden. Und dann war noch ein Name über seine Lippen gekommen, der seines einstigen Beichtvaters, Pater Storr, den man vor mehreren Jahren von ihm entfernt hatte, weil man argwöhnte, daß er in zu warmer Freundschaft dem Gefangenen ergeben sei. Don Coronado sandte sofort zu ihm, und heute war der Tag, an welchem Pater Storr den Prinzen wiedersehen sollte. Duarte hatte in der Nacht mehrere heftige Krampfanfälle gehabt. Nun schlief er wieder, oder war es nur stille Betäubung, in der er lag? Paula saß an ihrem gewohnten Platze neben ihm und betrachtete seine verfallenen Züge, die dem Bilde kraftvoller Männerschöne so ungleich geworden, das sie aus der fernen Zeit ihrer ersten Begegnung unvergessen im Herzen trug.

Die Jahre waren vergangen und mit ihnen eine Hoffnung nach der andern entblättert. Der Himmel hatte ihrem Flehen sich verschlossen, das Wunder, auf dessen Erscheinen er sie vertröstet, war ausgeblieben und Eduard von Braganza war ein Sterbender.

Eine schwere Thräne fiel aus ihrem Auge auf seine bleiche Stirn; sie trocknete sie hastig hinweg. Weshalb noch weinen? Er hatte die zahllosen Thränen niemals sehen dürfen, die sie um sein vernichtetes, zertretenes Leben vergossen. Jetzt war die lange Qual ja fast vorüber und seines Kerkers Pforte

öffnete der Tod, da keine andere Hand auf Erden sich dazu gefunden hatte.

Der Kranke schlug die Augen auf. „Du hast geweint, Paula,“ sagte er.

Sie schüttelte leise den Kopf. „Es ist schon wieder vorüber,“ entgegnete sie mit einem Versuche zu lächeln, „Du erwachtest so lange nicht und ich begann mich um Dich zu sorgen.“

„Ich träumte, daß ich in meiner Heimat, in Viçosa, sei — und Du bei mir,“ sprach er, „ich war wohl schon im Himmel, um so glücklich zu sein.“

Sie vermochte nichts zu sagen; ihr war es, als müsse jedes Wort in Wehmut ihr ersticken.

Schweigend mischte sie den Trank, den einer der Ärzte verordnet hatte und trat damit an sein Lager. „Willst Du Deine Arznei nicht nehmen?“

„Ich werde stets so müde danach,“ antwortete er, „und vor meinen Augen bewegt es sich wie Flammen. Heute aber möchte ich völlig klaren Geistes sein, wenn Pater Storr kommt, den ich so schmerzlich lange entbehrte.“

Sie stellte den Becher mit dem Tranke wieder auf den Tisch. „Auch ich beobachtete, daß Du nach der neuen Arznei, die Doktor Solari Dir gab, so viel und unruhig schläfst,“ sagte sie, „ob sie denn das rechte Mittel für Dich war?“

„Sie wird das rechte gewesen sein,“ sprach er mit mattem Lächeln. „Ich habe gegenwärtig nicht die geringsten Schmerzen. — Doch horch, es kommt ein Schritt den Gang hinab; öffne die Thür, mein Lieb, gewiß, es wird Storr sein.“

Wirklich war es der Pater, der in das Gefängnis trat; Duarte richtete sich, trotz seiner Schwäche, lebhaft empor.

„Mein Pater," rief er, ihm die Hand entgegenstreckend, „welche Freude, Euch noch einmal zu sehen! O Dank sei Gott, der mir noch diesen Wunsch erfüllte!"

Pater Storr beugte sich in tiefer Bewegung über die dargereichte Hand. „Auch ich danke dem Herrn, der mir vergönnte, zu Euch, mein teurer Prinz, kommen zu dürfen," sprach er, „wollte er es in seiner Gnade geben, daß ich Euch nicht auf dem Krankenlager träfe!"

„Ich werde es bald mit einem anderen Lager vertauschen, auf welchem es sich tiefer noch und ruhiger schläft," erwiderte Duarte fast heiter. „Ihr seid es, der mich dorthin geleiten soll; Ihr werdet meinen letzten Willen, meine letzte Beichte entgegennehmen."

„O, mein gnädiger Herr, es wird noch nicht von nöten sein. Ihr werdet auch diese Krankheit überwinden und wieder gesund werden."

„Ich bin bereit zu gehen, wenn Gott mich ruft," sagte der Kranke. „Des Lebens Last lag schwer auf mir, mein Pater, ich meinte oft, sie nicht mehr tragen zu können. Um einer willen aber würde ich sie wieder auf mich nehmen, den Schmerz ihr zu ersparen, den mein Scheiden ihr bereitet."

Der Beichtvater rückte einen Tisch an das Bett und legte Papier und Feder zurecht. Paula verließ geräuschlos das Gemach.

Duarte teilte dem Pater seine letzten Ver-

fügungen und Wünsche mit. Niemand von seiner Umgebung wurde von ihm vergessen; den Dienern, die die Jahre seiner Gefangenschaft mit ihm geteilt, wurden größere Geldsummen ausgesetzt und sie der ferneren Fürsorge König Joaos empfohlen. Auch Anas und Marias wurde mit einem Vermächtnisse gedacht, sowie einiger der Beamten des Kastells, denen sich der Infant zu Dank verpflichtet fühlte.

Die Kostbarkeiten, die er noch besaß, sollten als Erinnerung an verschiedene Personen, die er nannte, verteilt werden. Seinem Richter, Fernando de Castro, war eine Rose in Diamanten bestimmt, die ihm sein Bruder, der König, unlängst gesandt hatte.

Das Testament war vollendet, als Paula zurückkehrte, ihm einige Früchte zu bringen, die einzige Nahrung, die er noch zu sich nahm.

„Nun habe ich über alles, was ich noch besaß, verfügt," sprach er zu ihr, „nur Dir, meine Paula, wußte ich nichts zu vermachen. Es war mir alles zu wertlos, im Hinblick auf das, was ich Dir zu danken hatte."

„Bedarf es für mich des sichtbaren Erinnerungszeichens, wenn Du von mir gegangen?" entgegnete sie. „Ich lebte Jahre hindurch nur in Dir; mein ganzes Leben fortan wird Erinnerung sein. Bitte für mich an Gottes Thron, daß wir nicht auf lange voneinander scheiden."

„Nicht auf lange," wiederholte er träumerisch und seine fieberheißen Lippen preßten sich auf ihre Hand.

Stimmen ertönten draußen auf dem Gange;

in den Kerker trat Don Coronado in Begleitung des Marquis Fuente.

„Vergebt, wenn ich Euch störe," sprach der Gouverneur ehrerbietig, „doch ein Reitender brachte mir soeben diesen Brief von Paris, den ich Euch nicht vorenthalten möchte."

Duarte warf einen Blick auf das Siegel, mit dem das Schreiben geschlossen war.

„Vom Kardinal!"

Seine zitternden Finger vermochten den Brief nicht zu erbrechen. Er reichte ihn Paula hin.

„Lies ihn und teile mir den Inhalt mit."

Sie öffnete das Schreiben, ihre Augen eilten über die Zeilen; mit einem leisen Schrei sank sie erbleichend in den Sessel zurück.

Die Männer umgaben erschreckt die Bewußtlose; Duarte hatte sich des Briefes bemächtigt, der in Paulas Schoß gesunken, um zu erfahren, was sie so erschüttert hatte.

Der Kardinal teilte ihm in verbindlichen Worten mit, daß Philipp IV. den Vertrag unterzeichnet habe, der ihm seine Freiheit wiedergab, und daß es nur noch einiger äußerer Formalitäten bedürfe, um die Angelegenheit zu dem so lange verzögerten Abschlusse zu bringen.

Der Infant wandte sich zu Paula, die unter den Bemühungen des Gouverneurs und des Marquis soeben die Augen aufschlug. Fuente blickte suchend um sich, irgend etwas zu entdecken, das er ihr zur Stärkung reichen könnte. Der Becher dort auf dem Tische schien Wein zu enthalten, wie solcher dem

Kranken seit kurzem verordnet war. Er ergriff ihn rasch und näherte ihn ihren Lippen. Mechanisch, ohne des Gebotenen zu achten, trank sie ihn leer; in ihre Wangen war die Farbe zurückgekehrt, ihre Augen glänzten unnatürlich, als sie jetzt ihr Haupt erhob.

Duartes Blick fiel auf den Becher in Fuentes Hand. „Marquis, was habt Ihr Paula gegeben?" rief er aus.

„Seid unbesorgt," antwortete Don Francisco, „nur von dem Weine, der auf dem Tische stand."

„Der Wein war mit der Arznei für mich gemischt."

Fuente starrte ihn entsetzt an. „Mit der Arznei für Euch?" stammelte er verwirrt.

Paula schien sich wieder erholt zu haben; begütigend strich sie über Duartes Hand. „Der Trank wird mir nicht Schaden bringen," sagte sie sanft, „ich habe ihn schon mehrmals versucht, wenn ich ihn für Dich bereitete."

„Ihr dürft das nicht, Señora," fiel der Marquis aufgeregt ein. „Was Kranken nützen soll, kann den Gesunden von höchstem Übel sein. Ich gehe sofort Doktor Solari rufen lassen. Er soll bestätigen, ob die Arznei Euch unschädlich sei."

Er stürzte aus dem Gemache, Don Coronado sah ihm mißtrauisch nach. Duarte und Paula achteten seiner nicht mehr.

„Lies hier, Geliebte," sagte der Infant, „was wir so heiß ersehnten, so oft erflehten, es ist gekommen. Mazarin schreibt mir, daß der König von Spanien darein willige, mich freizugeben."

„Ich las es bereits,“ erwiderte sie dumpf, „und es schlug mich nieder, daß es zu spät geworden.“

Er schien seine Schwäche zu vergessen; seine Augen leuchteten, er streckte die Arme aus, als wolle er die neue Freiheit umfangen, deren strahlende Gestalt ihm aus der Ferne winkte.

„Nein, es ist nicht zu spät,“ rief er, „es darf nicht zu spät sein, noch fühle ich das Leben in meinen Adern pochen, noch kann ich denken, mich erinnern und abermals hoffen. Ich will wieder gesund werden und mit Dir in den neuen Tag treten; — es war der lange Gram ja nur, der mir das Mark verzehrte, die Kräfte mir vorzeitig brach. Er ist vorüber; ich werde wieder frei sein und in der Sonne meines Vaterlandes erstarken. Wir gehen in meine Heimat, Paula, — ach, ich muß ja leben, um Deinetwillen, die mir ihr ganzes Leben gab. Ich muß noch Zeit haben, Dir zu vergelten, was Du, Geliebte, für mich gethan. — Lasset Saroldoni kommen, Don Coronado, — er muß mir sagen, ob ich wirklich so krank sei, — begreift Ihr denn nicht, daß ich jetzt nicht, — jetzt nicht sterben kann?“

Der Gouverneur wollte etwas erwidern; die Stimme versagte ihm, der Beichtvater wandte sich ab.

Paula hatte das Haupt des Sterbenden in ihre Arme genommen, die Thränen, die sie ihm bisher zu verbergen gewußt und an denen ihr Herz zu brechen drohte, flossen unaufhaltsam jetzt über ihre Wangen.

Die Blicke Duartes wanderten von einem zum andern; er versuchte abermals zu sprechen, ein neuer

Krampfanfall überfiel ihn; er sank kraftlos auf sein Lager zurück.

Paula wollte die Arznei von dem Tische nehmen, ihm einige Tropfen davon einzuflößen. Die Hand Don Coronados legte sich auf ihren Arm.

„Gebt ihm nichts mehr davon," sagte er leise.

Nie mehr in seinem späteren Leben vermochte Coronado den Blick zu vergessen, der ihn aus den weitgeöffneten Augen der unglücklichen Frau traf. Doch die furchtbare Anklage, die sich in ihr erhoben, blieb unausgesprochen, — noch atmete Duarte, noch bedurfte er ihrer, sie mußte den schwarzen Verdacht, der blitzesgleich in ihr aufgestiegen, bezwingen um seinetwillen, seinen letzten Kampf durch ihren Jammer nicht zu stören.

Der Beichtvater begann die Sterbegebete zu sprechen, Paula war neben dem Bette auf die Knie gesunken; sie hatte die Hände gefaltet, aber sie hörte nicht, was der Priester sprach. All ihr Denken, ihr Empfinden war auf ihn gerichtet, der jetzt wieder regungslos in seinen Kissen lag und den man gemordet, weil man ihm die Erlösung aus seinen Banden nicht vergönnt hatte.

In der Thür erschien der Arzt, Doktor Solari, hinter ihm zeigte sich Fuentes verstörtes Gesicht. Der Gouverneur winkte beiden heftig zu, die heilige Handlung nicht zu unterbrechen.

Solari machte trotzdem Miene, sich dem Bette zu nähern. Paula sprang empor und stellte sich wie schützend vor Duarte. „Euer Amt ist zu Ende,

Doktor," sagte sie schneidend, „überzeugt Euch, ob Euer Werk gelungen."

Solari wich zurück, Fuente zog ihn mit sich hinweg.

„Ihr müßt sie zwingen, etwas zu nehmen, Meister," flüsterte er ihm draußen zu, „ich sagte Euch, daß sie aus Versehen von dem Tranke etwas bekam."

„War es viel?" fragte der Arzt.

„Die gewöhnliche Dosis vermute ich, die er zweimal am Tage nahm, in ein Glas Wein gemischt."

„Dann tritt die Wirkung nicht so schnell ein," erwiderte Doktor Solari kaltblütig, „und auch ohne dieses hat sie auf kein langes Leben mehr zu rechnen. Ich staune, wie sie es so lange ausgehalten."

Der Marquis packte Solaris Arm. „Ihr müßt sie mir retten," stieß er hervor, „ich reichte ihr den Trank und habe sie getötet."

Solari zuckte die Achseln. „Geduldet Euch; ich kann sie nicht von seinem Sterbebette reißen. Es wird mit ihm nicht lange mehr dauern; inzwischen will ich alles vorbereiten."

In dem Gefängnisse war es wieder still geworden. Paula hielt die erkaltende Hand des Geliebten, und der Priester betete leise.

Die Sonne begann zu sinken; rötliche Lichter spielten an der Kerkerwand und die müden Augen des Sterbenden richteten sich auf den hellen Schein.

„Ist schon der Tag vorüber?" fragte er und seine Stimme klang verändert.

„Noch nicht, mein Duarte," antwortete Paula, „die Sonne ist im Untergange."

Er schaute zu ihr empor, die zu ihm gesprochen, und ein Lächeln verklärte sein Angesicht. „Im Abendscheine war es, als ich Dich zum ersten Male traf," sprach er vor sich hin, „dort vor der Hütte Kaspars, — weißt Du es noch? — Er war im tiefsten Elend und doch so felsenfest in seinem gläubigen Vertrauen; er war ein Ketzer und wußte dennoch den fremden Gewalthaber zu besiegen, in dessen Hand sein Leben, seine Freiheit lag, weil er darauf baute, daß sein Gott ihm helfen würde. — ‚Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen.' — Waren es nicht jene Worte, die ihn mit solcher Zuversicht erfüllten? Oft und oft klangen sie in den langen Leidensjahren in meiner Seele wieder. — Warum weinst Du so, Geliebte? Siehe, die Errettung ist gekommen, ob auch anders, als sie unsere Herzen ersehnten. Kurz nur wird die Trennung sein, unser ist die ganze Ewigkeit."

Sein Atem wurde schwächer, ein Ausdruck hehren Glückes strahlte in den Augen auf, die an ihr hingen.

„Wir sehen uns wieder und dort bist Du mein."

Es waren seine letzten Worte; vier, fünf bange Minuten folgten; durch das Gemach tönten die schweren Atemzüge der Männer, die an seinem Lager standen, und Paulas leises Schluchzen. Als die Sonne ferne hinter den rotglühenden Wolken erloschen, war auch das Leben Eduards von Braganza erloschen.*)

* * *

---

*) 3. September d. J. 1649.

Der Priester hatte dem Toten die Augen geschlossen, der Gouverneur berührte Paulas Arm.

„Kommt mit mir, edle Frau," sagte er mit bewegter Stimme.

Sie erhob sich von ihrem Platze, ihre Thränen waren versiegt, ihre Züge wie erstarrt, als sie die Frage an Don Coronado richtete: „Erfordert es Eure Pflicht, daß Ihr meinen Oheim, den Grafen Siruela, benachrichtigt?"

„Ich muß es unverzüglich thun."

„Gewährt mir die Gnade, nur eine Viertelstunde noch mich mit ihm" — sie deutete auf den Toten — „allein zu lassen."

Er wagte nicht, ihr die Bitte abzuschlagen. „Es soll geschehen," erwiderte er und verließ mit dem Priester das Kerkergemach, Fuente an den Gouverneur zu senden. — —

Paula ging, als sie sich allein sah, zu dem Tische, auf welchem die vorgebliche Arznei Duartes stand, und goß den Rest derselben in den Becher.

„Sie haben Dich gemordet, mein Geliebter," sprach sie, mit dem Becher an das Totenbett zurückkehrend, „und sie erschraken, als sie hörten, daß ich den Trank genommen, der für Dich bestimmt war. Es genügt für mich noch, was hier übrig blieb und, wie ich Dein Leben durch diese bangen, leiderfüllten Jahre teilte, so sei es mir gegönnt, auch Deinen Tod zu teilen."

*　　*　　*

Graf Siruela erhielt um acht Uhr abends die Nachricht von dem Hinscheiden seines Gefangenen. Er begab sich sofort in das Kastell, den Tod des Prinzen von den Ärzten bestätigen zu lassen, um die willkommene Botschaft nach Madrid zu melden.

Don Coronado empfing ihn und führte ihn in den Kerker, in welchem die Leiche des Infanten lag. Die beiden Diener, die man erst jetzt an das Totenbett gelassen, standen weinend neben ihm, in dem Sessel zur Seite des Lagers, mit dem Antlitz auf dem Kissen des Gestorbenen, lehnte die Gestalt einer dem Gouverneur unbekannten Frau.

„Was bedeutet das?“ herrschte er Don Coronado an. „Wer ist jenes Weib?“

Die mit ihm eingetretenen Ärzte hoben die Leblose empor. Siruela warf einen raschen Blick auf sie.

„Paula,“ rief er betroffen aus.

Don Coronado näherte sich ihm. „Mein General,“ sprach er ernst, „richtet nachsichtig über die Unglückliche, die Euren Befehl übertrat.“

Graf Siruela wandte sich zu den Ärzten. „Bringt sie hinweg von hier,“ befahl er, „und tragt Sorge für sie. Ich werde später mit ihr sprechen.“

Der Marquis de la Fuente drängte sich, alle Vorsicht dem Gouverneur gegenüber vergessend, durch den Kreis der Anwesenden.

„Ich werde sie in mein Zimmer tragen,“ sagte er hastig, „folgt mir, Solari. Ihr dürft keine Minute mehr versäumen.“

Der Arzt gehorchte. Im Verein mit Fuente

trug er Paula vorsichtig in das Zimmer des Marquis und wandte die entsprechenden Mittel an, sie wieder in das Leben zu rufen. Gleichmütig stellte er nach einer Viertelstunde sein Bemühen ein.

„Ihr wartet vergebens, Marquis," sprach er, „und thätet besser, zu Eurem General zurückzukehren, damit er nicht Verdacht schöpft, daß Ihr der Helfer der Baronin gewesen. Zählt nicht mehr auf ihre dereinstige Dankbarkeit — sie ist tot."

* * *

Die Bestattung des Prinzen von Braganza fand drei Tage später in aller Stille statt. Man wies dem einfachen Sarge, in welchen man ihn gelegt, einen Platz in der Kirche des Kastells an und vermied es sogar, durch irgend ein äußeres Ehrenzeichen den Rang anzudeuten, den der Verstorbene im Leben eingenommen.

Vergebens bat auch jetzt der König von Portugal, ihm wenigstens den Leichnam dessen zu überlassen, den er in opferwilliger Liebe zu retten versucht, bis auch die letzte Hoffnung erloschen war. Philipp schlug auch dieses Verlangen ab; sein Rachedurst war mit dem Tode seines Feindes noch nicht genügend befriedigt, um sich zu irgend einem Zugeständnisse herbeizulassen.

Das Monument, das Joao seinem tiefbetrauerten Bruder errichtete, blieb leer. Der Schlüssel zu dem Sarge, der, fern der Heimat, in der Kirche zu Mailand stand, war alles, was die treuen Diener ihm zu überbringen vermochten.

Aber auch der Sarg sollte nicht an seiner Ruhestätte bleiben.

Im Jahre 1767 wurde Mailand*) von den Österreichern erstürmt; die in das Kastell eindringenden Soldaten zerstörten einen Teil desselben und verwandelten die Kirche in einen Pferdestall. Die Särge, welche man vorfand, wurden zertrümmert, die darin enthaltenen Gebeine in eine Grube geworfen.

Der Sarg Eduards von Braganza verschwand mit den übrigen, sowie die Erinnerung an den fürstlichen Dulder von Rocchetta schon längst in dem Gedächtnisse der Nachwelt erstorben war. Gewaltigere Ereignisse waren über sein Schicksal hinweggerollt und hatten jede Spur desselben verwischt.

Selbst die Geschichte erwähnt seiner kaum noch, der als eine der edelsten und uneigennützigsten Gestalten unter seinen Mitkämpfern in dem Wirrsal des langjährigen Völkerkrieges gestanden hatte und der als eines der schuldlosesten Opfer einer ränkevollen Politik und der niedrigsten Rachsucht in der Blüte seiner Jahre aus dem Leben scheiden mußte: — vergessen — verschollen!

*) Seit dem spanischen Erbfolgekriege 1713 war Mailand bereits Österreich zugefallen, doch kämpften die Franzosen noch jahrzehntelang um den Besitz.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Schuldlos geopfert

Bd.: 3.

1896